Carl Ignatius Lorinser.

Eine Selbstbiographie.

Vollendet und herausgegeben

von seinem Sohne

Franz Lorinser.

Zweiter Band.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1864.

Geschrieben 1850.

Die Reise ist nicht ohne gute Folgen gewesen. Ich habe den Zweck meiner Sendung erreicht und der Regierung nicht allein sichere und maßgebende Nachrichten über die Pest und die dagegen getroffenen Vorkehrungen gegeben, sondern auch die Geschichte einiger localen Pestausbrüche mitgetheilt und eine genaue Beschreibung der von mir untersuchten Kais. Oesterreich. Contumazanstalten, eine vollständige Sammlung der darauf Bezug habenden Gesetze und Verordnungen und auch eine gründliche Relation über das Russische Quarantainewesen und Pestverfahren überreichen können. Vieles von Diesem konnte ich nur auf vertraulichem Wege und in meiner Eigenschaft als geborner Oesterreicher mir verschaffen.

Mein wissenschaftliches Interesse ist reichlich genährt und größtentheils befriedigt worden. Durch eigenes Anschauen, Erkundigen und Combiniren bin ich auf dieser Reise zu dem schätzbaren Material gelangt, das später zur Grundlage meiner Pestschriften mir gedient. An Länder- und Menschenkenntniß bin ich in wenigen Monaten reicher, als sonst in Jahren geworden. Dies konnte bei reger Aufmerksamkeit nicht ausbleiben auf einem Wege von 500 bis 600 Meilen, der mich in tägliche Berührung mit Menschen brachte in Ländern, wo die ver-

schiedensten Völker, wie sonst nirgends in Europa, neben- und untereinander wohnen. Gott sei gedankt, in jedem Lande und bei jedem Volke habe ich wohlwollende, gute Menschen gefunden. Der junge (leider zu früh verstorbene) Fürst v. Lobkowitz (Gouverneur), und der greise Freiherr v. Stutterheim (commandirender General) in Lemberg, die Generäle v. Hohenegg in Czernowitz, Frhr. v. Mohr in Herrmannstadt, v. Foith in Semlin, sowie die Offiziere in der Militärgrenze haben mir zur Erreichung meines Reisezweckes den größten und freundlichsten Beistand geleistet. Der biedere, gemüthliche Grenz-, Stadt- und Schloß-Commandant Franz Haffner in Cronstadt, das Musterbild eines echten, alten Oesterreichers ist mein persönlicher Freund geworden. Von den Aerzten (DD. Lyro in Czernowitz, Stransky in Suczawa, Petrowitsch in Posantsche, v. Greising in Cronstadt, Minas in Semlin, sowie von den Russischen Collegen v. Diemer aus Kameniec-Podolsk und Führich in Nowoselice) ist mir mit wahrhaft collegialischer Theilnahme und meistens auch mit großer Gastfreundschaft begegnet worden. Und wie könnte ich jemals den alten hochachtbaren Contumazdirektor Plan in Semlin und den frommen Contumazkaplan Reich in Rothenthurm vergessen? Selbst der Moldauer Jude Abraham Beerl Fokschaner, der mir durch Galizien geholfen, der Wallach, mit welchem ich den Kamm der Karpathen von Pojana-Stampi bis Bistritz übersteigen, der alte Siebenbürger Thomas Fronius, auf langer Fahrt mein Rosselenker, und zuletzt auch mein zwölfjähriger Zigeunerknabe Peter Mehé, der mir viele Wochen (von Deva bis Ofen) als treuer Begleiter und Diener angehangen — sie werden niemals meinem Gedächtniß entschwinden.

Endlich muß ich noch anführen, daß der höhere Schutz, den ich in allen Nöthen auf eine sichtbare, öfters höchst auf-

fallende Weise erfahren, mein Vertrauen auf Gottes Vorsehung nicht wenig erhöht hat und daß die ausgestandenen Mühsale auch geeignet gewesen sind, mich demüthiger und genügsamer zu machen. — Ich wußte nicht, daß solche Tugenden mir bald in noch höherem Grade nöthig sein würden!

Wenige Stunden vor dem denkwürdigen Eisgange des Jahres 1830 hatte ich, längs der Donau reisend, Wien erreicht und in der Leopoldstadt Wohnung genommen. In der Nacht begann das Unglück, durch welches Stadt und Land verwüstet und in Ungarn ganze Comitate unter Wasser gesetzt wurden. Am Morgen des 1. März hatten die wilden Fluthen beinahe mein Zimmer im ersten Stocke bespült. Ich mußte durch eine eingeschlagene Wand über Altane und Treppen der Nachbarhäuser flüchtend, in der inneren Stadt Zuflucht suchen und hier noch volle 8 Tage verweilen, bevor ich meine Reise fortsetzen konnte. Die Sehnsucht nach den Meinigen war auf das Höchste gestiegen und niemals ist mir das Warten so schwer geworden. Indessen freute sich mein guter Vincenz Fiebrich, der zwölf Jahre früher mir den Weg zu meiner Flucht nach Preußen gezeigt, mich jetzt in besseren Verhältnissen wieder zu sehen, nicht minder auch der unruhige Lh..., der eben damit umging, zur Reise nach Neuholland Anstalten zu machen. Nachdem zuletzt auch diese unerwartete 8tägige Contumaz überstanden, alle Brücken aber zerstört waren, bin ich mit unter den Ersten gewesen, die es wagten, bei Nußdorf auf einer Plätte über die Donau zu setzen, obgleich der reißende Strom noch voll von Treibeis war.

Bei der schlechten Beschaffenheit der Wege und meiner Ungeduld sind alle Postillons mir viel zu langsam gefahren. Das letzte Nachtquartier mußte noch in Krappitz gehalten werden. Mein Wagen, vielfach zertrümmert und geflickt, bald auf

Schlittenkufen, bald wieder auf Räder gestellt und zuletzt noch drei Tage vom Wasser überfluthet, drohte in Stücke zu fallen und glich einem abgetackelten Schiff, welches die Reise um die Welt gemacht. Am 12. März, dem Geburtstage meines Sohnes, um 9 Uhr Morgens stand dieses vielgeprüfte Fahrzeug in Oppeln vor meiner Wohnung still und wurde nie mehr in Gebrauch genommen. Die Reise war überstanden, aber nicht ihre unglücklichen Folgen, die mich selbst und meine arme Gattin trafen.

Auguste war, um während meiner Abwesenheit nicht allein zu stehen, im Monat Dezember 1829 zu ihren Verwandten nach Berlin gereist und erst im Februar 1830 wieder zurückgekehrt. Sie hatte bei heftiger Kälte und schlechtesten Wegen auf der langsamen Hin- und Herreise ähnliche Mühseligkeiten und Gefahren wie ich in Ungarn bestanden, überhaupt aber weit mehr gelitten, als ihr schwächlicher Körper zu ertragen vermochte. Furcht und Sorge verließen sie selten ganz und trugen mit dazu bei, daß damals in den Eingeweiden jene krankhaften Stockungen sich bildeten, welche zu einem langen Siechthum und endlich zum Grabe führten. Als die schmerzensreiche Frau auf den Schall des Posthornes mit wankenden Schritten mir entgegenkam und bleich und weinend in meine Arme sank, erkannte ich sogleich mit der tiefsten Wehmuth, wieviel sie erduldet und noch zu leiden habe. Und bei der Ueberreichung einer goldenen Kette, die ich ihr in Wien gekauft, brach sie von Neuem in helle Thränen aus, versichernd, daß sie diesen Schmuck nicht verdiene und auch nicht lange brauchen könne, da sie ja doch bald sterben würde. So mischte sich der Freude des Wiedersehens eine Traurigkeit bei, die selbst durch den tröstenden Anblick des aus der Schule herbeigerufenen Kindes nicht gemildert werden konnte. Auf das Höchste aber stieg

meine Besorgniß, als ich in den nächsten Tagen (mit Zuziehung des erfahrenen Dr. Dz.....) die Beschaffenheit des vorzugsweise leidenden Organes erkannt und die Gewißheit erlangt hatte, daß ein großes Uebel im Anzuge und schon beträchtlich vorgeschritten sei. Was die Kunst in solchen Fällen zu thun pflegt, wurde sofort in Anwendung gebracht. Die Kranke mußte sich einer sehr unbequemen Kur unterwerfen und einige Monate fast beständig in liegender Stellung verharren, was ihr ungemein beschwerlich fiel. Dabei wunderte sie sich zuweilen über meine Geduld und die außerordentliche Sorgfalt, mit welcher wir die Pflege besorgten — ach! sie wußte nicht, daß ich fast immer von dem Gedanken gemartert wurde, sie später an einem furchtbaren Schaden sterben zu sehen. Nach einigen Wochen jedoch verminderten sich allmälig die Schmerzen und wider Erwarten schien auch der kranke Theil auf den normalen Zustand zurückgebracht zu sein, nur das Gefühl einer Verwundung blieb zurück. Ob diese Besserung durch unsere Heilmittel oder durch unsere Gebete oder durch Beides herbeigeführt wurde, lasse ich dahingestellt sein. Gott wollte uns die Liebe noch länger erhalten, obgleich sie noch oft und viel an derselben Krankheit zu leiden hatte und den Keim des Todes in sich trug.

Meine eigene Gesundheit ist durch die angestrengte Winterreise tief erschüttert worden. Als ich diese antrat, hatte ich das 33. Lebensjahr vollendet und befand mich bei voller und gesunder Jugendkraft. Der vielfache Wechsel der Ereignisse und Erscheinungen, sowie die ununterbrochene geistige Erregung ließen mich unter Weges nur selten ein Unwohlsein empfinden und außer einigen fieberhaften Rheumatismen, die schnell vorübergingen, hat mich keine Krankheit befallen. Aber bald nach meiner Rückkehr zeigten sich Veränderungen und Gebrechen, die mich erkennen ließen, daß der Höhepunkt des physischen Lebens-

laufes überschritten und die absteigende Hälfte der irdischen Pilgerschaft begonnen sei. Mein dichtes, schwarzes Haar war seidenweich geworden und begann jetzt auszufallen und grau zu werden; die Zähne wurden schadhaft und gingen zum Theil verloren. Endlich fing ich an, bei feuchter Witterung von einem Kopfschmerz ergriffen zu werden, der, anfänglich für rheumatisch gehalten, immer deutlicher zur Cephalea arthritica sich ausgebildet und mich zwölf Jahre lang geplagt hat, bis in Italien eine andere Leidensform an seine Stelle trat. Ueberhaupt war ich anfälliger und zu sogenannten Erkältungen sehr geneigt geworden. Es erging mir wie vielen Offizieren, welche die Beschwerden eines Feldzuges anscheinend sehr glücklich überstehen, dann aber zeitlebens über ihre Gesundheit zu klagen haben. Die meinige konnte sich um so weniger wieder befestigen, je mehr sie noch in der Folge durch niederbeugende Affekte, geistige und körperliche Anstrengungen und eine ungleichmäßige Lebensweise beeinträchtigt wurde.

Im Monat Mai, als meine letzten Reiseberichte kaum vollendet waren, erhielt ich von dem Minister den neuen Auftrag, die Quarantaine-Anstalten des Großherzogthums Posen zu revidiren und mit dem dortigen Oberpräsidenten die bessere Einrichtung derselben zu berathen und in Vorschlag zu bringen. Wie unangenehm auch dieses Geschäft zu sein schien, (besonders in persönlichen Beziehungen), ich mußte dem Befehl gehorchen. Glücklicher Weise war um dieselbe Zeit meine Schwiegermutter zum Besuche bei mir eingetroffen und Auguste durfte nicht allein bleiben. In Posen, wo ich acht Tage verweilte und Vieles mich an Krakau und Lemberg eben nicht freundlich erinnerte, war ich Zeuge eines verwüstenden Orkanes, der damals auch die Meinigen daheim in Schrecken setzte und die später

erfolgende politische Erschütterung zu verkünden schien. In der dritten Woche kehrte ich froh nach Oppeln zurück.

Im Sommer, als Auguste wieder reisefähig geworden, sollte sie eine Badekur gebrauchen und wir entschlossen uns Alle nach Teplitz zu gehen. Auf dem Wege dahin wurde zuerst das Haus meiner Eltern in Nimes besucht, wo es Viel zu erzählen gab und endlich in Schönau, nahe am Turner-Park, auf vier Wochen eine Niederlassung eingerichtet. Unsere Kranke war mit dem Aufenthalt in dieser lieblichen Gegend sehr zufrieden; sie lobte auch die Bäder, obgleich sie davon im Anfang sehr angegriffen und periodisch noch von Schmerzen heimgesucht wurde.

Wir waren noch nicht lange im Bade, als uns durch das unvermuthete Erscheinen unseres lieben Freundes Hampel, des Stettiner Pfarrers, die angenehmste Ueberraschung widerfuhr. Er kam aus Bayern, wohin er eine Erholungsreise gemacht und kehrte zu seiner Mission zurück, nachdem er einige Tage in unserer Mitte verweilt und sich besonders an unserem Franz erfreut hatte, der ihm bei der heiligen Messe ministriren konnte. Wir haben den guten Mann seit dieser Begegnung nicht mehr wiedergesehen. —

Friedrich Wilhelm III. war in Teplitz viele Jahre der treueste und vornehmste Badegast, und zeigte sich dort in seiner Einfachheit fast liebenswürdig. Zuweilen kam ich mit seinem Leibarzt v. Wiebel zusammen, der, kein Gelehrter, aber ein rechtschaffener Mann, mir freundliche Theilnahme bewies. Durch diesen wurde ich Alexander v. Humboldt, dem Fürsten Wittgenstein und auch dem Kabinetsrath Albrecht vorgestellt. Es war viel von meiner interessanten Reise die Rede. Ich sollte auch den König sprechen und wurde an einem Sonntage um die Mittagszeit in die große Allee des Schloßgartens beschieden,

wo der Monarch promenirend sich am liebsten mit Fremden unterhielt. Als ich zur bestimmten Stunde unter den vielen Herren und Damen erschien, die den König zu umgeben und zu begleiten pflegten, gerieth ich mit Humboldt in ein interessantes Gespräch über Quarantainen und gelbes Fieber, während Wiebel mich „wie eine Stecknadel" suchte, da ich zur Audienz schon angemeldet war. In dem Augenblick aber, als der Letztere mich gefunden und eilig am Arme gefaßt hatte, erfolgte ein starker Donnerschlag und ein Platzregen stürzte in Strömen herab. Se. Majestät ergriff zuerst die Flucht, alle Hofleute folgten nach, die ganze Gesellschaft stiebte im Nu auseinander, und die Vorstellung konnte nicht mehr stattfinden. Mir blieb nichts übrig, als durchnäßt nach Hause zu gehen. — Am nächsten Morgen reiste der König ab, wahrscheinlich veranlaßt durch die Juli-Revolution in Frankreich, von deren Ausbruch wir in Teplitz die erste Kunde vernahmen. — Bald darauf verließ uns die Mutter, um nach Berlin zurückzukehren. Wir Anderen gingen noch auf 6 Tage nach Nimes und schlugen dann über Nachod und Glatz den Weg nach Schlesien ein.

Der übrige Theil des Jahres ist uns in stillem Frieden verflossen. Auguste konnte wie sonst wieder ihr Hauswesen besorgen und ich endlich anfangen, über die Rinderpest ein Buch zu schreiben. Die Welt war unruhiger als gewöhnlich und im Dezember brachte die polnische Insurrektion auch in Schlesien viel Aufregung und Lärm hervor; doch unsere Ruhe blieb ungestört. Wir feierten ein glückliches Weihnachtsfest und neben der Krippe des Heilandes, die alljährlich erbaut wurde, gedachte ich mit tiefster Dankbarkeit der elenden und einsamen Herberge, in welcher ich vor einem Jahre die heilige Christnacht hatte zubringen müssen.

Wenn jemals, so hätte ich für die im vergangenen Jahre bewiesene aufopfernde Thätigkeit eine öffentliches Anerkenntniß von Seiten des Staates verdient. Alle Welt war überzeugt, daß mir ein solches nicht entgehen könne; ich selbst erwartete es mit Zuversicht, ja ich wünschte eine Belohnung dieser Art schon deßhalb, damit es nicht scheine, als sei die höchste Behörde mit meinen Leistungen nicht zufrieden gewesen. Doch Aller Erwartung wurde getäuscht; denn, außer den Reisekosten, habe ich Nichts, ja nicht einmal eine Antwort auf die eingesandten Berichte erhalten. Der Grund dieser Unbilligkeit lag vielleicht darin, daß der Staatsrath Langermann fortwährend kränklich und mit dem Minister zerfallen war und dem mir abgeneigten Rust immer mehr das Feld geräumt hatte. Vielleicht auch mochte er glauben, daß eine künftige Berufung an seine Stelle für mich die beste Auszeichnung sei. In jedem Falle durfte ich an der Fortdauer seiner Freundschaft nicht zweifeln, da er meiner Frau und meinem Kinde, als sie in Berlin waren, eine wirklich väterliche Theilnahme geschenkt und ihnen ein liebevolles Schreiben an mich mitgegeben hatte. Es fehlte mir auch nicht an moralischen Gründen, die mich wegen der vermeintlichen Zurücksetzung zu beruhigen im Stande waren; indessen blieb noch auf lange Zeit ein Stachel zurück und fortan konnte ich nicht ohne bittere Ironie die Liste der Beförderten und Dekorirten lesen, von welchen so Viele ihre Erhebung nur dem Zufall verdanken.

Während die gefürchtete Cholera auf ihrem ersten Zuge von Osten nach Westen immer näher rückte, im Frühjahr schon das benachbarte Polen erreicht und die daselbst kämpfenden Heere ergriffen hatte, fand ich in der ersten Hälfte des Jahres 1831 noch so viel Muße, um meine Schrift über die Rinderpest zu vollenden. Was früher von mir unter die

Presse kam, ist größtentheils compilirt, durch äußere Nöthigung entstanden und gehört mir nicht selber an. Dieses Buch erkenne ich als mein erstgebornes literarisches Produkt, welches in der Hauptsache aus meiner eigenen Erfahrung und Anschauung hervorgegangen. Es ist nicht bloß aus Pflicht, sondern auch durchaus con amore und zum Theil in der Absicht geschrieben, der öffentlichen Meinung zu zeigen, daß ich des Dankes und Lohnes nicht unwerth sei, den die Staatsbehörde mir zu verweigern schien. In der That ist das Werk überall mit großem Lobe, selbst von dem Minister Altenstein und von den ärztlichen Notabilitäten, aufgenommen worden; man hat es sogar als ein „classisches" bezeichnet und Alle, die späterhin sich an denselben Gegenstand wagten, haben es ausziehen oder abschreiben müssen. Deßungeachtet hat es keine große Verbreitung erlangt, einmal, weil die Sache selbst den meisten Aerzten zu fern liegt; dann aber auch, weil es zu einer höchst ungünstigen Zeit erschien, in einem Jahre nämlich, wo alle Welt sich fast ausschließlich mit der fremden und gespensterhaften Seuche beschäftigte, die aus dem Orient über Europa hereingebrochen war und damals jedes andere literarische Interesse, ja zum Theil selbst andere Krankheiten zu verdrängen schien. Meine Vorrede zu den „Untersuchungen über die Rinderpest" war vom 24. Juli datirt und schon am 31. wurde mir die Ehre zu Theil, als Abgesandter der Regierung die Orientalin und ihr düsteres Gefolge an unseren Grenzen (im Kreise Beuthen) zu empfangen.

Seit Jahren hatte ich über die Cholera mit vieler Aufmerksamkeit die Berichte der englisch-ostindischen Aerzte gelesen, welche durch das Hamburger Magazin der ausländischen medicinischen Literatur veröffentlicht wurden. Was Russen und Polen davon beobachtet, war gleichfalls zu meiner Kunde ge-

kommen. Indem ich nun, die Thatsachen prüfend, ein richtiges Bild von der Seuche zu gewinnen suchte, und diese mit der orientalischen Pest verglich, entdeckte ich bald, daß der Gang und die Verbreitung beider sehr verschieden und die Cholera durch keine Pestpolizei zu verhüten oder aufzuhalten sei. Von dieser Wahrheit war ich durchdrungen, bevor ich noch einen Cholerakranken mit meinen leiblichen Augen gesehen. Ich würde aber zu der richtigen Schlußfolge weder so bald, noch so sicher gelangt sein, wäre ich nicht durch das Studium beider Krankheiten befähigt gewesen, den nöthigen Vergleich zwischen ihnen anzustellen. In dieser Hinsicht kam mir der große Vortheil zu Statten, daß ich mich lange schon mit Epidemien beschäftigt und zuletzt noch eine nähere Kenntniß von der Pest erworben hatte, die den meisten Aerzten abging.

Bereits im Anfange des Jahres, als die oberste Behörde über die gegen die Cholera zu treffenden Sicherheitsanstalten das Gutachten der Departements-Regierungen erforderte, hatte ich mich aus voller Ueberzeugung gegen die Anwendung der Grenz-Cordons und Contumazen erklärt und diese Meinung begründet, ohne die Ansteckung geradehin in Abrede zu stellen. Wäre mein Rath befolgt worden, so würden dem Staate Millionen erspart worden sein, die auf ein nutzloses, unwissenschaftliches und landverderbliches Experiment verschwendet wurden. — Der Minister, von Rust präoccupirt, und bestärkt durch die Berichte einiger Aerzte, die man nach Rußland geschickt, vielleicht auch eine schwere Verantwortung im Fall der Unterlassung fürchtend, — dieser intelligente Herr v. Altenstein beschloß, in Uebereinstimmung mit seinen Collegen, der Cholera mit allen Mitteln der Pestpolizei entgegenzutreten. Dieser Plan ist in den östlichen Provinzen im größten Umfange ausgeführt und mit der zähesten Beharrlichkeit auch dann noch festgehalten

worden, als man in Rußland und Oesterreich schon klüger geworden und die Krankheit über alle Cordons unaufhaltsam hinweggesprungen war. Dem Könige hatte man die Ansicht beigebracht, daß Preußen zum Schutz von Europa nicht unterlassen dürfe, was Rußland und Oesterreich ihm vorgethan habe.

Nach dem Ausbruch der Cholera in Warschau wurde im Monat Mai der Befehl zur schleunigsten Einrichtung von Contumazen ertheilt und die Grenze von Memel bis Berun mit Militär besetzt, gleichzeitig auch das strengste Sperrsystem im Innern vorgeschrieben. Eine Immediat-Commission in Berlin hatte das Ganze zu leiten; den Ober-Präsidenten war die Gewalt in den Provinzen übertragen. Die Departements-Regierungen hatten bloß zu gehorchen und auszuführen. Anfangs Juni wurden die Contumazen eröffnet und später den Ober-Präsidenten noch die commandirenden Generäle an die Seite gestellt. Es währte nicht lange, so kam man bei dem weiteren Vorrücken der Epidemie immer mehr zu der Einsicht, daß die angeordneten großen Maßregeln eitel und vergeblich seien; sie würden auch wahrscheinlich ihren Zweck verfehlt haben, wenn die Cholera wirklich eine Pest gewesen wäre. Für diesen Fall waren die in Berlin entworfenen Instruktionen bei allen Weitschweifigkeiten in vielen Punkten zu mangelhaft und zeigten deutlich, wie wenig die wichtigen Belehrungen und Aufschlüsse verstanden und benützt worden waren, in deren Besitz ein Jahr früher das Ministerium durch meine Reise gelangte. Doch auch die beste Anweisung hätte in der That unzählige Mißgriffe nicht verhindern können, da es überall an Personen fehlte, die mit der Pestpolizei bekannt und zur Ausübung derselben hinreichend geschickt gewesen wären. Daher verging fast kein Tag, an welchem nicht grobe Vernachlässigungen, verkehrte Anordnungen, unnütze Chicanen und lächerliche Verstöße hätten bemerkt werden können.

Durch seinen Eifer zeichnete sich besonders der Ober-Präsident v. Merckel aus. Er strebte nach dem Ruhme, seine Provinz von der asiatischen Geißel zu bewahren und hatte ganz richtig erkannt, daß das angenommene System eine diktatorische Gewalt erheische. Unglücklicher Weise fehlte ihm die Kenntniß der Sachen und seine Eigenliebe erlaubte ihm nicht, bei Anderen Belehrung und Rath zu suchen. In den Contumazen wollte er (wie ich in Gr. Chelm aus seinem Munde vernahm) Apotheken und Pferdeställe einrichten, Mägde und Wäscherinnen anstellen u. dergl. Mit Mühe gelang es der Regierung, ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Die Grenze ließ er durch einen Oberforstmeister revidiren, der den Vorschlag machte, zum Einfangen der Ueberläufer Wolfsgruben anzulegen. Er correspondirte unmittelbar mit den Quarantaine-Anstalten über jeden einzelnen Contumazisten, ließ die Aerzte mit einsperren und machte durch eine unendliche Schreiberei allen Beamten das Leben sauer.

Eine Fluth von Schriften, in welchen die Cholera mit den grellsten Farben geschildert wurde, hatte Furcht und Schrecken unter dem Volke verbreitet und dieses wurde noch mehr verwirrt, als es die Anstalten sah, mit welchen der Feind bekämpft werden sollte. Man hatte so übertriebene Vorstellungen, daß, als die Cholera wirklich erschienen, im Anfange Niemand an ihr Dasein glauben wollte, weil die vorliegenden Fälle mit der Beschreibung nicht übereinstimmten. (In Beuthen nahmen selbst die Aerzte meine erste Erklärung sehr ungläubig auf; nach wenigen Tagen waren sie anderen Sinnes geworden.) Viele Menschen ergriffen die Flucht, obgleich sie unter Weges die größten Schwierigkeiten fanden, und zu befahren hatten, am unbequemsten Orte eingesperrt oder wenigstens desinficirt zu werden. Am meisten waren die Einwohner der cernirten Orte

zu beklagen; aber auch in den noch verschonten Orten mußten Lazarethe, Contumaz- und Räucherungs-Anstalten eingerichtet sein und eine Unzahl von polizeilichen Vorschriften beobachtet werden. Der Einzelne suchte sich durch angebliche Präservative zu schützen und die Wohlhabenden hatten sich bei Zeiten mit den gepriesenen Arzneien und Apparaten versehen. Der Handelsverkehr und die Schifffahrt lagen gänzlich darnieder, die Jahr- und Wochenmärkte waren gehindert, die nöthigen Zufuhren gehemmt und dadurch auch die Preise mancher Lebensbedürfnisse empfindlich gesteigert. Die letzte Ernte war schlecht gewesen und in manchen Gegenden wahre Noth vorhanden. Rechnet man hinzu, daß die persönliche Freiheit der Individuen (die Freiheit, zu gehen und zu kommen) überall auf Hindernisse stieß, daß unter dem Druck der Maßregeln die Armen das Meiste zu leiden hatten und das Volk in vielen Beschränkungen nur unnütze Willkühr erblickte, so erklärt sich, wie leicht und schnell der Unwille über die Furcht den Sieg davon trug und in thätlichen Widerstand überging. In den großen Städten kam es zu Tumult und Aufruhr (St. Petersburg machte den Anfang), in kleineren wurden grobe Excesse verübt. Die Angriffe waren zunächst auf die Polizeibeamten, auf das Militär und die Aerzte gerichtet. Wie zur Zeit der alten Pesten wurden die abentheuerlichsten Gerüchte geglaubt und in Umlauf gesetzt. Die Aerzte sollten die Cholera gemacht haben, um Geld zu verdienen und die große Zahl der armen Leute zu vermindern. In Krakau wurden die Juden beschuldigt, den Spiritus, das Salz und die Kleien, welche ihren Kranken zu Bädern und Umschlägen gedient, an die Christen zu verkaufen, um unter diesen die Ansteckung zu verbreiten. In gleicher Absicht sollten die Juden in Brody den Schweiß der Kranken mit Banknoten abgewischt und diese in Circulation gebracht haben. In Ober-

Schlesien sowie in anderen Gegenden hatte die Meinung vom Vergiften der Brunnen den größten Eingang gefunden.

Im September war die Cholera bis an die Oder gedrungen und das linke Stromufer von dem rechten auf das strengste abgesperrt. Der Grenz-Cordon und die Contumazen wurden aber deßhalb nicht aufgehoben und dauerten fort, obgleich die Krankheit im Lande bereits über mehrere Kreise sich verbreitet hatte. — In Mitten dieser Wirren war meine Lage höchst peinlich und unangenehm. Ich war gezwungen, aus Gehorsam gegen meine Oberen fortwährend Maßregeln anzuordnen und ausführen zu helfen, die nach meiner innersten Ueberzeugung eben so zwecklos als verderblich waren. Eine solche Ueberzeugung zum Opfer zu bringen und im entgegengesetzten Sinne zu handeln, ist das Schwerste, was einem feurigen und die Wahrheit liebenden Geiste begegnen kann. Dennoch habe ich mich dem moralischen Zwange gefügt und Alles verrichtet, was mir befohlen und aufgetragen war, ja ich darf sagen, daß die nach meinen Angaben erbauten Contumazen noch am besten der Einrichtung entsprachen, die man in solchen Anstalten zu finden berechtigt ist. Die körperlichen Anstrengungen waren gleichfalls nicht unbedeutend. Während andere Medicinalräthe beständig in ihrem Wohnsitz verblieben, mußte ich häufig im ganzen Lande umherreisen, um die Krankheit zu constatiren und die getroffenen Anstalten zu untersuchen. Auf diesen Reisen, die oft bei übler Witterung stattfanden und wenig Vorsicht oder Schonung erlaubten, kam ich selbst in die Gefahr, vom epidemischen Einfluß überwältigt zu werden. (In Neustadt, Nicolai und später noch an anderen Orten konnte ich einem schweren Erkranken nur durch reichliches Schwitzen entgehen; ja einige Monate ließ mich das empfängliche Nervensystem besonders im Unterleibe die noch ungewohnte Beschaffenheit der Cholera-Atmosphäre

empfinden.) Ueberdies lag die Möglichkeit nicht fern, gelegentlich von dem aufgebrachten Pöbel die ärgste Mißhandlung zu erfahren. Als ich nach dem Ausbruch der Cholera in Ratibor mit dem Kreis-Physikus von Ostrog zurückkehrte, wo ich Kranke besucht hatte, wurden wir an der für den gewöhnlichen Verkehr gesperrten Oderbrücke von einem Volkshaufen mit drohendem Geschrei und dem Ausruf begrüßt: „Da kommen die Schinderknechte! Ins Wasser mit ihnen!" Schon begann man mit Steinen zu werfen und die uns begleitenden zwei Gensdarmen wären zu unserem Schutz nicht hinreichend gewesen, hätten wir nicht bei Zeiten noch die Brücke und das jenseitige Ufer erreicht. Der Physikus durfte sich nicht anders als bewaffnet und in starker Begleitung nach Ostrog wagen.

Auf den unruhigen und sorgenvollen Sommer war schon der Herbst gefolgt, als ein Ereigniß eintrat, welches für mich ein großer Triumph, aber auch eine Quelle von neuen Widerwärtigkeiten gewesen ist. Die Societät für wissenschaftliche Kritik in Berlin, deren Mitglied ich schon seit ihrer Gründung war, hatte mich zur Recension einiger Choleraschriften aufgefordert, um in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" die große Frage des Tages ebenfalls zur Sprache zu bringen. Diesem Verlangen fügte ich mich um so lieber, da sich hier eine erwünschte Gelegenheit darbot, mein geistiges Gewissen zu entlasten, und vor den Männern der Wissenschaft auszusprechen, was ich als wahr und heilsam erkannte oder für irrig und schädlich hielt. Das nächste Bedürfniß im Auge behaltend, ging mein Bestreben vorzüglich dahin, klar zu zeigen, daß die Cholera keine pestartige Krankheit und mit Cordons und Contumazen nicht zu bekämpfen sei. Das Manuscript wurde zu Ende September an die „Redaktion der Jahrbücher" gesandt. Wie sehr aber erstaunte ich, als ich meinen langen

Aufsatz schon nach wenigen Tagen in der Staatszeitung vom 4., 5. und 6. Oktober unter dem Titel einer „trefflichen“ Recension abgedruckt fand, in derselben Staatszeitung, die bisher die eifrigste Contagionistin gewesen und officiel alle Regierungsmaßregeln zu rechtfertigen beflissen war! Dieser großen Umstimmung entsprachen auch die Entschlüsse und Thaten, die unmittelbar folgten. Den 11. Oktober wurden der Oder- und Elb-Cordon, und wenige Tage später auch die Grenz-Cordons mit sämmtlichen Contumaz-Anstalten aufgehoben.

Nachdem diese vermeintlichen Mauern hinweggeräumt waren, zeigte sich deutlich, daß jetzt die Verbreitung und der Gang der Krankheit von Osten nach Westen weder vergrößert, noch beschleunigt würde. Sie verweilte mit Vorliebe an der Oder und erreichte erst im November den Neisser Kreis. Der größte Theil von Niedersachsen, Westphalen und die Rheinlande blieben noch gänzlich verschont.

Fortgesetzt in Patschkau, August 1852.

Der Druck der Sperranstalten war unerträglich und der schlechte Erfolg derselben überall sichtbar geworden. Die Unzufriedenheit hatte den höchsten Grad erreicht. In Berlin herrschte die übelste Stimmung gegen den Urheber und Protektor dieser Quälereien nicht allein im Publikum, sondern auch unter den Aerzten und selbst in den höchsten Kreisen. Unter diesen Umständen erschien meine freimüthige Recension, die allem bisher noch zurückgehaltenen Unwillen Grund und Ausdruck verlieh, von der großen Mehrheit mit Jubel, von den blinden Contagionisten mit Zorn begrüßt. Ich habe nie erfahren können, wer diesen Aufsatz so schnell in die Staatszeitung gebracht und dadurch den König zur Auflösung der Cordons und Contumazen

vermocht. Die Wirkung glich einem Blitze, der ein morsches Gebäude in Flammen setzt. Fast alle öffentlichen Blätter betheiligten sich dabei und mehrere (unter diesen auch die „Prager Zeitung") druckten die ganze Abhandlung ab. In Zeitschriften und besonderen Broschüren wurde, nach den verschiedenen Standpunkten der Verfasser, für oder wider geredet und dieser Streit war bald so unerquicklich, daß ich nichts mehr davon lesen wollte. Nicht die beste, aber die witzigste Schrift war die von dem Hamburger Doktor Simon, gegen mich, Burdach und Hufeland gerichtet. Ich schwieg zu Allem, denn ich hatte meinen Zweck erreicht und ließ mich ruhig von den Contagionisten als das Haupt ihrer Gegner, als „Telamonier" der Epidemisten bezeichnen, mit welchem Titel mich Simon zuerst beehrt! Wegen dieser wohlfeilen und nicht selten aus bloßem Mißverstand entsprungenen Celebrität hatte ich manche Plage zu bestehen und ein reisender Choleraarzt aus Bayern (Dr. Kaltenbrunner), der von seiner Regierung nach Preußen geschickt war, um hier die Krankheit kennen zu lernen, ließ es sich nicht nehmen, die Reise von Berlin nach Oppeln zu machen, bloß um mich persönlich zu sprechen.

Allein trotz aller Ehren- und Beifallsbezeugungen war ich bei meinen höchsten Vorgesetzten, dem Präsidenten Rust und dem Minister v. Altenstein in große Ungnade gefallen, weil Beide durch meine Schrift und ihren Erfolg aufs äußerste compromittirt zu sein glaubten. Nur aus Rücksicht für die öffentliche Meinung unterließen sie es, amtlich gegen mich einzuschreiten und mich ihren Zorn und Unwillen fühlen zu lassen. Meine dienstliche Stellung schien bedroht und jede Aussicht auf Beförderung oder Gehaltserhöhung geschwunden zu sein. Dies bekümmerte mich und Augusten um so mehr, als wir schon lange wünschten, von Oppeln nach einem anderen Orte versetzt zu werden.

Ich faßte daher (im Frühjahr 1832) den Entschluß, allein nach Berlin zu reisen, um den Sturm zu beschwören, mich persönlich zu verantworten und die empörten Gemüther, wo möglich, mir wieder geneigt zu machen. Bald nach meiner Ankunft daselbst erfuhr ich, daß die Gewitterwolken viel drohender und schwärzer standen, als ich sie daheim mir vorgestellt hatte. Selbst der edle Langermann, mit dem ich mich zuerst berieth, schien über mein plötzliches Kommen sehr betreten zu sein. Er hatte mir kurz zuvor durch meine Verwandten sagen lassen, ich möchte die Reise noch aufschieben, bis der erste Aerger vorüber sei; ich erhielt aber diesen Wink erst in Berlin. Da ich dennoch gekommen, so, meinte er, sei es auch gut; nur müsse ich meine Sache, mit welcher er übereinstimme, tapfer und unverzagt verfechten. Der Minister sei gegen mich sehr aufgebracht, und habe gleich Anfangs die Absicht gehabt, mich nach Berlin zu citiren, um mir den Kopf zu waschen oder abschlagen zu lassen, wovon ihm aber Langermann selbst abgerathen. Ich überzeugte mich aufs neue, wie treu es stets der liebe Freund mit mir gemeint. Zuletzt gab er mir noch verschiedene gute Rathschläge an die Hand und ermahnte mich wiederholt, meinen Gegnern gegenüber mit entschiedenem Nachdruck und männlicher Festigkeit aufzutreten. Diese Weisung beruhte auf einer genauen Kenntniß der Berliner Zustände und Personen, und war die klügste und beste, die ich erhalten konnte.

Mein größter Widersacher war der Medicinal-Präsident Rust, dessen Eitelkeit auf das Tiefste verletzt zu sein schien. Er besaß ein außerordentliches Talent, sich trotz seiner mangelhaften Bildung und Gelehrsamkeit, in der Gunst der höchsten Personen zu erhalten und war wegen seines großen Einflusses am meisten zu fürchten. Sein Toben gegen die Epidemisten hatte aber nachgelassen, als er sich vom Publikum verwünscht, von

den meisten Collegen verlassen sah und immer mehr wahrnehmen konnte, daß in Berlin die verständigsten Männer, unter welchen auch Alexander v. Humboldt, sich gegen seine Ansichten erklärten. Durch vielen Widerspruch und heftige Angriffe mürbe geworden, suchte er zwar die Consequenz zu retten, war aber schlau genug, einzusehen, daß er es mit der Gegenparthei nicht gänzlich verderben dürfe.

Als ich am nächsten Morgen zu ihm kam (er schien bereits durch die Fremdenliste von meiner Ankunft unterrichtet zu sein) und auf die stärksten Vorwürfe gefaßt war, mußte ich erstaunen über die anscheinende Unbefangenheit und Freundlichkeit, mit welcher ich empfangen wurde. Es folgte alsbald ein sehr ruhiges Gespräch über das punctum litis, was aber keinen anderen Erfolg hatte, als daß Jeder bei seiner Meinung stehen blieb. Dann erzählte er weitläufig von den Widerwärtigkeiten und Verfolgungen, die er ausgestanden, äußerte sein Befremden, daß ich als Regierungs-Medicinal-Rath mich öffentlich gegen die angeordneten Maßregeln erklärt und versicherte mich, daß er in seinem Cholera-Archiv (einer Zeitschrift) mich nur deßhalb habe bekämpfen müssen, weil ich unter allen Epidemisten der „gescheidteste" sei. Nach einer Stunde empfahl ich mich, überzeugt, daß ein so versöhnliches und gemäßigtes Benehmen des Herrn Präsidenten ein sehr überlegtes gewesen und weniger aus Wohlwollen, sondern vielmehr aus anderen Rücksichten hervorgegangen sei. Bald nach dieser Unterredung sah man ihn zum Minister fahren.

Herr v. Altenstein hatte einen großen Respekt vor der Wissenschaft und war gewohnt, nicht leicht Jemanden fallen zu lassen, dem er einmal sein Wohlwollen geschenkt. Mir ahnte jedoch, daß ich aus seinem Munde all' die Verweise hören würde, deren der Präsident Rust sich absichtlich enthalten hatte.

Darauf deutete auch die ungewöhnliche Morgenstunde hin, in welcher ich nach erfolgter Anmeldung auf den folgenden Tag vor Seine Excellenz beschieden wurde. Wohl vorbereitet erschien ich vor ihm und der erste Empfang war genau so, wie ich ihn erwartet hatte, ungnädig und ernst. Mein Aufsatz, so sprach er, sei zwar anständig geschrieben, es liege aber darin eine Verletzung meiner Beamtenpflicht, weil ich gegen die Maßregeln der Regierung protestirt und diesen Widerspruch in einer Zeitung veröffentlicht habe. Uebrigens sollte ich nicht glauben, daß die Aufhebung der Cordons und Contumazen nur in Folge dieses Aufsatzes geschehen sei; darüber hätten schon früher Berathungen stattgefunden u. s. w. Er ging dabei mit großen Schritten und stark mit der Pfeife dampfend auf und ab. Ich ließ ihn die Schaale seiner Ungnade geduldig über mich ausgießen, bis er etwas ruhiger geworden und, die Pfeife niederlegend, mich einlud, neben ihm auf dem Sofa Platz zu nehmen. Nun begann meine Vertheidigung. Ich erklärte, daß alle meine *amtlichen* Handlungen in vollkommner Uebereinstimmung mit dem Gesetze gewesen, meine *wissenschaftliche* Ansicht, zu deren Darlegung die von Sr. Excellenz protegirte Societät für wissenschaftliche Kritik mich aufgefordert, für ein gelehrtes Blatt und nicht für die Staatszeitung bestimmt gewesen, daß der Uebergang in diese ohne mein Wissen und Wollen geschehen und daß ich, was die Sache selbst betreffe, meine ausgesprochene Ueberzeugung nicht ändern könnte, auch wenn man mich auf die Folter spannen sollte. Die letzten, sehr warm und fast zu stark gesprochenen Worte brachten eine auffallende Aenderung in der Stimmung des Ministers hervor. Es schien, als wolle er selbst mich jetzt wieder beruhigen, er fiel in einen erzählenden Ton und lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände, namentlich auf die letzte Rinderpest, die glücklich getilgt worden war. Am

Schluß der langen Audienz zeigte er sich vollkommen ausgesöhnt, reichte mir freundlich die Hand und lud mich ein, ihn während meines Hierseins noch einmal zu besuchen.

Sehr befriedigt und mit leichtem Herzen verließ ich die Wilhelmsstraße, überzeugt, die Absicht meiner Reise vollständig erreicht zu haben. Nun erst ließ ich mir Zeit, meine übrigen Freunde und Gönner zu besuchen und hatte mich überall der lebhaftesten Theilnahme zu erfreuen. Sogar entfernter stehende Personen bezeigten mir ein Wohlwollen und eine Aufmerksamkeit, wie sie mir noch niemals widerfahren war. Ich konnte jetzt wahrnehmen, wie sehr die öffentliche Meinung sowohl, als auch die Sachkenntniß der meisten Aerzte zu meinem Gunsten entschieden hatte, und es wurde mir klarer, warum Se. Excellenz und ihr Vertrauter mich so glimpflich aufgenommen. Die beiden Leibärzte des Königs, Hufeland und v. Wiebel, bezeugten mir ihren lebhaftesten Dank und Beifall, wegen der verdienstlichen Abhandlung, die eben zur rechten Zeit gekommen sei; von gleicher Gesinnung waren der Generalstabsarzt der Armee, Dr. Bittner, und viele hohe Beamte beseelt. Deßhalb durfte ich mich auch nicht wundern, als mir nach einigen Tagen von Rust eine Einladung zu einem Diner im Thiergarten zukam, wo er mich einer zahlreichen Gesellschaft als seinen vornehmsten Gegner vorstellte und mir den Ehrenplatz an seiner Seite gab. — Und diese Genugthuung erfuhr ich, während mein Name auf Schriften und Gegenschriften, namentlich auf dem eben erschienenen Pamphlet von Simon an den Fenstern aller Buchladen zu lesen war.

Was meine Zufriedenheit noch ungemein erhöhte, war der Umstand, daß mir sehr nahe Aussichten zu einer glänzenden Beförderung eröffnet wurden. Langermann konnte wegen seines zunehmenden Siechthums die Amtsgeschäfte nicht mehr voll-

ständig besorgen. Der Minister hatte ihm schon früher einen Gehülfen offerirt und zwar in der Person des R.-M. Dr. Albers, der, ein vertrauter Diener von Rust, mit diesem (wie man sagte) auch in Geldverkehr stand. Vom alten Herren war jedoch dieser Vorschlag mit Entrüstung zurückgewiesen worden, weil ihm ein Mann, der von dem Veterinärwesen nichts verstehe, auch nichts helfen könne. Dagegen war ich von Vielen, die mein Verhältniß zu Langermann und meine Schrift über die Rinderpest kannten, schon längst als dessen einstiger Nachfolger angesehen worden. Alle meine Freunde hofften mich bald wiederzusehen und zweifelten nicht, daß ich nächstens ins Ministerium würde berufen werden. Hufeland sah die Sache als gewiß und abgemacht an; er erklärte mir geradezu, es gebe Keinen in Berlin, der fähig sei, in Langermann's Stelle einzutreten; ich sei der Einzige, den man dazu brauchen könne. Dieselbe Ansicht, nur noch kräftiger, sprach der biedere Rudolphi aus, der es für eine baare Unmöglichkeit hielt, daß Albers diesen Posten erhalte. Ich vermied natürlich, über diesen Punkt mit Langermann selbst zu reden, zumal da er noch Pläne für die Zukunft machte und ein längeres Leben zu hoffen schien. Als er aber in meiner Gegenwart wieder einmal von einer der Apoplexie nahe kommenden Ohnmacht befallen wurde, die schon öfters vorgekommen und überstanden war, da forderte der liebe Mann selbst mich auf, wegen meiner Berufung „mit dem Minister und den Herren" zu sprechen. Dieser Auftrag setzte mich in große Verlegenheit. Mit Rust darüber ein Wort zu wechseln, hielt ich für überflüssig, denn ich wußte, daß er die Absicht habe, die Thierarzneischule unter sein Präsidium zu bringen und Alles aufbieten werde, um mich fern von Berlin zu halten. Die anderen Herren waren mir geneigt, oder wenigstens nicht entgegen. Ich ging also nur zum Minister, von dem mir

bekannt war, daß er vor dem Ausbruch der Cholera meine Berufung selbst gewünscht, ja sogar (wie ich viel später erfuhr) schon beschlossen hatte. Seine Gesinnung war aber wankend geworden, nachdem er sich immer mehr in Rust's Hände gegeben, sein alter Freund Langermann darüber entrüstet und meine freimüthige Recension erschienen war. Als ich ihm nun die Aeußerung des kranken Freundes hinterbrachte und meinen eigenen Wunsch nach einer Versetzung von Oppeln zu erkennen gab, wurde er sichtbar verlegen, und suchte nach Worten, die weder Ja noch Nein bedeuten sollten. Er lobte meine Verdienste, sprach auch von Veränderungen, die das Veterinärwesen bedürfe und endigte damit, daß er die Sache in suspenso behielt. Somit empfahl ich mich.

Die Intrigue meines Widersachers war mir nach dem Gespräch mit dem Minister noch deutlicher geworden; sie flößte mir keine Besorgniß, aber Ekel und Verachtung ein und weiteres Nachdenken ließ mich auch erkennen, daß ein Wirkungskreis neben oder unter einem solchen Präsidenten für einen Recht und Wahrheit liebenden Mann nicht angenehm und wünschenswerth sei. Ich war daher im Stande, den Ausgang mit vieler Indifferenz der göttlichen Vorsehung anheimzustellen, obwohl ich vermuthen mußte, daß mir am Ende die Leitung des Veterinärwesens doch werde übergeben werden, weil in der That unter allen Räthen außer mir Niemand vorhanden war, der davon nähere Kenntniß besaß.

Meine liebsten Erholungsstunden genoß ich bei Jarke, dessen Tischgast ich in der Charwoche war, bei Langermann, wo die meisten Abende zugebracht wurden, und im Kreise meiner Verwandten, bei welchen ich wohnte.

In Begleitung meiner Schwiegermutter kehrte ich nach Oppeln zurück, wo das Gerücht verbreitet war, ich würde in

Berlin verbleiben und gar nicht mehr wiederkommen. Ich wurde fröhlich empfangen und noch unter Weges als „siegreicher Telamonier" von dem lustigen Apotheker Grabowsky begrüßt.

Der Sommer und Herbst vergingen unter mancherlei Leiden sowohl des Leibes, als der Seele. Die Luft war fortdauernd ungesund, das Gemüth nicht ruhig, die Zukunft mehr als jemals dunkel. Die Ungewißheit meiner Lage und das Mißfallen an dem Wohnort brachten eine Stimmung hervor, die in einem grellen Wechsel von Gleichgültigkeit und Aufregung, von Ergebung und Mißmuth bestand. Ich sehnte mich fort, ohne bestimmt zu wissen, wohin. Fieberhafte Rheumatismen, Kopf- und Zahnschmerzen quälten mich sehr; an der Kinnlade war eine große Beule entstanden, die in Entzündung und Eiterung überging und endlich (an meinem Namenstage) mit dem Messer geöffnet werden mußte. Dazu kam der beschwerliche Dienst und die Sorge wegen der wieder ausgebrochenen Cholera.

Diese Traurigkeit wurde noch vermehrt durch Todesfälle, die einige meiner liebsten Freunde betrafen. Schon im Monat Mai war in Berlin Professor Wolfart, dem ich vielen Dank schuldig geblieben bin, von der herrschenden Seuche hinweggerafft worden. Der liebe Pfarrer Hampel, welcher gegen meinen Rath nach Carlsbad gereist war, hauchte auf der Rückreise zu Dresden am 22. August seine fromme Seele aus, zum Glück umgeben von einigen seiner geistlichen Brüder, mit welchen er einst im Kloster zu Neuzelle zusammengewohnt. Am 5. September starb nach kurzem Todeskampf mein treuester Gönner Johann Gottlob Langermann, der väterliche Freund, den ich seit fünfzehn Jahren gewohnt war, auf meiner amtlichen Laufbahn gleichsam als eine zweite Vorsehung auf Erden zu betrachten und als einen mir von Gott gesetzten Wächter und Führer zu verehren. — Fortan sollte ich unmittelbar auf Gott allein

vertrauen. Wenige Tage nach diesem letzten Todesfall schrieb mir Professor Schultz v. Schultzenstein, daß meine Berufung nach Berlin unzweifelhaft sei und wünschte mir Glück dazu. Er versicherte, diese Nachricht bei Langermann's Begräbniß aus dem Munde des Medicinal-Präsidenten selbst gehört zu haben. Bald aber folgte ein Brief von Geh.-Rath Rudolphi, worin ich dringend aufgefordert wurde, sogleich an den Minister zu schreiben; denn Rust sei für Albers gestimmt. Dieser Aufforderung glaubte ich im Interesse der Sache folgen zu müssen, obwohl das Bewerben mir innerlich zuwider und meine Neigung für Berlin schon sehr gemindert war. Darauf erhielt ich unter dem 10. Oktober den geschraubten Bescheid, „daß mir auf Langermann's Stelle keine bestimmte Aussicht eröffnet werden könne, da diese Stelle nicht wieder besetzt und auch das Verhältniß der Thierarzneischule ein anderes werden solle.“ Hieraus entnahm ich, daß Rust nur Zeit gewinnen wollte, um seine längst gehegte Absicht durchzusetzen. Dr. Albers wurde indessen auf Reisen geschickt, um sich eiligst einige Thierarzneischulen anzusehen und bald nach seiner Rückkehr als Docent der Berliner Schule (zuerst nur interimistisch, später definitiv) bestellt, im Ministerium aber ein besonderes Mitglied für die Veterinär-Angelegenheiten nicht mehr ernannt.

Gegen das Ende des Jahres war mit Gottes Beistand alle Unruhe niedergekämpft. Ich machte noch bei dem Minister den Antrag, mich bei einer entstehenden Vakanz nach Posen, Münster oder an den Rhein zu versetzen, war aber innerlich ergeben, nöthigenfalls auch in Oppeln zu verbleiben. Die Vorsehung ist wunderbar in ihren Wegen. Schon im Jahre 1825 war mir gesagt worden, daß ich in Schlesien nicht lange (höchstens 3 Jahre) verbleiben solle und daß ich bestimmt sei, dereinst die Leitung des gesammten Veterinärwesens zu übernehmen.

Alle inneren und äußeren Umstände schienen darauf hinzuweisen; demgemäß ließ ich auch nicht nach, mein Studium darnach einzurichten. Und jetzt nach 7 Jahren, nach so vielen praktischen und wissenschaftlichen Bewährungen, nach immer stärkeren Verheißungen und Lobeserhebungen (ich hatte vielmal die Rinderpest verhütet und getilgt und mein Buch war als ein classisches ausgerufen) jetzt erfuhr ich dicht am Ziele, daß dieses nicht mir, sondern einem Unkundigen beschieden sei.

Im ersten Augenblick war ich darüber bestürzt, denn es schien, als hätte ich meine Bestimmung verfehlt, von der ich glauben mußte, daß sie mir vorgeschreiben sei. Bald jedoch erkannte ich in dieser Fügung die Hand des Herren, der Alles zum Besten lenkt. Unwille und Eitelkeit wurden überwunden; Dank und Demuth kehrten in das Herz ein. — O wie viele Mühen, Unruhen, Kämpfe und Sorgen wären mir erspart worden, hätte ich nie auf menschliche Verheißungen gebaut.

Das Jahr 1833 war eines der ruhigsten meines Lebens. Nachdem schon zu Anfang desselben auch Rudolphi gestorben und mit diesem mir wiederum eine menschliche Stütze entzogen war, erkannte und fühlte ich immer mehr, daß die Hülfe des Herrn mir näher als jemals sei und das Heil sogar durch meine Feinde komme.

In Berlin mochte man einsehen, daß mir Unrecht geschehen sei. Um mich zu begütigen, erhielt ich den rothen Adlerorden (IV. Klasse) und eine außerordentliche Gratifikation von 300 Thlr., den ersten wegen der Cholera, die zweite wegen der Rinderpest.

Im September wohnte ich der Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher in Breslau bei, wo ich viel Beachtung und Wohlwollen fand und die Genugthuung hatte, als eine

„Celebrität“ auch dem vielvermögenden Baron v. Türkheim, Dr. med. und k. k. Hofrath, vorgestellt zu werden, demselben, der mich zu Wien im Jahre 1817 mit meinem vom Grafen Hartig mitgebrachten Empfehlungsbriefe so schnöde zurückgewiesen hatte.

Von Breslau fuhr ich mit den Meinigen nach Berlin, da wir aufgefordert wurden, den sehr kranken Onkel zu besuchen. Es war die letzte Freude, die wir ihm machen konnten, denn sein Zustand war hoffnungslos. Er starb zwei Tage nach unserer Ankunft in meinen Armen und im Beisein seiner mehr als 70jährigen Mutter. Er glaubte nicht so früh zu sterben und hatte deßhalb auch kein Testament gemacht. Als das Ende nahte, faßte er mit schon erkaltender Hand die meinige, sah mich mit glänzenden und fast entzückten Augen ungemein freundlich an, machte eine vergebliche Anstrengung, mir etwas zu sagen und entschlief dann allmählig in der tiefsten Ruhe. Seine Hinterlassenschaft war nicht unbedeutend. Meine Frau aber, sein Liebling, hatte keinen Theil daran.

Wir blieben ungefähr 4 Wochen in Berlin, ohne den Wunsch oder die Hoffnung zu hegen, daselbst noch einen bleibenden Wohnsitz zu finden. Unerwartet trat aber der Versucher aufs Neue hervor, um uns durch falsche Vorspiegelungen zu täuschen und unsere Ruhe zu stören. Seit Langermann's Tode war das Veterinärwesen geistig verwaist, obgleich man sich Mühe gab, den Schein zu retten und durch äußerliche Dinge, z. B. durch ein luxuriöses Projekt zum Bau einer neuen Thierarzneischule dem Publiknm eine hohe Meinung beizubringen. Im Ministerium waren die Veterinärsachen in die Hände des Geh. Reg.-Rathes Bernauer gegeben worden, der sie mit Hülfe des interimistischen Direktors der Anstalt (Albers) bearbeiten sollte. Bernauer war ein braver und sehr verständiger Mann,

der aber als Nichtarzt keine technischen Fragen entscheiden und auch bei Albers die gewünschte Hülfe nicht finden konnte. Daher entstanden oft Verlegenheiten, aus welchen das Ministerium sich zuweilen nicht anders zu helfen wußte, als daß es die Sachen zu meiner Begutachtung nach Oppeln schickte. (Diese Zusendungen haben viele Jahre und noch unter den Ministern Eichhorn und Ladenberg stattgefunden.) Eine der größten Verlegenheiten war eben vorhanden, als ich mich bei unseres Oheims Tode in Berlin befand. Ein wichtiges Gesetz, betreffend die Dauer der Quarantainenzeit und den Einlaß sogenannter giftfangender Waaren sollte gemeinschaftlich von den Ministerien des Innern, der Finanzen und der Medicinal-Angelegenheiten berathen werden und dazu jedes derselben einen Commissär ernennen. Bernauer hatte kaum von meiner zufälligen Anwesenheit gehört, als er mir mit Zustimmung des Herrn v. Altenstein den Auftrag brachte, in diese Commission als technisches Mitglied einzutreten, weil das Gesetz auf genauer Sachkenntniß beruhen müsse und Albers diese nicht besitze. Das Geschäft war schwierig, da die Interessen und Ansichten der verschiedenen Minister sich vielfach entgegenstanden. Ich hatte jedoch das Glück, die wahren, schon sehr erschütterten und bedrohten Grundsätze zu retten und in der Hauptsache dem Herrn v. Altenstein den Sieg zu verschaffen (durch ein Gutachten vom 28. Oktober 1833). Für diese Arbeit wurden mir von dem Minister reichliche Diäten und übertriebenes Lob gespendet.

Zu diesem traten noch einige Umstände hinzu, die mich erwarten, oder vielmehr besorgen ließen, man werde endlich genöthigt sein, mich in Berlin zu placiren. Nicht bloß Bernauer, sondern auch Andere sprachen bestimmt und lebhaft die Meinung aus, daß es so nicht gehen und bleiben könne, die Stelle von Langermann müsse nothwendig wieder besetzt werden,

mit dem unpraktischen und unerfahrenen Albers sei nun einmal durchaus nichts anzufangen, seine Unfähigkeit sei jetzt erkannt u. s. w. Albers selbst schien sich unbehaglich zu fühlen und in seiner Erwartung nicht befriedigt zu sein. Andererseits durfte ich voraussetzen, durch meine letzte Arbeit die Gewogenheit des Herrn Ministers vollständig wieder erlangt zu haben. Ich mußte für den Zweck des mir ertheilten Auftrages in der Geheimen Registratur des Ministeriums viele Akten lesen und fand bei dieser Gelegenheit auch einige merkwürdige Notizen, die meine Person betrafen. So hieß es in einem Bericht des seligen Langermann, worin von der Leitung und Organisation des Veterinär- und Quarantainewesens die Rede war: „Der Reg.- und Med.-Rath Lorinser in Oppeln ist der einzige Mann, der dazu die erforderlichen Eigenschaften besitzt." — Und daß meine Berufung nach Berlin bei der zunehmenden Kränklichkeit Langermann's schon im Jahre 1830 oder 31, d. h. vor dem Einzug der Cholera, entschieden war, ging aus mehreren Piecen hervor, auf welche der Minister eigenhändig decretirt hatte, daß sie mir bei meiner Ankunft zur Bearbeitung vorgelegt werden sollten! — Der Cholerastreit hatte dies verhindert. — Jetzt aber, nachdem sich dieser beruhigt und der Minister mir seine Gnade wieder zugewendet hatte, gewann es den Anschein, als ob Se. Excellenz zu dem früheren Sentiment wieder zurückkehren könne, zumal bei den entstandenen Bedürfnissen und Unbequemlichkeiten, die immer fühlbarer hervortraten. Dies war die Vermuthung meiner Freunde, sowie die Besorgniß meiner Gegner. Unter den Letzteren mochten auch einige Lehrer an der Thierarzneischule sein. Bei allen diesen An- und Aussichten, Wünschen und Befürchtungen habe ich mich passiv verhalten und bin nach Beendigung des Commissionsgeschäftes sehr ruhig mit meinen Lieben nach Hause gereist.

Wie viele Ursachen hätte ich finden können, um mit meiner äußeren Lage zufrieden zu sein und Gott unaufhörlich für seine Liebe und Barmherzigkeit zu preisen! Wäre mein Herz nur sanft und genügsam, einfältig und dankbar gewesen. Selbst für den Verlust der Freunde, die mir der Tod geraubt, wollte die göttliche Huld mich trösten und reichlich entschädigen, indem sie mich mit Geistesmännern in Verbindung brachte, die meinem innersten Wesen und Bedürfniß entsprachen, denn in diesem gesegneten Jahre habe ich zu Berlin den guten Phillips, in Cudowa den kindlich frommen Fietzek kennen gelernt und auf dem Kapellenberge bei Neustadt einen Freundschaftsbund mit Genelli*) geschlossen.

Indessen konnte ich dem Wunsche nicht entsagen, meinen beschwerlichen Wirkungskreis mit einem anderen zu vertauschen, mein spärliches Einkommen zu vermehren und wo möglich in eine Stadt zu kommen, wo für unser geistiges Leben und besonders für die Erziehung meines Sohnes besser als in Oppeln gesorgt werden konnte. Deßhalb hatte ich bald nach dem Neujahr (1834) an den Minister durch den Geh.-Rath Bernauer die Bitte gestellt, mir eine etatsmäßige Zulage zur Besoldung zu gewähren und mich zu einer rheinischen oder westphälischen Regierung zu versetzen; ich erhielt aber wiederum nur eine temporäre Gratifikation und ein verbindliches Rescript mit unbestimmten Redensarten und Verheißungen. Es schien, als ob man mich in Oberschlesien gleichsam in Reserve behalten wolle,

*) Damals Inspektor des Kapellenberges, später Domkapitular in Pelplin, zuletzt als Jesuit in Nordamerika an der Cholera gestorben. (Anm. d. Herausgb.)

um noch im Nothfall über mich disponiren zu können und von meinen Fähigkeiten Gebrauch zu machen. Wäre meine Bitte rund und unbedingt abgeschlagen worden, so hätten wir gewußt, woran wir waren und würden uns mit Gott beruhigt haben, denn die Ergebung fehlte uns nicht. Aber diese peinliche Ungewißheit, in der man uns Jahre lang schweben ließ, ist nur zu häufig eine Quelle von eitlen Wünschen, Plänen und Sorgen gewesen; sie hat auch das Meiste dazu beigetragen, daß wir so lange in Oppeln nicht heimisch werden und mit dem Orte nicht zufrieden sein konnten.

Im August unternahmen wir (in Begleitung meines Schwagers Heinrich) eine Reise nach Böhmen, um meine Eltern zu besuchen, die ich seit 4 Jahren nicht gesehen. Im väterlichen Hause, sowie auch in der Umgegend, erfreuten wir uns aller Liebe und Herzlichkeit, aber die Zeit hatte doch Vieles verändert und das frohe Wesen war vermindert. Meine gute Mutter fand ich in Folge eines überstandenen Schlaganfalles an einem Fuß lahm; unter den Brüdern und Schwägern war die ehemalige Eintracht gestört. Die Rüstigkeit des Vaters war auch dahin und sein Pedal durch gichtische Beschwerden geschwächt. Er war stiller als sonst und fürchtete, uns nicht mehr wiederzusehen. Beim Abschiede gab er mir seinen Segen mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und weinte wie ein Kind. In solcher Bewegung hatte ich den lieben Vater noch nie gesehen. Sein Schmerz ging auf mich über und meine Thränen flossen noch, als der forteilende Wagen schon eine Strecke zurückgelegt hatte.

Als Leitfaden meiner bisherigen Erzählung haben mir vielfach die Briefe gedient, welche Auguste mit pünktlicher Treue an ihre Mutter schrieb. Diese Correspondenz hörte im Jahre

1835 auf, da die Mutter zu uns nach Oppeln zog. Der im Frühjahr erfolgte Tod der Großmutter hatte uns abermals Veranlassung gegeben, nach Berlin zu reisen und dort mehrere Wochen zu verweilen. Ich fühlte jetzt kein Verlangen mehr, das zerrüttete Veterinärwesen in meine Hände zu nehmen; im Gegentheil, der Einblick in die Zustände und kleinlichen Intriguen der Beamtenwelt, besonders aber der maßlose in Berlin herrschende Egoismus flößten mir einen wahren Widerwillen ein. Indessen unterließ ich es nicht, meine gerechten Ansprüche auf eine Gehaltsverbesserung zur Sprache zu bringen. Um mich zu befriedigen und vielleicht für immer los zu werden, wurde mir die erledigte Stelle eines Direktors der Hebammenschule in Oppeln angeboten, eine Stelle, für die ich kurz zuvor im Namen der Regierung drei andere Männer vorgeschlagen hatte. Nach einigen Einwendungen von meiner Seite mußte ich mich bequemen, diesen Nebenposten, der keinerlei Anspruch auf Pension gewährte, anzunehmen (ja der Form wegen sogar darum einzukommen), weil angeblich kein anderes Mittel, mir zu helfen, zu Gebot stand. Durch dieses neue Amt wurden zwar meine jährlichen Einkünfte um 300 Thaler, aber auch meine mühseligen Geschäfte vermehrt.

Schon im Jahre 1832 hatte der wohlmeinende Staatsrath Nicolovius, mit dem ich über die Universitäten sprach, sich schmerzlich über den zunehmenden Nepotismus und die Stellenjägerei geäußert und mir ohne Rückhalt gestanden, daß man heut zu Tage nicht mehr Männer für Aemter, sondern diese für jene suche. Dieses Gespräch reichte hin, um mir alle Lust zu benehmen, an irgend einer Preußischen Universität zum Lehrfach zurückzukehren. Jetzt konnte ich in Bezug auf die Thierarzneischule und das Beamtenthum dieselbe Klage aus dem Munde meines Rivalen Albers hören, ja er sagte mir die

volle Wahrheit, als er die Meinung aussprach, daß ich mit meinen Grundsätzen für Berlin nicht passe und mich niemals hier glücklich fühlen würde. Der gute Mann redete bereits aus eigener Erfahrung; er selber war enttäuscht und nicht glücklich geworden. In der Folge, — aber erst nach einer Reihe von Jahren — gab er seinen verdrießlichen Posten freiwillig auf und zog sich in die Obscurität zurück.

Meine Schwiegermutter war jetzt entschlossen, ihren künftigen Wohnsitz in Oppeln zu nehmen. Nachdem sie ihre häuslichen Angelegenheiten geordnet, machten wir uns zusammen auf den Weg, und bei der Abfahrt faßte ich den Vorsatz, nie wieder nach Berlin zurückzukehren. Die Reise war beschwerlich, da beide Frauen unwohl wurden und besonders Auguste bei der Auflösung des Berliner Haushaltes sich über Gebühr angestrengt und viel zu leiden hatte. Wir waren herzlich froh, als wir das alte Oppeln wiedersahen. Die kranke Mutter blieb bei uns, bis sie im Herbst eine eigene Wohnung beziehen konnte.

Ohne Zweifel waren wir der Mutter Dank und Liebe schuldig und wir thaten auch, was in unseren Kräften stand, um ihr den neuen Aufenthalt angenehm und erträglich zu machen. Dieses war aber leider bei ihrer krankhaften Gemüthsart und Nervenstimmung nicht zu erreichen. Wir mußten alle ihre wirklichen und eingebildeten Leiden theilen, alle Sorgen mit auf uns nehmen, die ihr die Söhne machten, und ihr täglich eine Aufmerksamkeit und Theilnahme zeigen, die fast übertrieben zu sein schien. Auguste hatte Alles dieses längst vorhergesehen; — sie kannte ihre Mutter viel besser, als diese sich selbst, — blieb aber beständig und mit der zartesten Gewissenhaftigkeit die treueste Tochter und übte eine himmlische Geduld. In Wahrheit, die Opfer waren nicht gering, die wir der guten Mutter bringen mußten, denn ihre Pflege und Unterhaltung

kosteten nicht bloß viele Mühe, Zeit und Geduld, sondern, was noch mehr ist, unsere Unabhängigkeit.

Deßungeachtet und bei manchen anderen Beschwerden war ich jetzt in Oppeln viel glücklicher, als ich glaubte und verdiente. Ich war endlich frei geworden von allen lästigen Nahrungssorgen und ließ alle beunruhigenden Projekte fahren. Gott der Herr war mein Helfer und Befreier, adjutor meus et liberator meus; er sah meine Schwäche und Undankbarkeit, und dennoch hörte er nicht auf, die Fülle seiner Wohlthaten über mich Unwürdigen auszugießen. Gewiß, wenn ich alles Dieses in Erwägung zog, so hatte ich keinen Grund, mich zu beklagen. Meine persönlichen Beziehungen zu den Einwohnern waren von jeher gut gewesen; ich lebte hier mit allen Menschen in Frieden und hatte, soviel ich weiß, in der Stadt keinen einzigen Feind. Als Regierungsrath mußte ich freilich die mit der Stelle verbundenen Lasten tragen und viele Selbstüberwindung üben; ich genoß aber das Glück, unter einem Präsidenten zu stehen, der mein Freund und immer bemüht war, mir den Dienst auf alle mögliche Weise zu erleichtern. Die ärztliche Praxis brachte mir wenig Geld, da ich in der Regel keine Liquidationen schrieb und selbst von den Beamten nicht annahm; sie trug aber das Meiste dazu bei, mir das allgemeine Wohlwollen zu erwerben, denn Gott segnete diese Wirksamkeit. Häufig wurde ich zu Consilien gerufen, wo die Aerzte nichts mehr zu rathen wußten und obwohl ich in den meisten dieser Fälle auch nur als ein Engel des Todes erschien, so war es mir doch mehrmal vergönnt, schon aufgegebene Kranke wieder genesen zu sehen. Die große Mehrzahl meiner Kranken bildeten die Armen; die liebsten waren mir die polnischen Landleute, welche das meiste Vertrauen in mich setzten und oft Meilen weit herkamen, um den wielki doctor aufzusuchen. Und wirklich habe

bei diesen einfältigen Landleuten, oft nur in Folge einer einzigen Verordnung, die glücklichsten Wirkungen wahrnehmen können.

Wie ungemein Viel auch die kirchlichen Angelegenheiten zu wünschen übrig ließen, und wie schmerzhaft mich selbst der allgemeine Druck berührte, der auf unserer Kirche lag, so war doch mein Verhältniß zu den Andersgläubigen immer friedlich und ungenirt. Es mochte allerdings auffallen (den Katholiken vielleicht noch mehr als den Protestanten), daß ich fast täglich in die heilige Messe ging und öfters die heiligen Sakramente empfing, ja sogar öffentlichen Prozessionen mit beiwohnte und Mitglied des Kirchen-Collegiums geworden war. Ich hörte auch von ferne, daß Manche darüber spotteten und Andere nicht begreifen konnten, wie „ein so gescheidter Mann" an solchen Dingen sich betheiligen könne. Dergleichen Reden gingen aber unbeachtet an mir vorüber und da ich keinen unnützen Streit begann, auch sonst als ein freimüthiger und wahrheitsliebender Mann bekannt war, so ließ man mich ruhig gewähren. Niemals haben wir in Oppeln um unseres Glaubens willen persönlich eine Anfechtung oder Beleidigung erfahren, im Gegentheil bei den meisten Einwohnern nur an Achtung gewonnen. Ich darf auch sagen, daß dieses Beispiel für manche lauen und feigen Katholiken nicht ohne Nutzen gewesen. Verumtamen non nobis, sed Deo soli gloria!

Das Beste, womit der liebe Gott mich gesegnet, fand ich in meiner Häuslichkeit und dieses Glück wurde nur dann getrübt, wenn die liebreiche Lenkerin des Hauses ihre körperlichen Schmerzen litt. Dann aber fühlte ich jedesmal nur um so tiefer, welch' einen theueren und seltnen Schatz ich an der geliebten, frommen und verständigen Frau besaß. Ich war auch einer von den glücklichsten Vätern, die es geben kann; denn der Sohn war meine beständige Freude und zeichnete sich nicht

bloß durch seine Talente, sondern auch in Mitten böser Beispiele durch gute Sitten, Fleiß und Gehorsam aus.

Unter so günstigen Verhältnissen hatte ich mich in Oppeln eingelebt und lebte noch mehrere Jahre fort. Die Arbeit war nicht gering, überstieg aber meine Kräfte nicht. Bei reger Thätigkeit konnte ich nicht nur meine täglichen und vielfachen Geschäfte besorgen, sondern behielt auch noch Zeit und Neigung, um literarisch zu wirken und allmählig mein Buch über die Pest des Orients zu vollenden. Inzwischen fehlte es nicht an Erholungen, die sehr geeignet waren, uns auf wohlthuende Weise zu zerstreuen und aufzuheitern. Auguste begnügte sich meistens mit ihrem Garten und mit einem Kreise gutmüthiger Frauen, die sich wechselseitig zu besuchen pflegten. Zuweilen empfingen wir des Abends die geistlichen Herren, die Aerzte und Lehrer u. A., welche immer herzlich gern von der freundlichen und freigebigen Wirthin sich bedienen ließen. Dabei wurde zuweilen musicirt und unter Mitwirkung des Sohnes manches Quartett gespielt. An öffentlichen Vergnügungen nahmen wir fast niemals Theil. Die angenehmste Zerstreuung gewährte mir der Sinn für bildende Kunst und die angelegte Sammlung von Kupferstichen. Diese „noble" Passion war leider für meine Lage so kostspielig, daß ich oft darüber Gewissensbisse empfinden mußte.

Am 8. Januar 1836 erschien in Nr. 1 der Medicinischen Zeitung des Vereines für Heilkunde und bald darauf auch in einem besonderen Abdruck meine Abhandlung „zum Schutz der Gesundheit in den Schulen." Der König hatte (man sagte, auf Veranlassung des Fürsten Radziwill) diesen Aufsatz gelesen und sofort den Minister Altenstein beauftragt, die Sache

zu untersuchen und das Schädliche abzustellen. Se. Majestät hatte ohne Zweifel die beste Absicht dabei, wie schon die Worte bezeugen, die er nach der Lesung geäußert haben soll: „Der Mann hat Recht!" Aber der Unterrichtsminister und seine Scholarchen erblickten in dieser kleinen Schrift nichts weiter als eine schwere Anklage gegen ihr System, welche zurückzuweisen und wo möglich zu entkräften sei. Anstatt eine unpartheiische Commission von intelligenten Vätern, Aerzten und Schulmännern zu ernennen, wurden Ministerialräthe, Provinzial-Schul-Collegien und sämmtliche Gymnasialdirektoren der Monarchie zur Begutachtung aufgefordert, die Entscheidung den Philologen überlassen und die Angeklagten selbst zu Richtern bestellt. Es entstand ein Kampf, der mehrere Jahre dauerte und von einer unendlichen Schreiberei begleitet war. Nach dem Brockhaus'schen Conversationslexikon (Artikel: Lorinser) sind damals in Deutschland über diesen Gegenstand mehr als siebenzig Streitschriften erschienen, das Ausland nahm ebenfalls Notiz davon und die Zeitungen konnten nicht aufhören, darüber zu reden. Die Registratur des Ministeriums war zu eng, um alle die Berichte und Gutachten schreibseliger Schulmeister aufzunehmen, die eine medicinische Frage beurtheilen und entscheiden sollten. Ich erhielt so viele Briefe und Schriften, daß ich die ersteren kaum beantworten, die anderen kaum lesen konnte. Der gesunde Menschenverstand der meisten Eltern, die Einsicht vieler gelehrter, unbefangener und praktischer Männer (unter welchen auch sehr hoch gestellte Personen), kurz, die große Mehrheit des Publikums hatte sich (wie bei der Cholera) auf meine Seite gestellt. Meine eigentlichen Gegner bestanden fast nur aus einseitigen Philologen, die von der geistigen und physischen Menschenerziehung wenig oder nichts verstanden, aus Beamten und Anhängern der seit F. A. Wolf etablirten Schulmonarchie oder Schulreligion

(wie sie v. Radowitz nannte), an deren Vortrefflichkeit, seitdem sie von Mr. Cousin gelobt worden, Niemand mehr zu zweifeln wagen durfte. Diese Religion hat ihre Fanatiker, wie jede Andere, die sich von der Mitte und Einheit getrennt. Von solchen neuen Humanisten wurden Broschüren und Aufsätze gegen mein Zeugniß geschleudert, die als Muster von Rohheit und unglaublicher Verblendung gelten können. Indessen gab es doch auch unter den Schulmännern nicht Wenige, die mir zustimmten und sich offen gegen die herrschenden Gebrechen und Mißbräuche erklärten, namentlich Köpke, Niemeyer, Seul, Max Schmidt, Bernhard Thiersch, Reiche, Marquard u. A. Außerdem wurde ich von Aerzten, Geschäftsmännern, Beamten und unabhängigen Privatmännern vielfach und öffentlich in Schutz genommen. Dr. A. Hildebrand in Berlin, den ich nie gesehen, dedicirte mir seine Uebersetzung des englischen Werkes von A. Brigham über den Einfluß der Verstandesbildung und der geistigen Aufregung auf die Gesundheit, und meine späteren Reisen ließen mich wahrnehmen, wie tief im südlichen Deutschland der Eindruck gewesen, den ich durch meinen freimüthigen und wohlbegründeten Tadel hervorgebracht.

Das Resultat des langwierigen Schreibens und Streitens bestand darin, daß den Gymnasien in einem voluminösen Rescript, welches viel länger als meine Abhandlung war, verschiedene Anweisungen und Rathschläge ertheilt und die Turnanstalten wieder hergestellt wurden. Es scheint auch die Einrichtung mehrerer Realschulen eine Folge davon gewesen zu sein. Aber das große Uebel, die Vielheit der Lehrgegenstände, der Schulstunden und der häuslichen Aufgaben hat man fast unvermindert fortbestehen lassen.

Die Sache hat mir im Ganzen ebensoviel Genugthuung als Verdruß bereitet, im weiteren Verlauf aber einen wirklichen

Ekel verursacht, der mich gehindert, darüber noch ein öffentliches Wort zu sagen. In der That war dieses auch nicht nöthig, da jeder Einwurf, der mir von der einen Seite gemacht wurde, auf der anderen auch seine Widerlegung fand. Erst im Jahre 1842, als der Lärm schon nachgelassen, habe ich mich in den historisch-politischen Blättern (Bd. 9 und 10) über „Leben und Schule“ in drei Artikeln wieder vernehmen lassen.

Ich habe bei diesem Streit gelernt, wie wohlfeil ein vorübergehender Ruf zu erlangen, wie schwach und verblendet die gegenwärtige Zeit und was von der Bürokratie im Gebiete der Erziehung und Wissenschaft zu halten sei. Mein größter Irrthum bestand nur darin, daß ich die Pedanterei und den Hochmuth der deutschen Philologen für corrigibel hielt. —

In demselben Jahre wurde Herr v. Hippel, mein bisheriger Präsident, in den Ruhestand versetzt und an seine Stelle Graf Pückler berufen. Hippel ist wegen seines vielseitigen und biegsamen Charakters sehr verschieden, aber selten richtig und vollständig beurtheilt worden. Er gehört zu den interessantesten Personen, die mir in der Beamtenwelt begegnet sind. In Preußen geboren und von seinem Onkel, dem bekannten Verfasser der Lebensläufe, gebildet, entwickelte er frühzeitig ebensoviel Geist als Gemüth, und zeichnete sich bei lebhafter Phantasie zugleich durch einen natürlichen Scharfblick, durch schnelle Auffassung der Dinge und viele Gewandtheit im Handeln aus. Als Landrath und wohlhabender Gutsbesitzer bewährte er sich wie ein intelligenter und praktischer Mann und war im Stande, sich mit den Einrichtungen und Mängeln seines Vaterlandes, das er aufrichtig liebte, genau bekannt zu machen. Diese Stellung genügte aber seinen Wünschen und Talenten nicht. Nachdem er dem Lande manche persönliche Opfer gebracht und viele Dienste

geleistet, begleitete er als Staatsrath den Fürsten Hardenberg in dem Befreiungskriege nach Paris. Mehrere wichtige und öffentliche Aktenstücke sind damals aus seiner Feder geflossen.*) Später wurde er zum Regierungspräsidenten in Oppeln ernannt, wo ich länger als zehn Jahre nicht bloß sein technischer Rath, sondern auch sein Arzt und Hausfreund gewesen bin. Hippel war von Natur ein guter und geistvoller Mensch. Ohne jemals tiefe und gründliche Studien gemacht zu haben (dazu war er zu unruhig und lebhaft) besaß er viele Kenntnisse, mit welchen ihn das Leben und die verschiedenste Lektüre bereichert hatte. Beständig zeigte er einen regen Sinn für Wissenschaft und Kunst. Er war in hohem Grade empfänglich für das Wahre, Gute und Schöne, liberal im besten Sinne, wohlwollend, duldsam, freigebig und Feind aller Pedanterei. Durch seine angeborne Heiterkeit und ein überaus freundliches Benehmen gegen Jedermann wußte er alle Herzen für sich einzunehmen. Man hat ihm nachgesagt, daß seine Freundlichkeit nicht immer aufrichtig gewesen und Manche haben ihn des Leichtsinnes und aller Schwächen der Hardenberg'schen Schule beschuldigt. Auf diese Vorwürfe kann ich nur erwiedern, daß Hippel's ganzes Wesen ein humanes war. Man darf nicht für Heuchelei erklären, was in der Natur eines Menschen liegt. Freilich hätte ich gewünscht, daß seine Maximen und Ansichten fester und bestimmter, seine Wege gerader und seine Finanzen besser geordnet gewesen wären; aber Erziehung und Umstände entschuldigen Vieles, Noth bricht Eisen, und ein Beamter ist häufig aus Gehorsam genöthigt, zu sagen und zu thun, was seiner eigenen Einsicht und Neigung widerspricht. Hippel hat sich, bei aller Klugheit, zuweilen selbst getäuscht; weit öfter jedoch ist seine Gutmüthigkeit von Anderen

*) Unter anderem auch der Ausruf des Königs: „An mein Volk" im Jahre 1813.

hintergangen und betrogen worden. Sein Vermögen ging durch patriotische Bestrebungen und Unglücksfälle verloren, und eine beständige, wenn auch nicht luxuriöse Gastfreundschaft erlaubte ihm nicht, sich von dem Schiffbruch zu erholen. Er war ein liebreicher Gatte und Vater, ein gütiger Vorgesetzter, und ein so fleißiger, treuer und geschickter Diener des Königs, wie es deren wenige giebt. Bei der Regierung in Oppeln schrieb Niemand in Dienstsachen so gediegen, so klar und elegant, wie der Präsident. Es lag ihm immer viel daran, seine ganze Umgebung zufrieden zu stellen, den Collegen und Subalternen die Arbeit möglichst zu erleichtern und Alle durch seine Milde und Herablassung bei guter Stimmung zu erhalten. Selbst diejenigen Beamten, welche mit ihm unzufrieden waren, haben ihn nach seinem Abgange gelobt und mit Bedauern zurückgewünscht. Er liebte die Gesellschaft, Musik und geistreiches Gespräch; niemals aber hat man ihn am Spieltisch gesehen. Ein liebenswürdiger Wirth, verstand er es selbst am besten, seine Gäste zu erheitern; es herrschte in seinem Hause bei solchen Gelegenheiten ohne Verletzung des Anstandes die ungezwungenste Fröhlichkeit, Niemand fühlte sich verlegen und beklemmt.

Nach diesen Charakterzügen läßt sich leicht errathen, was Hippel als Staatsmann gewesen sein konnte. Er war allerdings nicht frei von gewissen Ansichten und Vorurtheilen, die man heut zu Tage „spezifisch preußische" nennt, aber weit entfernt von Unbilligkeit, Härte und Prahlerei. Sein scharfsinniger Verstand und eine feine Beobachtungsgabe ließen ihn weder die Gebrechen des Preußischen Staates, noch die Vorzüge des Auslandes verkennen. So z. B. achtete er Oesterreich sehr hoch, ohne je von dorther eine Gunstbezeugung erhalten zu haben. Sein natürliches Wohlwollen und seine milden Formen machten ihn in Verbindung mit einer reichen Erfahrung vorzüglich ge-

schickt, Unterhandlungen zu führen, Gegensätze zu versöhnen und Verwirrtes zur Einfachheit und Klarheit zu bringen, zumal in einem Lande wie Schlesien, wo der Gegensätze so viele sind. Die Katholiken hatten damals von der Regierung schweren Druck zu leiden, aber keine Ursache, sich über Hippel zu beklagen. Dieser war im Rationalismus oder richtiger im Christianismus vagus erzogen und legte wenig Gewicht auf die Verschiedenheit der Confession; doch achtete er jedes religiöse Gefühl und gönnte Allen das Glück, ihrem Glauben gemäß zu leben. Ich meine sogar annehmen zu können, daß ihm als einem unbefangenen Manne, der so lange unter Katholiken gelebt, manche Vorzüge unserer Kirche vollkommen eingeleuchtet haben. Der Pietismus war ihm zuwider.

Wie verschieden auch unsere Charaktere waren, wir zogen einander gegenseitig an und waren bald durch ein Band der Freundschaft verknüpft, wie es selten in einem Regierungscollegium zwischen einem Rath und Präsidenten vorkommen mag. Hippel setzte das größte Vertrauen in mich, nicht bloß in medicinischen Dingen, und seine Familie sah mich als ihren Freund und Wohlthäter an. Nicht allezeit habe ich ihm seine Condescendenz und Nachsicht mit gleicher Münze vergolten; er aber ertrug meine Schroffheiten mit Sanftmuth und Geduld. Ich redete und lebte als Katholik, er ließ mich immer ruhig gewähren; ich widersprach oft unbeugsam einigen seiner Verwaltungsmaßregeln, er ließ mich deßhalb nie den geringsten Unwillen fühlen; ich lachte und spottete über seine Freimaurerei — er lachte mit. Wir schienen beide einem höheren Orden anzugehören und über die frères dupes erhaben zu sein. Er hatte ein immerwährendes Bedürfniß, sich im Umgange mit Anderen zu unterhalten, und zu belehren, daher seine große Geselligkeit, die fast als eine Tugend erschien, weil sie Alle zu

befriedigen wußte und immer wohlwollend und anspruchslos war. Er gehörte zu den glücklichen Naturen, die sich leicht über etwas freuen und ebenso leicht über Widriges hinwegsetzen können. Sein Gespräch war immer lebhaft, anregend, mannichfaltig, oft voll Salz und Scherz, und seine vielseitige Bildung erlaubte ihm, sich über die verschiedensten Gegenstände auszulassen. Als feiner Menschenkenner verstand er auch die Kunst, in Jedem bald die interessante Seite zu entdecken und diese für sich zu benutzen und gleichsam „auszupumpen."

Wir haben manches Leid gemeinschaftlich erduldet, aber auch viele frohe Stunden genossen. Er hat meine Stellung wesentlich erleichtert und mich zu beständigem Dank verpflichtet. Meine Zuneigung für ihn ist in den letzten Jahren unseres Beisammenseins noch höher gestiegen und ich habe noch dann bei ihm ausgehalten, als er am Schlusse seiner dienstlichen Laufbahn von Gönnern und Schmeichlern verlassen, mit Siechthum, Kummer und Schulden belastet war. Der Abschied war höchst traurig für uns Beide. Zuerst ging er nach Pleß zu seinem Sohne und später nach Bromberg zu anderen Kindern, wo er seine treffliche Frau verlieren und dieser bald in die Ewigkeit nachfolgen sollte. — Vier Jahre nach unserer Trennung schrieb er sein „Sendschreiben über einige Mängel der Preußischen Schulverwaltung an den Nachfolger des Ministers v. Altenstein. Bromberg 1840." In diesem kommt folgende Stelle vor: (S. 10. ff.) „Mit solchen Tendenzen begegnete sich Lorinser's Schrift vom Jahre 1836 „zum Schutz der Gesundheit in den Schulen." Die dadurch entstandene Aufregung ist Ew. Excellenz gewiß ebenso bekannt, wie die dadurch hervorgerufene Opposition der meisten Vorstände gelehrter Schulen, nebst den halben Maßregeln, die deren Folge waren. Eine ähnliche Aufregung hatte ihm früher sein Aufsatz über die

Cholera zugezogen, der eben auch ohne seinen Willen in der Staatszeitung gegen die Contagiosität des Uebels erschienen war. Weniger bekannt dürfte Ihnen jedoch die Persönlichkeit dieses ehrenwerthen Beamten und Arztes sein, auf dessen Freundschaft ich hohen Werth setze. Ueber ihn muß ich mir daher einige Worte erlauben. Lorinser ist nichts weniger als ein Feind gründlicher Wissenschaft und der Mittel sie in gründlicher Weise auf gelehrten Schulen zu erwerben, wie so viele seiner Gegner irrthümlicher Weise glaubten und verbreiteten. Seine Schrift selbst, die durch die medicinische Zeitung zunächst nur seinen Fachgenossen bestimmt war und erst auf höheren, wo nicht auf allerhöchsten Befehl durch das Altenstein'sche Ministerium Verbreitung und Wichtigkeit erlangt hat, ist der sprechendste Beweis seiner Pflichttreue. Sein vielgeprüftes Leben ist auch nie von einem anderen Vorwurf betroffen worden als zu festen Beharrens auf seiner aus Gründen gewonnenen Ueberzeugung und zu strenger Anhänglichkeit an seinen Glauben, in welchem, der Landesreligion der Böhmen, er, der Sohn eines böhmischen Arztes, geboren und erzogen worden. Ob ein solcher Tadel nur möglich oder gar erlaubt, ist hier nicht zu erörtern, wiewohl derselbe aus dem Munde seiner Oberen gehört ist. Kein persönliches Interesse konnte seine Feder leiten, da er an dem Sitze eines Gymnasiums wohnt, dessen Lehrer ihm befreundet waren und dessen Milde in der Schuldisciplin bekannt ist. Auch erfreut er sich eines Sohnes — jetzt wahrscheinlich schon Student — der vom Vater wie von seinen Lehrern nicht gespornt, sondern vielmehr vom Lernen zurückgehalten werden mußte. Allein Lorinser hatte mit philosophischem und praktischen Geiste nur diejenigen Gebrechen der gelehrten Schulen ins Auge fassen wollen, die sich seiner Erfahrung als Arzt am nächsten darboten. Und dies war die sichtliche Verkümmerung der Natur

auf Kosten der Entwicklung des Geistes bei den meisten Knaben und Jünglingen u. s. w." Dieses öffentliche Bekenntniß war nicht im Geiste eines Preußischen Staatsmannes geschrieben, für mich aber nur noch ein stärkeres Motiv, in Hippel den Menschen zu ehren und den Freund zu lieben. — Möge ihm jenseits der wahre Friede und die volle Klarheit zu Theil werden, nach welcher er hier vergeblich gesucht.

Auguste hörte nicht auf zu lieben und zu leiden und schien mir einer Erholung sehr bedürftig zu sein. Sie schloß sich daher an eine von den Frauen an, welche in jenem Sommer (1836) das freundliche Nieder-Langenaü im Neissethal der Grafschaft Glatz besuchten und reiste gegen den 20. Juli dahin ab, mich selbst und ihren Sohn zu Hause zurücklassend. Der Heilquell entsprach aber der Erwartung nicht. Die Trennung von ihren Lieben, die unbeständige Witterung und die vielfachen leiblichen Beschwerden ließen sie dort nur wenig Vergnügen finden, bis ich mit Franz im August ihr nachkam und wir Alle dann noch 14 glückliche Tage in jenen Bergen verweilten. Nun erst lebte die liebe Mutter wieder auf und die Freude machte sie so stark, daß sie im Stande war, mit uns Spaziergänge zu machen, die weit über ihre Kräfte zu gehen schienen. — Wie glücklich fühlte ich mich selbst, als ich die vier seelenvollen Augen erglänzen sah von jener süßen und unschuldigen Befriedigung, die den Menschen so selten erfüllt! Gewiß, es gibt auf Erden kein vollkommnes Glück, aber jene Tage waren Sonnenblicke in unserem Leben und werden mir unvergeßlich sein.

Das Jahr 1837 war sehr bewegt für mich. Schon in den ersten Tagen des Januar erhielt ich die Trauerbotschaft,

daß meine geliebte Mutter am 29. Dezember verschieden sei, nachdem sie lange gelitten, aber noch am heiligen Christabend in der Mitte der Ihrigen sich am Tische erfreut. Wie vermöchte ich den Schmerz bei einem solchen Verlust zu beschreiben! Mir war zu Muth, als ob ein Theil meines Selbst gestorben wäre, denn viel von ihrem Wesen hat meine Mutter mir mitgetheilt und mich, ihren Erstgebornen, immer vorzüglich geliebt. Zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich mich verwaist und die wiedererwachte Erinnerung an meine Kindheit und Jugend würde mich noch viel trauriger gestimmt haben, hätten nicht Frau und Kind mir Trost gewährt!

Im Monat März erschien in Berlin mein Buch über die Pest des Orients, an welchem ich sieben Jahre gearbeitet. Dieses Werk, in dem ich eine große Menge von Thatsachen, pathologischen Lehren und wichtigen Rathschlägen in organische Uebereinstimmung zu bringen suchte, ist vielleicht das Beste, was je aus meiner Feder geflossen, hat aber nach allem Anscheine wenig gefruchtet, obgleich es viel gelobt, citirt und geplündert worden ist. An dem Urtheil der gewöhnlichen Aerzte, die sich um die Pest nicht kümmern, lag mir nichts und die Gelehrten, wie der confuse Großmann aus Sachsen, hatten Alles nur in schiefem Lichte angesehen. Mein letzter Zweck war ein praktischer und auf den Nutzen gerichtet und deßhalb ließ ich mich verleiten, mein Buch an einige Regierungen zu senden, die mit der Pest zu thun haben und sich ihrer erwehren müssen. Der Kaiser Ferdinand bedankte sich dafür durch seinen Gesandten in Berlin und ließ mir sagen, daß er das Buch seiner Privatbibliothek einverleibt habe. Ein freundlicher Brief ging mir vom König Otto von Griechenland zu, in dessen Reiche kurz zuvor die Pest auf einer Insel ausgebrochen war. Am meisten erfreute mich das liebevolle Schreiben des heiligen Vaters Gregor XVI., welches

ich später durch die Nuntiatur in Wien erhielt und als ein theures Andenken aufbewahre. Von meinem Landesherrn Friedrich Wilhelm III. wurde ich mit der goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst beschenkt, wahrscheinlich auf Veranlassung von A. v. Humboldt, der mir ebenfalls einen verbindlichen Brief geschrieben. Die vollste und aufrichtigste Anerkennung wurde mir von meinen ärztlichen Freunden, namentlich vom Professor Hecker in den Zeitungen und von R. R. Konlpin in einer besonderen Broschüre gespendet. Herr v. Altenstein, dem die reife Schrift gewidmet war, machte mir dafür ein höfliches Compliment; der Beifall aber war ihm ausgegangen, nachdem er mein unreifes Produkt vom Jahre 1823 so überflüssig gelobt.

Im Frühjahr schrieb ich eine Recension über Maistres Baco für die Universal-Kirchenzeitung in Frankfurt a. M. und trat bei dieser Gelegenheit mit Herrn v. Radowitz in Briefwechsel.

Im August befand ich mich (in Begleitung meines Sohnes) auf einer Dienstreise in Ratibor. Am Abend des 19. beobachteten wir daselbst aus einem Garten ein starkes Nordlicht, welches mir, wie früher, als Vorbote oder Begleiter einer neuen Cholera-Epidemie erschien; und in der That, zwei Tage später erhielt ich in Oppeln die ersten Anzeigen vom Wiederausbruch derselben. Bei unserer Heimkehr war uns eine frohe Ueberraschung bereitet; ich hatte die Freude, meine Brüder Franz und Fritz zu finden, die kurz zuvor angelangt waren, um mich zum erstenmal in Schlesien zu besuchen. Auch Auguste war hocherfreut und gab sich alle Mühe, die Gäste so gut als möglich zu bewirthen, obgleich sie damals viel an körperlichen Schmerzen litt. Nach einigen Tagen kehrten die Brüder nach Böhmen zurück und ich begleitete sie bis Falkenberg.

Wie sehr mich der in diesem Jahre ausgebrochene Kirchenstreit und die Gefangennehmung der beiden Erzbischöfe von

Cöln und Posen afficirt und welch' große Aufregung und Bekümmerniß selbst in meinem nächsten und kleinen Kreise geherrscht, wäre zu weitläufig, hier aufzuzeichnen. Das mysterium iniquitatis fing an, sich zu enthüllen; aber die Wirkung des „Athanasius" und die Gründung der historisch-politischen Blätter in München gewährten bei all' dem Trost und Freude.

Der Rest des Jahres verging unter fortwährenden Sorgen und Mühen, die durch die Cholera entstanden. Die Sterblichkeit war größer als sonst, und das Elend in den Hütten der Armen (besonders im Kreise Leobschütz, den ich im Monat November bereiste) an manchen Orten fürchterlich. Eine schriftliche Relation darüber bewahre ich noch unter meinen Aufsätzen. — In Mitten der Todesschatten, unter dem Einfluß der übelsten Witterung und bei allen Reisebeschwerden hat mich der Allmächtige beschützt und gesund erhalten. Mein einziges und bestes Präservativ war, wie gewöhnlich bei gefahrdrohenden Epidemien, der herzstärkende Psalm: „Qui habitat in adjutorio Altissimi etc." Die Seuche nahm erst im Winter ein Ende und beschäftigte mich so ausschließlich, daß ich während der letzten 4 Monate dieses Jahres ganz darauf vergaß, in meinen Kirchenkalender irgend eine Bemerkung einzuschreiben.*)

Mein Sohn war in die höchste Klasse des Gymnasiums eingetreten. Obgleich dieser Fortschritt erfreulich schien, so sahen wir doch mit Bangigkeit dem Zeitpunkt entgegen, in welchem uns eine Trennung von ihm bevorstand. In früheren Jahren hatte ich oft gewünscht, ihn in eine geistliche Erziehungsanstalt

*) Mein Vater war gewohnt, alljährlich ein durchschossenes Diöcesan-Direktorium sich anzuschaffen und in dasselbe kurze Notizen über wichtige Vorfälle einzutragen. Anm. d. Herausgbs.

bringen zu können, um den Nachtheilen der Preußischen Schulen auszuweichen. Dieser Gedanke war aber zu schwer für ein Mutterherz, welches mit der zärtlichsten Liebe an ihrem einzigen Kinde hing. Jetzt aber zeigten sich die Gefahren der Universitäten nicht minder groß, wenn wir gleich zu des Sohnes Gesinnung das beste Vertrauen hegen durften und seine Neigung für den geistlichen Stand unzweifelhaft war.

Da geschah es, daß zu Anfang des Jahres 1838 die Medicinalrathstelle bei der Regierung in Münster erledigt wurde. Der Minister hatte sich in einem früheren Schreiben zu meiner Versetzung in die westlichen Provinzen bereitwillig erklärt und die jetzt entstandene Vacanz erschien so einladend, daß ich glaubte, sie benutzen zu müssen. Ich wußte, daß dort in dem gesünderen Lande mein amtlicher Wirkungskreis um vieles weniger beschwerlich als in Oberschlesien sein und daß eine größere Stadt, besonders aber das altkatholische Münster uns viele Annehmlichkeiten und Vortheile gewähren würde, die wir in Oppeln entbehrten; am wichtigsten aber war der Umstand, daß Franz daselbst in einem ordentlichen Seminar Theologie studiren könne und nicht genöthigt wäre, sich deßhalb auf die verwilderten Universitäten zu begeben und seine Eltern zu verlassen. Diese Rücksichten, vorzüglich die letzte, überwogen alle Bedenken, die wegen der Last eines weiten Umzuges entgegenstanden. Auguste ergriff den Gedanken mit großer Lebhaftigkeit und war auch bald der Meinung, daß ich um jene Stelle mich bewerben müsse, weil mir dieselbe vielleicht von der Vorsehung beschieden sei. — Am 4. Februar ging mein Gesuch ans Ministerium ab. Busch und Schmidt waren Competenten und man konnte sich über die Besetzung nicht einigen. Um die Sache zu fördern, besuchte ich am 23. Juni den Präsidenten Rust, der damals auf seinem Gute in Schlesien verweilte. Von diesem erhielt ich

ungewissen Bescheid und meine Hoffnung begann zu sinken. Im November wurde Busch ernannt. Mir selbst ist vom Minister nicht einmal eine Antwort auf mein Gesuch zu Theil geworden.

Wir erkannten, daß es nicht Gottes Wille sei, uns aus Schlesien herauszuführen und dieser beruhigende Gedanke ließ in den Herzen keinen Schmerz, ja nicht einmal ein Bedauern aufkommen. Und es währte nicht lange, so wurde die Gnade offenbar, mit welcher der Lenker des Lebens uns diese Versetzung erspart.

Am 31. Juli war Auguste mit dem Sohne wiederum nach Langenau gereist, um dort Erholung zu suchen und am 20. Aug. folgte ich ihnen nach. Die liebe Frau hatte aber viele Schmerzen zu leiden und konnte nur wenig Gebrauch vom Heilquell machen. Erst nach meiner Ankunft fing sie wieder an aufzuleben. Am 8. September war die Heimath wieder erreicht, nachdem wir auf der Rückkehr ein Rad am Wagen zerbrochen und deßhalb die letzte Nacht in einer schlechten Dorfschenke zugebracht hatten. Der Endzweck dieser Badereise war leider nicht erreicht, denn bald darauf wurde die Kranke aufs neue von heftigen Schmerzen befallen und diese flößten mir die ernstesten Besorgnisse ein.

Das letzte Jahr meines häuslichen Glückes war herbeigekommen. — Am 10. Februar 1839 (in der Faschingszeit) hatten sich viele Medicinalpersonen vereinigt, um ein Banquet zu veranstalten, bei welcher Gelegenheit sie mir mein Bildniß (Lithographie) und verschiedene Gedichte überreichten. Es war ein frohes und zwangloses Beisammensein. — Im Mai war ich einige Tage in Breslau, um dort die Kunstausstellung und die Universität zu recognosciren, die bald mein Sohn besuchen sollte. — Den 9. Juli ist in Nimes mein armer Bruder

Andreas gestorben. In demselben Monat unternahm ich mit dem Sohne eine Reise ins Mährisch-Schlesische Gesenke. Bei der Rückkunft erfuhr ich den Todesfall. — Den 27. Juli erkrankte ich selbst an einem heftigen rheumatisch-gastrischen Fieber mit Brustentzündung, großer Beklemmung, starkem Husten und Seitenstich. Auguste ahnte keine Gefahr und beschenkte mich am 31. zu meinem Namenstage. Die Aerzte waren bedenklich und riethen zum Aderlaß. Ich verwarf diesen Vorschlag, und heilte mich allein durch höchst genußreiches und vieles Trinken kalten Wassers und 4 bis 5 Blasenpflaster, wobei viel Schweiß und Serum entfernt wurden, so daß ich nach drei Wochen wieder vollkommen genesen war.

Am 28. September bestand Franz die Abiturientenprüfung und Ende Oktober reisten wir mit ihm nach Breslau, wo wir ihn allein zurücklassen mußten. Zum heiligen Weihnachtsfeste kam der Sohn zu den Eltern und wir feierten gemeinschaftlich zum letzten Mal das frohe Fest.

(Bis hierher war mein Vater, zuletzt schon vielfach durch körperliches Leiden gehindert, in der Ausarbeitung seiner Selbstbiographie gekommen, als die Hand des Herrn ihn selbst berührte und in die ewige Ruhe einführte. Ich will es versuchen, im Nachfolgenden eine Darstellung der letzten dreizehn Jahre seines Lebens zu geben, indem ich dabei, um dem Werke den Charakter der Selbstbiographie zu wahren, ausschließlich von ihm selbst geschriebene Briefe und jene Notizen benutze, die er über die letzten Ereignisse seines Lebens größtentheils in die Kirchenkalender der einzelnen Jahre, mitunter auch, wie die Reise nach Italien, in besondere Tagebücher eingetragen hat.

Ueber den am 26. Februar 1840 erfolgten Tod meiner

Mutter finde ich in einem unter dem Titel „Augustens Krankheitsgeschichte“ geschriebenen besonderen Aufsatz folgende Aufzeichnungen:)

„Ruhig verging der Monat Januar und das Befinden war verhältnißmäßig gut, obgleich die neue Trennung von Franz nicht wenig empfunden wurde. Niemand konnte vermuthen, daß Auguste im nächsten Monat zum letztenmal ihren Geburtstag feiern und bald darauf zur Pforte des ewigen Lebens eingehen werde.

Die letzte Krankheit kündigte sich schon in der ersten Woche des Monats Februar durch unbehagliche Empfindungen an. Ein merkwürdiges Vorzeichen des Todes wurde außerdem noch beobachtet.*) Dennoch ließ die fromme Seele sich nicht abhalten, am 7. des Abends mit mir in die Kirche zur heiligen Beicht zu gehen, um noch während der Oktav von Mariä Reinigung die heiligen Sacramente zu empfangen. Am folgenden Morgen (den 8.) wurden wir Beide mit dem Brod des Lebens gespeist und wie Maria ihren göttlichen Sohn zu jener Zeit im Tempel dargebracht hatte, so opferte jetzt ihre treue Verehrerin an den Stufen des Altares gleichfalls ein geliebtes Kind dem Allerhöchsten auf, aber auch ihre Krankheit brachte sie, — vielleicht zum erstenmal mit voller, unbedingter Ergebung — dem himmlischen Vater zum Opfer dar. — Es scheint, daß dieses wohlgefällig aufgenommen wurde!

So lange sie in der Kirche war, hatte sie keine Schmerzen gefühlt. Beim Herausgehen schien sie sehr angegriffen zu sein

*) Es bestand darin, daß der metallene Ring eines Schlüsselbundes, welchen die Verstorbene am Gürtel zu tragen pflegte, ohne jede äußere Veranlassung, plötzlich zersprang, so daß die Schlüssel mit großem Geräusch im Zimmer umhergestreut wurden. Die Mutter, darüber betroffen, that die merkwürdige Aeußerung: „Was bedeutet das? Ich werde wohl am längsten gewirthschaftet haben?“

und mühsamer als sonst, fast athemlos, stieg sie zum letztenmal mit langsamen Schritten die Treppe zu ihrer Wohnung hinan. Sie war von ihrem letzten Ausgange heimgekehrt! — Kaum hatte sie das Zimmer erreicht, als die Schmerzen wiederkehrten und den ganzen Tag mit solcher Heftigkeit fortdauerten, daß das Sofa fast gar nicht verlassen werden konnte....

Am 25. war Auguste noch ziemlich heiter, und am Gespräche theilnehmend schien sie eben nicht kränker zu sein. Nach 9 Uhr Abends, als auch ihre liebste Pflegerin (ihre Mutter) sich entfernt hatte, wurde sie, ohne äußere Veranlassung, von einer Traurigkeit befallen, die sich bald in Thränen ergoß. Nachdem sie jedoch, wie sie täglich um diese Zeit zu thun pflegte, ihr Herz zu Gott erhoben hatte, senkte sich bald, zum letztenmal, der Schlaf auf ihre Augenlieder, dauerte aber nicht ohne Unterbrechung fort und war überhaupt unerquicklich, obgleich die Kranke während der ganzen Nacht keinen Beistand verlangte.

Mittwoch den 26. Februar — o unaussprechlich trauriger Tag — erwachte sie gegen 7 Uhr mit einem Gefühl von tiefem Weh und Schwäche im Unterleibe. Das Gesicht hatte einen etwas veränderten, ängstlichen und schmerzhaften Ausdruck und die Stimmung war nicht so heiter und ruhig, wie in den letzten Tagen. Nach 8 Uhr verlangte sie zu meinem Bett (ungefähr 7 Schritte weit) geführt zu werden, damit das ihrige in Ordnung gebracht würde. Kaum aber war sie in das andere Bett gebracht, so veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes noch mehr und eine Ohnmacht schien bevorzustehen. Nachdem ihre Betten geordnet, wollen wir die Schwache hintragen, sie wünscht aber zu gehen und geführt zu werden. Es geschieht, was sie verlangt; allein schon während des Führens verwandelt sich ihr ganzes Ansehen und indem sie mühsam und entkräftet auf ihr Lager sinkt, brechen mit Wehklagen allgemeine Krämpfe

aus. Das Bewußtsein bleibt ungestört und bald ruft sie laut: „Ich sterbe!" Ich suche ihr das auszureden und glaube selbst, daß dieser Anfall, wie der am 13., wieder vorübergehen werde. „Ich sterbe," wiederholte sie nochmals. Es war, als ob ein tödtlicher Pfeil sie getroffen hätte und herzzerreißend war es für mich, ihren hülfesuchenden Blick zu sehen und nicht helfen zu können. Auf die Frage, ob ein Geistlicher zu holen, verlangt die Sterbende den Pfarrer, da sie wußte, daß ihr Beichtvater selbst krank darniederlag. „Ein schwerer Tod!", so äußerte sie wiederholt. Und bald darauf: „Jesus, Jesus!" Dann zu mir, der ich an ihrem Bette knieete: „Beten! Messen!" ihre letzten Bitten aussprechend. Ich bete ihr zweimal das Vaterunser und den englischen Gruß und einmal das Misereatur vor und vertröste sie auf den Beistand der Mutter Gottes, unter deren Bild sie lag.... Allmählig erlischt das irdische Leben und die geliebte Seele wird ruhig vom Leibe befreit. Es war noch nicht 8¾ Uhr und der Todeskampf hatte keine halbe Stunde gedauert. Der Pfarrer kam einige Minuten nach dem letzten Athemzuge!"

(Nach dem Begräbniß der Mutter verweilte ich, zum Trost des Vaters, bis zum Beginn des Sommersemesters in Oppeln und kehrte erst im Mai wieder nach Breslau zurück. Aus der dann folgenden Correspondenz mögen folgende Bruchstücke von Briefen meines Vaters hier mitgetheilt werden.)

Den 17. Mai 1840.

Als ich vorgestern nach deiner Abfahrt in meine leere und einsame Wohnung zurückgekehrt war, wollte mich das bange Gefühl der Verlassenheit beschleichen — ein Aufblick nach Oben hat mich jedoch bald wieder beruhigt und aufgerichtet. Zu Mittag, als ich, wie der heilige Vater zu Rom, allein bei

Tische saß, wollte die Bangigkeit noch einmal über mich kommen; da nahm ich bald meinen Hut und Regenschirm und wanderte zu Fuß nach Czarnowanz, um den Herrn Pfarrer zu besuchen. Das Wetter klärte sich auf; die grünen Felder und der balsamische Duft der Weiden und Pappeln erquickten mich und die durch das trübe Gewölk hervorbrechende Sonne brachte auch Licht in mein finsteres Gemüth. Abends war ich noch zeitig genug zu Hause, um dem Johannissegen beiwohnen zu können. Je me trouve dans une paix seche et amère, kann ich mit Fenelon sagen.

Soeben höre ich, daß mein oberster Chef, der Minister v. Altenstein, gestorben ist, der seit 22 Jahren als Organ der göttlichen Vorsehung auf meine Geschicke so vielfachen und entscheidenden Einfluß geübt hat. Sein Wohlwollen hat er mir stets erhalten und in der Noth durfte ich auf ihn zählen. So wird mir eine menschliche Stütze nach der anderen genommen, die alten Verhältnisse lösen sich auf, Alles wird anders um mich her, damit ein neues Leben beginne und ich auf Gott allein mich stützen lerne.

Vigilia Ascensionis Domini 1840.

Was fortwährend mein Herz bewegt, darf ich dir wohl nicht erst sagen. Du hast mein Leid und meine Schwäche gesehen, dabei aber vielleicht zu wenig erwogen, daß wahre Ehegenossen nicht nur ein Leib, sondern auch eine Seele sind und daß ihr Verhältniß zu einander noch ein anderes, als das der Kinder zu den Eltern ist. Jetzt verstummt meine Klage, weil ich Niemand mehr habe, vor dem ich sie ausschütten kann. Aber auch die Wehmuth, zu welcher ich ungeachtet meiner sonstigen Strenge von Natur so sehr geneigt bin, ist milder geworden, seitdem ich den Schmerz immer deutlicher als eine Buße und

Gnade erkenne. Am meisten jedoch tröstet mich der Glaube und ein sich immer mehr entwickelndes Bewußtsein, welches, wenn ich nicht irre, nur von dem Erlöser selbst kommen kann. Auch die lange und schmerzhafte Betrachtung des Lebens und Leidens unserer Verklärten ist mir heilsam gewesen. Denn bedenke ich, daß die gute, gottliebende Mutter von so schweren und langen Leiden heimgesucht wurde, daß ihre menschlichen Gebrechen zum großen Theil nur von ihrem körperlichen Zustande und durch Schuld ihrer irdischen Umgebung veranlaßt wurden, so erscheint es mir gewiß, daß jetzt die fromme und unschuldige Seele, von dem elenden Leibe befreit und allem niederen Einfluß entnommen, in seliger Freiheit sich befinden und den Zustand einer höheren Entwicklung und Vollendung erreicht haben werde. In Wahrheit kann ich sie mir jetzt nicht anders, als in einem veredelten und glorificirten Zustande denken und begreife nun vollkommner als jemals, was in Dante's großem Gedicht die stufenweis erfolgende Vergöttlichung Beatrice's zu bedeuten hat. Und da wir vermöge der Gemeinschaft der Heiligen im Geiste mit ihr vereinigt bleiben, so laß uns sorgen, lieber Sohn, daß auch von unserer Seite diese Gemeinschaft eine würdige sei; laß uns streben, ihrem seligen Geiste schon hier auf Erden so ähnlich zu werden, als es unser körperliches Gefängniß gestatten will; laß uns sterben, damit wir mit ihr vereinigt das Angesicht Gottes schauen — sterben unseren Begierden und Leidenschaften, damit Christus in uns lebe, der allein das Leben ist.

Den 16. Juni 1840.

Die Nachricht vom Tode des Königs wurde hier am dritten Pfingstfeiertage gegen Abend bekannt und ich habe nun, nach der für die Räthe der Collegien ertheilten Vorschrift den erst vor Kurzem abgelegten Trauerflor von neuem hervorsuchen müssen.

Den für die Ferien entworfenen Reiseplan habe ich bis jetzt im Wesentlichen nicht geändert. Wenn Gott nicht anders verfügt, wird es wohl dabei verbleiben. Anstatt aber bis Innsbruck zu gehen, wäre es rathsamer, bequemer und lohnender, das schöne Gmunden mit seinem See, Salzburg, Berchtesgaden und Ischl zu besuchen, jenes liebliche Ischl, nach welchem deine liebe Mutter sich so oft vergebens gesehnt! Wir werden ja sehen, wie weit die Zeit und die Baarschaft reichen wird. Heute habe ich mein Urlaubsgesuch geschrieben und um eine zweimonatliche Befreiung gebeten.

Von den eben erschienenen „Worten des Friedens und der Wiederversöhnung an gottesfürchtige, protestantische Christen von L. v. Beckedorf" besitze ich das „erste Wort". Ich mache dich in voraus auf dieses treffliche Werk aufmerksam. So einfach, scharfsinnig, klar und wahrhaft liebevoll ist selten eine polemische Schrift geschrieben worden.

Den 3. Juli 1840.

Mit meinem Aufenthalt in Breslau bin ich diesmal sehr zufrieden und das Andenken an die mit dir verlebten Stunden wird mir die Wochen erheitern, welche wir noch von einander getrennt sein werden. Indessen harre ich deiner Ankunft schon jetzt mit Sehnsucht entgegen. Denn wie groß auch meine Liebe zu dir beständig gewesen ist, so fühle ich doch, daß du mir seit dem Abscheiden der geliebten Mutter noch theurer geworden bist. Ich bitte den lieben Gott täglich, daß er nach seiner unendlichen Güte mir diese einzige hier noch übrig gebliebene Freude gnädig erhalten und bewahren wolle.

Den 18. Juli 1840.

Vorgestern bin ich von meiner Fahrt mit Zahnschmerz und einer stark geschwollenen Backe wieder zurückgekehrt und

wegen dieses Zufalls noch nicht aus dem Hause gekommen.... Sonderbar, daß der Monat Juli seit mehreren Jahren mir ungünstig ist und daß ich in diesem Jahre schon zweimal auf der Reise erkrankt bin. Durch die ausgestandenen Seelenleiden bin ich vielleicht auch körperlich für Erkältungen empfänglicher geworden; die Hauptursache bleiben aber immer die abnormen Witterungsverhältnisse.... In Gleiwitz habe ich unser eisernes Grabgeländer fast vollendet angetroffen. Es wird künftige Woche hier eintreffen und dann bald aufgestellt werden. Indessen ist mir auch die jetzige arme und einfache Beschaffenheit der theuren Grabstelle lieb geworden; nicht selten findet man das schwarze hölzerne Kreuz von unbekannter Hand bekränzt, oder Blumen auf dem Boden niedergelegt. Neulich trug ich vom Grabe auch ein Gedicht nach Hause, welches dort niedergelegt war, ich weiß nicht von wem.

Den 25. Juli 1840.

Es ist für mein wundes Herz überaus wohlthuend, in deinem letzten Briefe den Ausdruck der Freundschaft, der Dankbarkeit und Liebe zu finden, mit welchem du mir zu meinem Geburtstage deine kindlichen Gesinnungen bezeugst. Ich danke dir für alle guten Wünsche und Gebete, so wie nicht minder für alle Freude und für allen Trost, den du mir bereitest; ich danke aber auch dem himmlischen Vater, daß er dir solche Gesinnungen verliehen und dich bisher auf dem Wege des Heiles so gnädig geführt. Was ich für dich fühle, mein guter Franz, ist dir nicht unbekannt. Ja du weißt es, daß ich dich nicht nur als das einzige und hoffnungsvolle Kind von ganzer Seele liebe, sondern auch — als die theuerste Reliquie deiner seligen Mutter betrachte. Der heilige und starke Gott, dem die Verklärte dich an den Stufen des Altares übergeben, möge dich immerdar schützen und heiligen!

In den letzten Wochen habe ich mit schmerzhaften und wehmüthigen Erinnerungen wieder viel zu kämpfen gehabt. Es scheint überhaupt, als ob ich seit dem 26. Februar an Leib und Seele schwächer geworden wäre. Die Erschütterung war auch zu groß, als daß es anders sein könnte. Du wirst auf der Reise mit mir Geduld und Nachsicht haben müssen; ich hoffe aber, daß Natur und Kunst und mehr noch die Begegnung lebenskräftiger Menschen mich erfrischen und Gott neue Stärke verleihen wird. Mit meiner Zahnrose hat es auch ein glückliches Ende genommen und heute über 14 Tage sehe ich deiner Ankunft entgegen. Ich fange nun selbst an, mich nach der Abreise zu sehnen, um aus meinem languor herauszukommen. Wir wollen uns aber nicht pedantisch an einen festen Reiseplan binden, denn eine gewisse Freiheit in der Wahl der Wege gehört mit zu den Erfordernissen einer Vergnügungsreise, abgesehen davon, daß gewöhnlich auch unvorhergesehene Umstände eine Abänderung nothwendig machen.

Den 2. August 1840.

Möchte doch die Thränenquelle, die bei mir zwar reichlich, aber nicht lauter fließt, durch die Fürbitte des heiligen Ignatius (der das donum lacrymarum in so reichlichem Maße besaß), immer mehr gereinigt werden, möchte die Liebe Gottes unsere Herzen immer mehr entzünden und unser Wandel beständig ebenso klug als einfältig sein. — Ja, nach diesem hohen Ziele laß uns unablässig streben und Gott wird gewiß dem guten Willen mit Seiner Gnade zu Hülfe kommen. — An meinem Namenstage ist das Monument auf dem Grabe der seligen Mutter vollständig hergestellt worden. Mir ist, als hätte ich eine Schuld entrichtet und als wäre mit der Grabsteinlegung mir ein anderer Stein vom Herzen gefallen. Wäre ich ein

reicher Mann, so hätte ich auf dem Kirchhofe eine Begräbnißkapelle erbaut, um über der Gruft an einem Kreuzaltar beten zu können; allein auch so, wie es ist, glaube ich der lieben Mutter nach meinen geringen Kräften kein unwürdiges Denkmal errichtet zu haben. Geländer, Steine und Schrift sind schön und mit großem Troste leuchten mir die vergoldeten Worte entgegen: Confide filia; fides tua te salvam fecit!

(Die beabsichtigte Reise wurde in den Monaten August und September unter Gottes Beistand glücklich und zu vollster Befriedigung ausgeführt. Die Besichtigung der Kunstschätze in Wien, wo mein Vater seinen alten Freund Fiebrich wiederfand, und wir auch die persönliche Bekanntschaft von Veith und Günther machten, die herrlichen Naturschönheiten des Salzkammergutes (Gmunden, Ischl, Hallstadt u. s. w.), der Aufenthalt in dem schönen Salzburg, die von dort unternommenen Excursionen nach Gastein (bis ins Naßfeld) und nach Berchtesgaden und zum Königssee (bis zur Eiskapelle am Watzmann), vor allem aber der genußreiche, Herz und Sinn erfrischende Aufenthalt in München und das dortige Zusammentreffen mit den besten und geistvollsten Menschen, wirkte auf das noch immer höchst wehmüthig gestimmte Gemüth meines Vaters erquickend und belebend und war noch lange nachher eine Quelle der angenehmsten Erinnerungen. Hier in München war es, außer dem Wiederfinden des alten Freundes Phillips und seiner trefflichen herzensguten Frau, vorzüglich der Umgang mit den beiden Görres, mit Windischmann, Clemens Brentano, Ringseis, dem Hauptmann Seyfried u. A., alles gleich gestimmten Seelen, mit denen bald ein wahres Freundschaftsband geknüpft war, welcher dem Aufenthalt in dieser katholischen Residenz einen

mehr als gewöhnlichen Reiz verlieh. In Gesellschaft des fröhlichen Ringseis und seiner Familie unternahmen wir von hier aus noch eine Fahrt nach dem nahen Ober-Ammergau und wohnten daselbst der Aufführung des berühmten Passionsspieles bei, welches einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck zurückließ. Bei der Rückkunft nach München fand noch ein unvermuthetes Zusammentreffen mit dem alten Universitätsfreunde meines Vaters, Dr. Ennemoser, statt. Nie werde ich den Abend vergessen, den wir auf dem Zimmer unseres Gasthauses in Gesellschaft von Clemens Brentano zubrachten und der durch so lebhafte und in hohem Grade interessante Gespräche (unter anderem über die selige Catharina Emmerich) sich auszeichnete, daß Brentano selbst beim Abschiede sich zu der halb scherzhaften Bemerkung veranlaßt sah: „Ich glaube, wir haben heute Abend nicht bloß unvernünftiges Zeug gesprochen.“ — Den Rückweg nahmen wir über Regensburg, (wo wir Diepenbrock besuchen wollten, aber zu unserem Leidwesen von seiner freundlichen Schwester vernahmen, daß er abwesend sei), Carlsbad, Teplitz und Nimes, wo das Wiedersehen des schon sehr gebrechlichen Großvaters wieder wehmüthige Stimmungen hervorrief. Am 4. Oktober kamen wir glücklich in Oppeln an. — Noch in demselben Monat (in dem verhängnißvollen Jahr 1840!) starb auf seinem Gute Kleutsch in Schlesien der Medicinal-Präsident Rust, eine Persönlichkeit, welche ebenfalls auf die äußeren Geschicke meines Vaters von nicht unbedeutendem Einfluß gewesen. Gegen Ende des Monats kehrte ich nach Breslau zurück, um meine Studien dort fortzusetzen, und es entspann sich wiederum eine Correspondenz zwischen Vater und Sohn, welche den Faden der Biographie fortsetzen möge.)

Den 3. November 1840.

„Alle Heiligen, bittet für Ihn!“ So betete und schrieb vor einem Jahre deine fromme Mutter an dich, mein lieber Sohn, und wenn ich jetzt — in diesen Tagen — dieselbe Bitte wiederhole, so kann ich mir die Dahingeschiedene nur mitbittend in der heiligen Gemeinschaft denken. Also stimmen wir Beide in einer überaus trostreichen Ahnung überein, da auch du geglaubt hast, am Feste der zur Anschauung Gottes gelangten Seelen das der lieben Mutter zu feiern. Deßhalb aber wollen wir hienieden niemals aufhören, unser inbrünstiges Flehen für ihr Seelenheil fortzusetzen und somit ihre letzte Bitte getreulich zu erfüllen. Am Sonntag Abend und den folgenden Morgen habe ich auf ihrem Grabe dieser Pflicht zu genügen gesucht und nach Empfang deines Briefes noch gestern Abend in deinem und meinem Namen zwei Kränze dort niedergelegt. — Die Erinnerung an das vor einem Jahre Erlebte hat seit deiner Abreise mich tief bewegt. Wie die Liebevolle mit uns nach Breslau gereist, mit welcher aufopfernden, alle körperliche Schwäche und Krankheit überwindenden Mühe sie dort für dein Unterkommen gesorgt, wie stark im Glauben sie sich von dir getrennt, mit welcher Freude sie zu Allerheiligen deinen ersten Brief empfing, dieses Alles und noch viel Anderes habe ich noch einmal durchgelebt, und besonders bei der Prozession und dem Requiem für die gläubig verstorbenen Seelen mich mit Gewalt der überströmenden Empfindung erwehren müssen. Letzteres ist mir denn auch gelungen durch die Betrachtung, daß Gott Alles wohl gemacht und wahrlich nicht genug dafür zu preisen ist, daß er die edle Seele aus diesem Meer der Leiden und Aengsten in die unvergängliche Ruhe aufgenommen. Ebenso fest, ja immer fester wird aber auch meine Ueberzeugung, daß unsere Gebete für sie eine heilige Schuld sind, welche wir, wenn sie auch ihr

nicht mehr nöthig wären, um unserer selbst willen unaufhörlich zu entrichten verpflichtet sind. Du, mein lieber Sohn, magst insbesondere bedenken, daß deine Mutter gewissermaßen ihr Leben für dich hingegeben hat, daß keine menschliche Phantasie die Sorgen und Schmerzen auszudrücken vermag, die ein so zärtlich liebendes Mutterherz für dich gelitten und daß nach der Trennung von dir, d. i. nach dem schwersten und größten Opfer, welches sie Gott dem Herrn gebracht, auch ihre irdische Laufbahn vollendet worden ist. Wahrlich, wenn irgend eine Mutter von ihrem Sohne geliebt und verehrt zu werden verdient, so ist sie es, die gewiß noch jetzt am Throne des Allerhöchsten nicht aufhört, ohne Unterlaß für ihr geliebtes Kind zu beten. — Seit deiner Abreise, die mir auch diesmal sehr nahe ging, theile ich meine Zeit, wie sonst, in Krankenbesuche, Dienstgeschäfte, Meditation und Lektüre. Letztere befaßt sich vorzüglich mit dem dritten Bande des Görres'schen Werkes (Mystik) und mit der Patrologie von Möhler, für mich ebenso anziehende als belehrende Bücher. Dagegen will es mit den medicinischen Studien noch immer nicht recht fort, seitdem meine schwache Kunst sich an dem theuersten Gegenstande so ohnmächtig erwiesen. — Gestern Abend um 8 Uhr wurden wir durch Feuerlärm erschreckt. Die Verwirrung war groß, zumal die Stadt voll Fremder und eben (am Aller-Seelentage!) der wilde Jahrmarkt abgehalten wurde, und die Flammen hätten bei dem heftigen Ostwinde sehr gefährlich werden können, wenn nicht das neue Hebammeninstitut, wie eine schützende Mauer, den Luft- und Feuerstrom abgehalten hätte. Dieses selbst stand in der höchsten Gefahr, ist jedoch gerettet worden. Die „Einfältigen" betrachten das Ereigniß als eine Strafe dafür, daß diese Tage so durch Lärm entheiligt und besonders im „Stern" Tanzmusik gehalten worden. Auf dem Kirchhofe dagegen habe ich außer mir keinen

Menschen gesehen; man vergaß der Todten, um sich ins Gewühl des Marktes zu stürzen. Wie anders in Bayern und selbst in Oesterreich, wo man an diesem Tage auf allen Gräbern Betende findet und überall die größte Stille herrscht!

Den 14. November 1840.

Gestern, am Tage des heiligen Stanislaus Kostka, habe ich die heilige Messe für dich aufgeopfert, und Gott mit besonderer Inbrunst angefleht, daß Er dir durch die Fürbitte dieses reinen und engelgleichen Jünglings Seine Gnade zu den Tugenden der Demuth, der Sanftmuth, der Keuschheit und der Liebe verleihen wolle und durch Einfalt und Lauterkeit dich über das Irdische erhebe. Um Erhaltung dieser himmlischen Gaben magst auch du den Herrn tagtäglich bitten, denn hast du sie noch nicht, so sind sie dir nothwendiger, als alles Andere, sind sie dir aber geschenkt, so bist du doch beständig in Gefahr, sie wieder zu verlieren. Zu diesem Verlust kann selbst das eifrige Studium der Wissenschaft mit beitragen, wenn es nicht geordnet ist und nicht unter beständiger Anrufung und Hülfe des heiligen Geistes sich vollbringt. Dazu gehört, daß auch bei dieser Nahrung, wie bei jeder anderen, auf das rechte Maaß und die gute und gesunde Qualität gesehen werde. Das zu viele Lernen schwächt und zerstreut den Geist, und ein schlechter Lehrstoff verdirbt ihn. Besonders muß man auf seiner Hut sein bei dem Studium der Philosophie, welches, wenn nicht auf einem festen, christlichen Standpunkt begonnen, leichter als irgend ein anderes zur Verwirrung, zum Stolz und zum Schiffbruch im Glauben führt, wie so viele Beispiele selbst ausgezeichneter Männer lehren. Dein Mißtrauen in dieser Hinsicht ist vollständig begründet und es gereicht mir zu großer Beruhigung, daß du einsiehst, wie sehr oft der Geist Jesu Christi von

dem Geiste der Wissenschaft verschieden ist und daß du durch fleißiges Gebet den spiritum principalem, rectum et sanctum zu erlangen trachtest. Also noch einmal: Halte Maaß und Ordnung in deinen Studien und wähle dir aus, was deinem Bedürfniß am nächsten und besten entspricht. Lieber wenig und gründlich, als vielerlei und oberflächlich. Dann wird das Auge deines Geistes hell bleiben und auch das leibliche Auge nicht noch mehr geschwächt werden. Das Letztere scheint ohnehin an Sehkraft in der letzten Zeit wieder abgenommen zu haben. Nimm dich in Acht vor all zu langem Lesen bei Licht und unmittelbar nach Tische, und stecke die Nase nicht zu tief ins Buch. Die Menschenscheu suche nach Möglichkeit zu überwinden, erwägend, daß Gott dich wahrscheinlich nicht für ein einsam contemplatives, sondern für ein thätiges Leben in seiner Kirche bestimmt hat. Wer besonders in der Jugend sich der Gesellschaft allzusehr entzieht und nur mit todten Büchern umgeht, der verliert allmälig die Fähigkeit, mit den Lebendigen zu verkehren, und anstatt der unter den Menschen nun einmal nöthigen Umsicht, Klugheit und Gewandheit tritt jenes linkische, unbeholfene und rauhe Wesen ein, welches man in der Welt am grellsten an den philologischen Bücherwürmern sehen kann. — Ich selber wäre, hätte ich in meiner Jugend dem Hange zur Einsamkeit ungehindert folgen dürfen, für die bürgerliche Gesellschaft noch viel unbrauchbarer geworden, als ich es bin, wenn ich nicht gezwungen gewesen wäre, unter Menschen meine Subsistenz mir zu erkämpfen. Du bist, Gott lob, nicht genöthigt, auf solche Weise dein Fortkommen zu suchen und Menschen zu dienen, die deinem Innern fremd oder gar zuwider sind; dafür aber muß ich dir rathen, dich solchen freiwillig zu nähern, damit du für das Leben und deinen Beruf dich auch in dieser Beziehung tauglicher machest und lernest, gleich dem Apostel und den wahren Seelsorgern, Allen Alles werden.

Den 3. Dezember 1840.

Laß uns Gott danken, daß wir an den wechselnden Zeiten und Festen des Kirchenjahres wie an einem immergrünen und mannigfach blühenden Blumengarten uns nicht allein geistig erfreuen können, sondern auch in denselben fortwährend so viele lebendige Stimmen vernehmen, die uns erwecken, zurechtweisen, strafen und trösten, dafern wir irgend nur für diese heilige Ansprache empfänglich sind. Was uns Brentano von der Emmerich erzählt, daß ihr inneres Leben ganz mit dem zeitlichen Festcyclus der Kirche parallel gegangen sei, das sollte auf die rechte Weise bei jedem Christenmenschen der Fall sein und auch in dem äußeren Leben sich kundgeben. Der Einfluß der kirchlichen Zeiten und Feste, selbst auf die irdischen und äußeren Angelegenheiten, ist früher viel größer und sichtbarer gewesen als jetzt; die Katholiken ordneten und berechneten ihre Geschäfte, Pflichten und Anliegen weniger nach den heidnischen Monatsbestimmungen, als nach den Tagen des Herrn und seiner Heiligen, bis die Impietät, welche womöglich alle Festtage abschaffen wollte, auch hierin immermehr säcularisirte und verdarb. — Mir ist es ein großer Trost, daß durch die verschiedenen Cyclen des Kirchenjahres auch die Wechselwirkung (geistige Dynamik) zwischen Lebenden und Verstorbenen so vielfach angeregt und vermittelt wird. Die streitende Kirche kann natürlich an den Festtagen nicht heißere Gebete für sich selbst darbringen, ohne zugleich auch inbrünstiger sich für die leidende und zur triumphirenden zu erheben. So geht es mir auch mit unserer verklärten Mutter, mit welcher ich an den heiligen oder für uns bedeutungsvollen Tagen des Kirchenjahres in einer viel innigeren geistigen Gemeinschaft als sonst mich befinde. Zur heiligen Adventszeit habe ich neulich als Weihgeschenk nach der Intention der lieben Mutter den blauseidnen silbergestickten Mantel

in der Marienkapelle dargebracht und während der ersten Rorate-Messe die Mutter der Barmherzigkeit angefleht, daß sie der Geberin, wie sonst auf Erden, so auch jenseits als Mutter sich erzeigen (monstra te esse matrem), uns beide aber noch hienieden Pilgernde mit ihrem Schutze (wovon der Mantel ein Sinnbild) nicht verlassen wolle. Diese Kirchenzierde, zu welcher unsere Vielgeliebte noch selbst die Stickerei besorgt, gefällt den Verehrern Mariens gar sehr; allein noch viel erfreulicher und rührender ist es, daß ein viel edleres von deiner Mutter angefangenes Werk sich immer weiter und besser entwickelt; ich meine den Missions-Verein, zu welchem die für Gottes Kirche eifernde Seele hier den ersten Grund gelegt. Heute, am Feste des von ihr so geliebten und verehrten Apostels von Indien, des Patrones der Gesellschaft, hat eine große Zahl der hiesigen Mitglieder die heilige Communion empfangen. Ja ihr Andenken bleibt in Segen und ihre guten Werke folgen ihr nach — nicht bloß in die Ewigkeit, sondern auch noch hier auf Erden folgen sie ihr nach.

Den 11. Dezember 1840.

Es ist merkwürdig und wir dürfen es niemals vergessen, in welcher geistigen Beziehung unsere dahingeschiedene Mutter zu der himmlischen Mutter gestanden. Ich habe dir schon erzählt, wie öfters bei gefahrdrohenden Krankheitsfällen das Gebet zur Gottesgebärerin von auffallend schneller Wirkung gewesen, wenn alle Arzneien zu versagen schienen. Aber wie bedeutungsvoll waren besonders die beiden letzten Marienfeste, welche unsere Selige noch auf Erden gefeiert. Nach dreiwöchentlicher Krankheit kann sie am Vorabend des Empfängnißfestes zum erstenmal wieder in die Kirche gehen und am Tage selbst communiciren. Sie bittet, da du länger nicht geschrieben, um dein Wohl und

deine glückliche Ankunft zum Weihnachtsfest. Ihre Bitte wird gewährt und noch einmal kann sie bei ziemlichem Wohlbefinden sich deiner ersehnten Anwesenheit freuen. In der Oktave der Darstellung im Tempel geht sie zum letztenmal in die Kirche und zum Tische des Herrn; sie hat keine besondere Bitte mehr und opfert nur mit völliger Ergebung ihr Kind und ihre Krankheit auf. Und siehe, ihre Krankheit wird beendet, als ein Versöhnungsopfer hingenommen. Und dieß läßt mich glauben, daß auch du, geliebter Sohn, als der andere Theil ihres Opfers gnädig wirst angenommen sein — als ein Brandopfer zum Dienste des Herrn. O höre nicht auf, für sie zu beten, für sie, die dich unaussprechlich geliebt und der du in Wahrheit viel mehr, als deinem armen Vater zu verdanken hast.

Den 12. Januar 1841.

Ich danke Gott, daß wir die Weihnachtsferien so ruhig zusammen haben zubringen können. Seitdem du abgereist bist, ist bei mir die äußere Unruhe viel größer geworden. — Das Gerücht von meiner Berufung ins Ministerium erneuert sich und scheint von Berlin auszugehen. Ich werde von mehreren Seiten gefragt und weiß doch nichts. Bitte Gott, daß Sein Wille geschehe, und uns nichts Uebles widerfahre, denn beinahe fängt mir an bange zu werden. — Die Jeremiade in den Histor. polit. Blättern ist sehr gut und wahr geschrieben, mag sie nun verfaßt haben, wer da will. Wenn doch die Leute in Breslau nicht so ängstlich wären und nicht soviel auf Klatschereien hören wollten. Uns ziemt zwar ein bescheidenes, aber auch ein durchaus gerades, offenes und unerschrockenes Benehmen. So leicht kann heute Niemand um das Amt kommen, der die Wahrheit sagt; der Haß aber ist ihm gewiß. — Gott erbarme sich über die vier

leeren Bischofsstühle. Das Ereigniß in Frauenburg*) ist wahrhaft schauerlich und ein neuer Schlag für unser unglückliches Kirchenthum.

Den 25. Januar 1841.

Studire nicht zu viel, damit die Kraft des Geistes und Körpers nicht gebrochen werde. Halte dich an einfache und gesunde, und nicht an zu vielerlei geistige Speisen. Wegen der B.'schen Philosophie zerbrich dir nicht den Kopf. Gott mag wissen, in welchem Sinne diese Leute ihre termini gebrauchen, vielleicht wissen sie es selbst nicht so genau. — Der Großvater in Nimes war sehr krank und ist noch äußerst schwach. Er ist jetzt Urgroßvater geworden, da seine Enkelin Maria von einem Knäblein genesen. Neulich war ihm aus Prag gemeldet worden, daß ich als Leibarzt nach Berlin berufen sei, er wünscht darüber baldige Auskunft von mir zu haben! Hoffentlich wird das eitle Geschwätz nun ein Ende nehmen, da ja nach der Zeitung die beiden Stellen im Ministerium schon anderweitig besetzt sind. — Welch' eine vertrauensvolle Bitte im gestrigen Evangelium: Domine, si vis, potes me mundare! Aber die Antwort ist eine der erhabensten, die jemals aus dem Munde des Gottmenschen gekommen. Es liegt eine unbeschreibliche Liebe und Hoheit in diesen zwei Worten: Volo, mundare!

Den 2. Februar 1841.

Gestern, am Tage des heiligen Martyrers Ignatius, mit welchem zugleich der Monat unserer lieben Mutter beginnt, war ich sehr traurig gestimmt;**) heute ist mir besser, als hätten

---

*) Die am 3. Januar stattgefundene Ermordung des Bischofs Hatten von Ermeland.

**) Im Tagebuch steht am 1. Februar die Bemerkung: „Morgenbetrachtung über den Monat Februar, der mir mein Liebstes gebracht und genommen hat."

auch meine Augen das Heil gesehen. In dieser Woche werde ich das Andenken ihres letzten Ausganges feiern und mich durch die heilige Communion zu stärken suchen. Bete für mich, mein Sohn, daß in diesem Monat der Schmerz mich nicht übermanne, denn viel Trauriges wird an meinem Gedächtniß vorübergehen.

Den 11. Februar 1841.

Ich danke dir mit gerührtem Herzen für den guten und liebevollen Willen, mit welchem du in deinem letzten Briefe mich bei dem bevorstehenden Anniversarium über den Hingang unserer in Gott entschlafenen Mutter zu trösten suchest. Dein Zuspruch kann auch seine Wirkung um so weniger verfehlen, je mehr ich selbst fühle, daß der von dir angedeutete Gesichtspunkt voll des Trostes ist. Ja, nicht unseren Schmerz, unsere Beraubung und Verlassenheit, sondern die selige Ruhe der von aller irdischen Qual Befreiten wollen wir betrachten, dabei aber auch unser Herz von der Eigenliebe möglichst entleeren und in solcher Intention zum Himmel aufschauen, daß wir dem Herrn und Vater, der das Seine zurücknahm, auch das Unsere, und zwar unser Theuerstes auf dieser Erde, gleich Abraham dem Gerechten, als ein wahres und freiwilliges Opfer darbringen und überlassen. Dazu wolle mir Gott Gnade und Kraft verleihen. Während meines Unwohlseins habe ich viel gelesen, besonders den ganzen mir sehr lieb gewordenen Claudius und den größten Theil der von Haneberg übersetzten Schrift des gelehrten Wiseman. Dieser Engländer ist auch in der deutschen Literatur sehr bewandert und hat namentlich Fr. Schlegel und Windischmann alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit Vergnügen ersah ich aus dem Buche, daß Fr. Schlegels Philosophie der Geschichte schon vor mehreren Jahren in England übersetzt worden ist, eine Auszeichnung, die den Schriften unserer sich weit

höher dünkenden noch lebenden Philosophen wohl sobald nicht widerfahren wird. In der Leipziger und ich glaube auch in der Breslauer Zeitung ist mein Name in einem angeblich aus Lyon datirten Artikel alberner Weise mit dem Namen des alten Turnmeisters und Demagogen Jahn zusammengestellt. Es wäre wirklich Zeit, zur Beseitigung vieler Mißverständnisse meine Meinungen und Intentionen in Betreff der Erziehung umständlich zu offenbaren — allein wo soll ich Zeit und Muße zu diesem Werke hernehmen? Bis jetzt habe ich dazu nur einzelne Bemerkungen aufschreiben können.

Den 18. Februar 1841.

Gott Lob! Mein vorherrschend Gefühl am heutigen Tage ist nicht sowohl Trauer, sondern Dank gegen den Allgütigen, der mir vor 43 Jahren die theuere Gefährtin meines Lebens und durch diese auch dich, meinen lieben Sohn, geschenkt hat und in Mitten aller Trübsale mir stets so überaus gnädig gewesen ist. Das Grab ist in Folge der im vorigen Monat stattgefundenen Ueberschwemmung noch immer mit tiefem Eis und Schnee umgeben; ich bin aber dennoch bis zum Gitter gedrungen — seit deiner Abreise zum erstenmal. Der Kranz, den du zu Weihnachten von Breslau gebracht, ist heute am Fuß des Steines niedergelegt. Auf diesen soll morgen über acht Tage auch Weihwasser ausgegossen werden, wenn es das gemeine Wasser zuläßt. — In den angeblich zu Gunsten der Katholiken erfolgten Regierungsmaßregeln kann ich noch kein sonderliches Heil erblicken. Das Beste muß von den Katholiken selbst ausgehen. — Im Himmel allein wird Ruhe, Frieden und Einigkeit sein.

Den 2. März 1841.

Es ist mir recht lieb, daß am Sterbetage der lieben Mutter auch dort eine heilige Messe für sie gelesen worden. Dasselbe wird gewiß in 6 bis 8 verschiedenen Orten geschehen sein. Freitag früh begann um halb acht Uhr das Requiem. Von Musik hörte man nur den herrlichen, selbst bei der hiesigen Unvollkommenheit tief erschütternden Gregorianischen Gesang. Instrumentalmusik hatte ich mir verbeten. Es waren wohl mehr als 600 Menschen in der Kirche. Den Opfergang eröffnete ich selbst; es folgten viele Bürger aus der Stadt, dann eine noch dreimal längere Reihe von Frauen, zuletzt die armen Leute, sowohl Männer als Weiber. Der Zug dieser Armen, die auch an der Seligen eine Mutter verloren, hatte etwas ungemein Rührendes. Ich wollte recht stark und ruhig sein, allein es ist mir nicht nach Wunsch gelungen. Viele Thränen sind geflossen, selbst aus den Augen von Protestanten. Genug, du siehst, wie sehr und von wie vielen Menschen deine Mutter noch im Grabe geehrt und geliebt wird. Gegen Mittag versuchte ich bis an ihre Ruhestätte zu gelangen, allein das Eis auf dem Kirchhofe drohte unter meinen Füßen einzubrechen und ich mußte mich begnügen, von ferne stehend meine Gebete zu verrichten.

Von dem treuen G. ist ein Sendschreiben eingegangen. Als Beilage war zur Ansicht ein Briefchen von Jarke aus Rom beigefügt, welches jedoch über die gegenwärtigen kirchlichen Angelegenheiten keine Silbe enthält. Merkwürdig ist mir nur eine Stelle über die Unfehlbarkeit, die ich mit dir noch neuerlich besprochen. Jarke schreibt nämlich: „Rom ist die ewige Stadt, die Stadt der Städte, der Mittelpunkt des Erdkreises. Aber man muß es mit *katholischen* Augen ansehen, der Zweifel und der Unglaube finden hier, wie überall, reichliche Nahrung, wie denn überall der Mensch nur *das* sieht, was er glaubt, und

nur das glaubt, was er liebt und woran sich sein Herz erfreut. Ich habe hier in Rom die erhabensten Eindrücke empfangen, die es auf Erden gibt, und Land und Leute, auch vom allgemeinen menschlichen Standpunkte aus, aufrichtig lieb gewonnen. Die Unfehlbarkeit des Papstes ist mir erst hier in ihrer ganzen Tiefe, Nothwendigkeit und Bedeutung klar geworden. Es gibt Dinge, die man erst gesehen haben muß, um sie zu verstehen. So geht es mir mit der Infallibilität des heiligen Stuhles, nicht als ob ich sie gesehen hätte, wie man einen Menschen oder ein Gebäude sieht; aber ich habe gesehen, wie es, äußerlich genommen zugeht, wenn der Papst Entschlüsse faßt und Entscheidungen abgibt und wie und in welcher Art und wodurch diese Entscheidungen unfehlbar sind. Weder der Papst noch die Cardinäle sind inspirirt, sondern ganz gewöhnliche Menschen; aber hinter ihnen steht ein Anderer, der ihre Entschlüsse zwar durch gewöhnliche irdische Mittel, aber dergestalt leitet, daß aller Welt sichtbar wird, daß die Pforten der Hölle diesen Felsen nicht erschüttern können."

Den 9. März 1841.

Der Tag des heiligen Gregorius, dein Geburts- und Namenstag, an welchem du nun dein zwanzigstes Lebensjahr vollendest, wird uns diesmal zwar in Raum getrennt, aber doch im Geiste vereinigt finden. An diesem Tage werde ich die heilige Messe für dich besonders aufopfern und wahrscheinlich auch für dich und mich den Leib des Herrn empfangen. Was ich dir wünsche, weißt du ja; es ist dasselbe, was ich täglich von dem himmlischen Vater für dich erbitte. Unter diesen Wünschen steht jene sittliche Verklärung, deren du im letzten Briefe erwähnst, beständig obenan, um so mehr, als du jetzt einen Lebensabschnitt beginnst, wo der Conflikt

der Begierlichkeit mit der Welt gefährlicher, die Selbstverleugnung und die dazu erforderliche Gnade Gottes immer nothwendiger wird. Qui autem perseveraverit usque ad finem, hic salvus erit.

Ich theile die Ansicht Försters, wonach unter allen Diöcesen die Breslauer immer noch die hoffnungsloseste bleibt. Gewiß, wenn unser König auf dem eingeschlagenen Wege muthig und kraftvoll fortschreitet, so wird seine Regierung eine von Gott gesegnete sein, trotz alles unter der Maske des Patriotismus sich schlecht verhüllenden Grimmes seiner Widersacher.

Den 17. März 1841.

Ich glaube es wohl, daß das äußere Leben in Breslau dir nicht sehr behagt und besonders jetzt dir keine Freuden darbieten kann; ich weiß aber auch, daß du nicht aufhören wirst, Gott zu danken für die Wohlthaten, mit welchen er dich fortwährend segnet und hoffe zuversichtlich, daß du mit seiner Gnade dein Kreuzlein rüstig zu tragen im Stande sein wirst. Von der Veränderung des Ortes und der Wohnung erwarte ich nicht zu viel. Die Welt ist überall dieselbe, nirgend entgehen wir dem täglichen Brode des Kreuzes, wenn auch der Geschmack und die Zubereitung desselben nicht überall die nemlichen sind. Keine Flucht, kein Zurückziehen in die Einsamkeit kann uns vor angustiis et tribulationibus sicher stellen. Den Frieden aber wirst du erlangen und bewahren, wenn du innerlich beständig in der gottgeweihten Zelle deines Herzens wohnst und äußerlich mit den Menschen in aller Geduld, Liebe, Demuth und Klugheit immer besser verkehren lernst.

Den 14. Mai 1841.

Vertraue fest auf Gott, mein lieber Sohn, und wandle stets in Seiner Gegenwart. Er wird dich nicht verlassen, wenn

du Ihn nicht verläßt, wird auch in der Fremde dir Vater und Mutter sein und wie bisher, so auch fernerhin dich unter dem Schatten seiner Flügel behüten. Alles ist unvollkommen in der Welt und heute mehr als jemals; indessen: adjutorium nostrum in nomine Domini, qui fecit coelum et terram! In Mitten aller Entbehrungen, Trübsale und Aergernisse, worin wir leben, ist doch die Liebe und Barmherzigkeit Gottes so groß und wirksam, daß unsere Herzen ohne Aufhören mit feurigstem Dank für ihn schlagen sollten! Das weißt du so gut wie ich; dennoch möcht' ich dich oft daran erinnern, damit die Liebe zu dem Vater der Barmherzigkeit immer größer in deinem Herzen werde und du das wahre Ziel deiner Bestimmung, nicht nur als Priester, sondern als Mensch überhaupt, erreichen mögest. Denn die Welt ist für den Menschen, dieser aber für Gott geschaffen. Und deßhalb wollen wir uns immer mehr bestreben, nicht nur uns selbst, sondern Gott zu leben.

Den 22. Mai 1841.

Am Montage habe ich meine erste diesjährige Reise (nach Rosenberg, Bodzanowitz und Lublinitz) angetreten und in jener Steppengegend viel vom Sande, Staub, Wind und Hitze zu leiden gehabt. Uebrigens wurde die Fahrt schnell und glücklich vollbracht. — Leider ist über unsere kirchlichen Angelegenheiten noch immer ein düsterer Nebel verbreitet und die Hoffnung des Besserwerdens um so ungewisser, je uneiniger die Katholiken unter sich selbst, und je einiger dagegen die Anstrengungen ihrer Gegner, besonders der Beamten sind. Neue Bestätigung dieser traurigen Wahrheit habe ich durch einen Regierungs-Referendarius erhalten, der mir gestern einen Empfehlungsbrief gebracht und Breslau nur deßhalb mit Oppeln vertauscht hat, um den fortwährenden Kränkungen zu entgehen, denen er dort als Katholik

ausgesetzt gewesen. Aus Nimes noch keine weiteren Nachrichten. Bitte Gott, daß er die Leiden des Großvaters abkürzen und ihm pro omni eventu ein seliges Sterbestündlein verleihen wolle. — Wie unerquicklich mir auch die bevorstehende Begegnung gewisser Leute sein wird, so freue ich mich doch sehr, dich lieber Sohn, in Breslau bald wiederzusehen. Wenn ich dich nur gesund und zufrieden finde, und der liebe Gott unsere Zusammenkunft segnet, so will ich gerne den Tropfen Bitterkeit hinunterschlucken, der sich in den Trank der Erquickung mischt. Auf der Welt ist nun einmal Alles unvollkommen.

Feria III. Pentecostes. 1841.

Wohl hast du mir ein frohes, heiliges und ruhiges Pfingstfest gewünscht, aber die wahre Seelenruhe, von mir selbst so oft und innig ersehnt, ist kaum von dieser Welt. Wie gewöhnlich, sind mir auch diese Feiertage unter vielen äußeren Störungen vergangen, Besuche bei Kranken und Gesunden waren unvermeidlich, ja sogar häufiger als sonst; die stille Erwartung des Paraklets, die fühlbare Andacht und Erquickung waren dem Feste nicht angemessen und selbst die Hitze des Tages wirkte auf die Flügel des Geistes wie ein niederziehendes Gewicht. Deßhalb mußte ich mich mit wenigen guten Gedanken — spärlichen Brosamen vom himmlischen Gnadentische — begnügen und mich bemühen, die Molestien in Geduld propter Christum zu ertragen. Dennoch bin ich nicht ganz ohne Antheil an den profusis gaudiis gewesen, und mit wahrhaft frohem Danke habe ich gestern, wie alljährlich an diesem Tage, den göttlichen Geist gepriesen, der vor 17 Jahren die liebe selige Mutter so überaus gnädig in den Schooß seiner heiligen Kirche geführt. Und jetzt — ist sie uns Beiden vorangeeilt und zur ungestörten Anschauung dessen gelangt, was sie hier geahnt, geglaubt und

gehofft und was wir nur unvollkommen und in beständiger Unruhe per speculum in aenigmate erblicken können.

Du glaubst nicht, welche Dürre und Trockenheit hier auf unserem Kalkboden herrscht. Täglich wird früh und Abends in der Kirche um Regen gefleht, aber der Himmel bleibt eisern über uns. Das Gras in unserem Garten ist mehr als halb verbrannt; die durch die Hitze mit Gewalt und zu frühzeitig entwickelten Blumen halten sich kaum zwei Tage lang, die schönsten sind längst verblüht. In München ist Franz Baader gestorben und Görres aus Italien „lebenskräftig" wieder zurückgekehrt. An der Kunstausstellung in Breslau ist mir, nach Allem, was ich darüber gehört und gelesen habe, wenig oder nichts gelegen. Auch in Wien ist die Ausstellung ganz erbärmlich ausgefallen. Ueberall viel Technik, aber kein Geist, keine religiöse Idee, meistens armseliger Plunder, ganz im Geschmack unserer tief gesunkenen Zeit.

Den 3. Juli 1841.

Es thut mir zwar leid, dich nicht so bald wieder zu sehen, als ich gehofft hatte, doch ist es jedenfalls am besten, daß du bis zum Ende des Semesters dort aushältst und die Regel beobachtest. Die Sonne ist ja schon in das Zeichen des Löwen getreten und bald kommt die Zeit, wo ich alle Kraft bedürfen werde, um eine viel längere Trennung von dir zu ertragen. Indessen bin ich mit diesem Gedanken vertraut geworden und erwarte nun bald einen Brief von Ringseis, der unsere Reise noch bestimmter feststellen soll.

Den 11. Juli 1841.

Ich besorge, daß der Gesundheitszustand in München sich unter so ungünstigen allgemeinen Einflüssen nicht sehr gebessert haben wird und diese Vermuthung scheint durch eine

Andeutung in der Allgem. Zeitung bestätigt zu werden. Hoffen wir, daß bis zum Herbst ein heilbringender Engel die bösen Miasmen vertreiben wird. Indessen wirst du doch wohl daran thun, deine Gedanken und Wünsche nicht allzusehr auf München zu fixiren, sondern dich mit vollständiger Ergebung der Führung Gottes zu überlassen und übrigens zu thun, was Vernunft und Vorsicht gebieten werden.

Den 17. Juli 1841.

Man ist am gesündesten, wenn man keine Ursache hat, an die Gesundheit zu denken. Man erkrankt aber am leichtesten, wenn man am wenigsten an die Gesundheit denkt. Am besten ist es, wegen der Uebel, welche den Körper treffen können, keiner ängstlichen Sorge Raum zu geben, übrigens aber sich schon in gesunden Tagen an die Befolgung gewisser Gesundheitsregeln zu gewöhnen, durch welche der Entstehung der Krankheit vorgebeugt und die Anlage dazu vermindert wird. Das langwierige Siechthum entspringt fast immer aus Vernachlässigung jener heilsamen Regeln und Gewohnheiten und ist daher meistens viel leichter zu verhüten, als zu heilen. Junge Leute pflegen in der physischen Lebensweise am meisten zu fehlen, theils aus Unwissenheit, theils auch aus Leichtsinn und legen dadurch unbewußt den Grund zu Uebeln, die anfänglich wenig, später immer mehr empfunden werden, oft das ganze Leben stören und alle Hoffnungen vereiteln. Hauptbedingungen zur Erhaltung der Gesundheit sind: Ruhe und Ermunterung des Gemüthes, Bewegung des Körpers (von dieser hängt der regelmäßige Blutumlauf, Appetit, Verdauung, Schlaf und Muskelkraft ab), gesunde (qualitativ gute, quantitativ mäßige) Nahrung, reine Luft und Vermeidung alles Schädlichen, besonders auch der Erkältung. Die individuelle Beschaffenheit des Körpers ist jedoch sehr ver-

schieden und erfordert meistens, außer den allgemeinen Regeln, noch einige besondere, die sich auf die Erhaltung und Schonung einzelner schwacher Theile beziehen, welche nach der verschiedenen Constitution, Anlage und Lebensweise dem Erkranken vorzugsweise ausgesetzt sind.

Auch ich sehne mich, wie du, nach Luftveränderung und nach dem Reisewagen, fürs erste nur, um hier im Lande die Apotheken zu revidiren. A cunctis nos, quaesumus, Domine, mentis et corporis defende periculis! Lebe recht wohl oder vielmehr cura ut valeas!

Den 25. Juli 1841.

Mein Geburtstag, der 45ste, ist wie jeder andere, d. h. ziemlich prosaisch vorübergegangen. Das beste Geschenk war dein Brief, den ich auch zuverlässig erwartete; wie ich denn auch überhaupt gestehe, daß deine Briefe in mein etwas dunkles Dasein immer wie heitere Sonnenstrahlen einfallen und nächst Gott mein liebster Trost in meiner geistigen Einsamkeit sind. Seitdem wir uns nicht gesehen, habe ich viel in äußerer Plage und Unruhe gelebt, dabei jedoch, Gott Lob, Geduld und Stärke nicht verloren. Lebhafter als sonst habe ich dich oft zu meiner Erquickung herbeigewünscht, indessen muß auch dieses Verlangen aufgeopfert werden. Morgen trete ich meine Reise an, aber nicht, wie ich früher wollte, nach Westen, sondern nach Südosten. Wie reiz- und geistlos auch das Land und Geschäft ist, so freue ich mich doch, aus Oppeln wieder einmal herauszukommen und, der täglichen einheimischen Mühen ledig, in Gottes freier Luft zu athmen. Die liebe selige Mutter hatte wahrlich nicht Unrecht, wenn sie meinte, daß Oppeln im Sommer viel häßlicher als im Winter sei; ich müßte den spleen bekommen, wenn ich beständig hier sitzen sollte. — Am letzten Montag

hatte ich die Freude, die hochwürdigen Herrn Förster, Sauer und Neumann hier ankommen zu sehen. Sie blieben sämmtlich bei mir über Nacht und setzten am folgenden Morgen ihre Reise fort. Wir führten bis 11 Uhr ein gutes Abendgespräch.

Den 2. August 1841.

Meine Reise ist glücklich vollbracht und die frische Luft und Bewegung sind mir recht heilsam gewesen. Auch daß ich einige Tage frei von dem angreifenden Krankendienst war, trug viel zu meiner Erholung bei. Am Dienstag nach Mittag, als die Apothekenrevision in Leschnitz geschehen, stieg ich mit Finke und Hochgeladen zur heiligen Anna hinauf, leider nicht, um zu beten, sondern die schöne Aussicht zu genießen und in dem verödeten Franziskaner-Refectorium Kaffee zu trinken. Oben fanden wir das schönste Wetter und konnten uns im Garten, auf dem Belvedere, wo ich vor vielen Jahren mit dir und der seligen Mutter stand, nach allen Seiten des herrlichen Anblickes freuen. Am Namenstage traf ich erst gegen Mittag in Oppeln ein. Dein lieber Brief lag in einem Blumenkranze. Dein stilles Vertrauen auf die vor dir liegende Zukunft erinnert mich lebhaft an die Zeit, da ich unter viel ungünstigeren Verhältnissen die Prager Universität mit der Berliner vertauschte. Ergebung, Muth und Gottvertrauen werden dich noch sicherer als deinen Vater leiten und so wie ich deine Intention kenne, kann ich sie nur als die richtige loben. Der liebe Gott hat dich sichtbar in seine heilige Huld und Obhut genommen und hört nicht auf, um deinetwillen auch für mich zu sorgen. Da du künftig wahrscheinlich mehr Geld als bisher bedürfen wirst, schon der weiten Reise wegen, so dachte ich auf neue Ersparungen in meinen Ausgaben, um dich genügend mit allem Nöthigen ver-

sehen zu können. Siehe da, gestern erhalte ich ein Schreiben vom Reg.-Präsidenten, worin ganz unvermuthet angezeigt wird, daß der Minister Eichhorn mir vom 1. Juli ab eine jährliche Gehaltszulage von 100 Thlr. bewilligt hat — vielleicht in Folge eines veterinärischen Gutachtens, das ich ausarbeiten mußte. Ist nicht auch dieser Zufall ein höheres Indicium, daß du wandern sollst?

(Meine Uebersiedelung an die Universität München fand in der ersten Hälfte des Monats September statt. Mein Vater begleitete mich dorthin und verweilte daselbst bis zu Ende des Monates. Unterwegens, schon in Breslau, erhielt er die Trauerbotschaft von dem Tode seines Vaters. Im Tagebuche ist dieses Ereigniß mit folgenden Worten eingetragen: „Samstag den 28. August 1841, am Tage des heiligen Augustinus, um 7½ Uhr des Morgens starb zu Nimes in Böhmen mein innigst geliebter Vater Ignatius Lorinser (geboren ebendaselbst den 22. August 1771), nach langen und so schweren Leiden, daß das Ende derselben als eine Gnade von Gott erschien. Den Barmherzigen wolle der Vater aller Erbarmungen aufnehmen in den Ort der Erquickung, des Lichtes und des ewigen Friedens.“ — Die Besichtigung der Kunstschätze in Dresden und Nürnberg gewährte eine wohlthätige Zerstreuung; der Aufenthalt in München war durch das tägliche Zusammensein mit den lieben Freunden, zu denen diesmal auch Jarke gehörte, der in München anwesend war, in hohem Grade interessant und angenehm gemacht. Einen Glanzpunkt bildete namentlich ein zweitägiger Aufenthalt in dem nahen Schäftlarn (im Isarthale) in Gesellschaft von Jarke und Phillips und ihren Frauen, von wo aus ein weiter Spaziergang nach Leoni

am Starnberger See unternommen, und fast fortwährend die anziehendsten und interessantesten Gespräche (philosophischen, politischen, religiösen und scherzhaften Inhaltes) geführt wurden. Die Erinnerung an jene frohen, in vollster Muße und so anregender Gesellschaft zugebrachten Stunden, bildete noch viel später ein gar liebes und erheiterndes Andenken. Mit dem Bewußtsein, daß ich in München sowohl in geistiger als leiblicher Hinsicht gut aufgehoben sein und mich der liebevollen Theilnahme und Fürsorge der besten Menschen zu erfreuen haben werde, verließ mich der Vater am 30. September, obgleich ihm die Trennung nahe genug ging, getrost und wohlgemuth, um in die Heimath und in seine Einsamkeit zu den unerquicklichen Dienstgeschäften zurückzukehren. Aus den Briefen, die ich in München von ihm empfing, möge Folgendes hier eine Stelle finden.)

Oppeln, den 8. Oktober 1841.

Meine Reise ist nicht nur ohne den geringsten Unfall, sondern auch ganz erwünscht zurückgelegt worden. Den 6. Abends langte ich unter Sturm und Regen in Breslau an. Als ich am andern Morgen nach der bei St. Adalbert gehörten Messe auf die Post ging, um mich einschreiben zu lassen, kam mir der allzeit dienstfertige P. mit einer Gratulation entgegen und ich erfuhr zu meiner Ueberraschung, daß der König bei seiner Abreise aus Schlesien viele Menschen mit Orden und Titeln begnadigt und unter den Ausgezeichneten auch mich armen Reisenden am 2. Oktober zum Geheimen — Medicinalrath ernannt habe. Das bald herbeigebrachte Zeitungsblatt ließ keinen Zweifel mehr zu und so bin ich also gestern als ein Geheimer im offenen Cabriolet nach Oppeln gefahren. Der Abschied und die Trennung von dir, mein lieber Sohn, ist allerdings schwer

für mich; der Allmächtige aber, dessen Beistand ich auch hierbei angerufen, hat mir Gnade und Kraft verliehen, zu seiner Ehre auch dieses Opfer zu bringen. Er allein möge dein Schutz und Schirm, dein Trost und deine Hülfe sein. Was ich mit meinen schwachen Kräften für dich thun konnte, glaube ich gethan zu haben, werde es auch fernerhin an nichts fehlen lassen. Aller Segen aber muß von Oben kommen.

Den 25. Oktober 1841.

Mit Rührung habe ich aus deinem Briefe ersehen, mit welcher Liebe und Freundlichkeit dir von Phillips und seiner guten Frau begegnet wird. Du weißt, wie oft ich schon früher gewünscht, daß unsere liebe selige Mutter die Frau Professorin Phillips kennen gelernt hätte; beide würden gewiß vermöge ihrer Seelenverwandtschaft recht vertraute Freundinnen geworden sein. Sage deinem lieben Wohlthäter, daß ich voll von Dankgefühl und Segenswünschen nicht aufhören werde, Gott zu bitten, daß er Ihnen ihre Liebe tausendfach vergelten möge. Wenn du zu Görres kommst, so empfiehl mich auch diesem und sage ihm, wie sehr ich mich gefreut, zu guter Letzt noch bei ihm den vortrefflichen Herrn v. Orly kennen gelernt zu haben. — Bei der Anwesenheit des Königs in Schlesien haben auch viele katholische Geistliche den rothen Adler erhalten. Wie ich meine eigne Auszeichnung, die vielen Lärm erregt, mir zu deuten habe, ob sie mir als Zeichen der Zufriedenheit meiner Vorgesetzten, oder mehr aus politischen Rücksichten verliehen worden, darüber bin ich noch nicht im Klaren; das Beste dabei ist, daß ich nichts verbrochen habe und unschuldig dazu gekommen bin. Uebrigens kommt diese höhere Rangstufe, nachdem ich mein Dienstleben lange schon als abgeschlossen betrachte, viel zu spät, als daß ich darüber noch eine Freude empfinden könnte. Nur insofern da-

durch meine amtliche Stellung haltbarer wird und um der Schwachen willen, die stets befürchten, daß ein offener Katholik kein Geheimer werden oder sonst etwas Erkleckliches erlangen könne, mag ich mir die neue Titulatur gefallen lassen. Manches hätte ich noch von meiner Rückreise zu erzählen, z. B. von dem guten protestantischen Bauersmann Kisling, mit dem ich auf dem Theresienstein bei Hof ein Religionsgespräch gehalten, mit solchem Erfolge, daß ich künftig im Posthause zu Münchenberg jedesmal freie Zehrung erhalten soll; dann von dem Augsburger Büchereſel, einem auf der Straße feilhabenden Trödler, von faden Sachsen, Leipziger und Hallischen Professoren, Breslauer Juden u. s. w. Alle diese Sachen lassen sich jedoch besser mündlich vortragen.

Den 16. November 1841.

Es freut mich, daß du deinen neuen Aufenthalt mit unbefangenem Sinn betrachtest und immer richtiger würdigen lernst. Eine klare Ansicht und unpartheiische Beurtheilung der Länder und Menschen ist viel werth und ohne Zweifel einer der größten Vortheile, den das Reisen und Verweilen in der Fremde gewähren kann, freilich nur demjenigen, der frei von engherzigen oder übertriebenen Vorstellungen, Augen zum Sehen und Ohren zum Hören hat. Sind diese Bedingungen vorhanden, so wird allmählig durch die vergleichende Betrachtung der Gesichtskreis des Geistes immer mehr erweitert, man fühlt sich von dem beschränkten, vaterländischen oder provinciellen Standpunkt auf einen höheren, allgemeineren und weltbürgerlichen versetzt und auf diesem lernt man alsdann auch die Mängel und Vorzüge der Heimath viel klarer und gerechter beurtheilen. Am Ende — und das ist das weiseste Ergebniß — setzt sich immer gründlicher die Ueberzeugung fest, daß überall die Erde kein Himmel

und keine Hölle ist, daß jedes Volk mehr oder weniger Vorzüge und Unvollkommenheiten besitzt und dessen ungeachtet dem lieben Gott aller Orten gedient werden kann. Ich habe nie daran gezweifelt, daß dir auch in dem schönen München Verschiedenes mißfallen werde; Manches jedoch, was dir jetzt noch befremdend oder mißfällig erscheint, wirst du mit der Zeit duldsamer ansehen, und Manches hinwiederum, was dir gefällt, wird vielleicht späterhin noch in einem anderen Lichte sich zeigen. Indessen bin ich jedenfalls überzeugt, daß unter allen Städten des großen Deutschlands München diejenige ist, wo du als Beflissener eines gottseligen Lebens und einer heiligen Wissenschaft noch die geringste Ursache zur Unzufriedenheit finden wirst.

Daß deine Collegien endlich im Gange sind, das Wohlwollen der Freunde dir nicht fehlt und nun auch der Kreis deiner Bekanntschaft sich unter jungen Leuten zu erweitern beginnt, ist mir recht lieb und angenehm. Der jüngere Ketteler ist ein Bruder desjenigen, mit dem ich im vorigen Sommer hier und in Schönwitz beim Grafen Bernhard Stolberg Freundschaft geschlossen. Er erzählte mir schon damals, daß sein Bruder Theologie studiren werde. Die ganze Ketteler'sche Familie ist höchst achtungswerth und gewiß wird es recht gut sein, wenn du dich mit dem Theologen zu befreunden suchest. Seyfried, das liebe Herz, ist mir wo möglich noch lieber geworden, seitdem ich nun auch das schöne Buch vom heiligen Dominicus gelesen habe.*) Wenn doch unsere liebe heilige Hedwig auch einmal einen würdigen Biographen fände! — In Nimes sind, wie ich vorhergesehen, viele Verwicklungen wegen der Hinterlassenschaft des Großvaters eingetreten. Ich habe Abschrift des Te-

---

*) Lacordaire's Biographie des heiligen Dominicus, welche Seyfried ins Deutsche übersetzt hat.

stamentes erhalten und hier auf meinen Erbantheil zu Gunsten des Onkel Franz, des bedürftigsten und ungesundesten meiner Brüder, gerichtlich Verzicht geleistet. — Obgleich hier ohne Geistesverwandte lebend und nur auf wenige Mittel zur Erheiterung beschränkt, fühle ich mich doch nicht ohne Trost, und auch nicht ohne Geduld und Kraft zur Ertragung der täglichen Last. Die meiste Erquickung schöpfe ich aus Gott und aus dem Andenken an dich und die selige Mutter; auch kommt mir oft ein herzerhebendes Buch zu statten. Der liebe Gott wird auch wohl weiter helfen.

Den 6. Dezember 1841.

Es wird wohl am besten sein, daß du durch Privatstudien auch künftig dich vorzugsweise in Besitz des wesentlichen Inhaltes der Dogmatik, einer theologia formata, setzest und übrigens die noch unreifen speculativen Versuche darüber höchstens als gymnastische Uebungen des Geistes betrachtest. Die Kenntniß der Scholastik ist ohne Zweifel für jeden gründlichen Theologen unentbehrlich und deßhalb wirst du schon in diesen etwas saueren Apfel beißen müssen. — Sehr betrübend ist für mich die schlimme Prognose, welche dein Schreiben über unsere beste Zeitschrift enthält. Könnte ich das Geringste zu einiger Lebensverlängerung beitragen, so wollte ich gewiß nicht der Letzte sein. Leider sind nur meine Kräfte zu schwach und auch die Zeit ist mir zu sparsam zugemessen. Indessen werde ich jetzt aus Pflichtgefühl thun, was ich sonst wegen verschiedener Bedenken lieber noch länger unterlassen hätte. — In Betreff unseres erwählten Bischofs (Knauer) wissen wir nur, daß der heilige Stuhl ihn bis jetzt noch nicht bestätigt hat. Diese Verzögerung fällt jedoch sehr auf und man behauptet, daß an derselben nur die Umtriebe der Ultramontanen Schuld sind. Diese mögen sich in Reden, Schreiben und Thun in Acht nehmen, zumal da seit Einführung der

freien Correspondenz mit Rom die polizeiliche Aufsicht schärfer sein und auch die Post einer strengeren Controle wieder unterliegen soll. Der erste Bekannte, den du sehen wirst, dürfte wohl Genelli sein. Er ist unvermuthet den 1. Dezember bei mir eingetroffen und erst heute Morgen wieder nach Pelplin gereist, nachdem er die schlesischen Freunde, wie er glaubt, zum letztenmal besucht. Seinem dir bekannten Wunsche steht kein äußeres Hinderniß im Wege und er gedenkt noch diesen Winter über Berlin und München nach Oesterreich zu gehen. Daß ich viel mit ihm disputirt habe, kannst du wohl denken. Gott gebe, daß er sich nicht täuscht und den nothwendigen Kampf, den er mit sich selbst zu überstehen hat, siegreich bekämpft. Wie sehr er auch einerseits für die erwählte Bestimmung geeignet scheint, so ist doch noch eine so große Menge wilden Wassers in ihm, daß er dieses nur durch Gottes besondere Gnade wird bewältigen können.

Den 25. Dezember 1841.

Es scheint, als ob der geistige Rapport, in welchem ich zu dir stehe, mit der größeren Entfernung der Körper eher zu- als abgenommen habe. Denn obgleich du am 27. November mir dein Wohlbefinden mehr als sonst gerühmt, so habe ich doch gleich nach Empfang jenes Briefes von deiner Krankheit nicht bloß eine sogenannte Ahnung, sondern vielmehr eine sehr lebhafte Empfindung gehabt. Dein Brief, den ich vorgestern empfing, hat mich daher auch durch die Nachricht von deinem Uebelbefinden nicht befremdet oder erschreckt, sondern eigentlich nur darüber getröstet, daß der liebe Gott, wie du sagst, es mit dir so gnädig gemacht.

Ueber die kirchlichen Angelegenheiten herrscht fortwährend Stillschweigen und Ungewißheit und bis jetzt haben wir einer

Veröffentlichung Seitens der Regierung vergebens entgegengesehen. Ein unterhaltendes Intermezzo bildet das neue evangelische Bisthum in Jerusalem, mit welchem jedoch auch viele Protestanten sehr unzufrieden sind. Uebrigens ist der traurige Zustand der Diöcese unverändert, obgleich Ritter einstweilen die Zügel im orthodoxen und kirchlichen Sinne zu handhaben sucht.

Den 16. Januar 1842.

Die jetzige Zeit ist in Bezug auf kirchliche und politische Ereignisse lange nicht so schrecklich als manche frühere, aber viel erbärmlicher und hoffnungsloser. Ich begreife vollkommen die Trauer, von welcher alle edleren Gemüther und tiefer blickenden Geister jetzt erfüllt werden müssen, nicht minder auch den Ekel und Ueberdruß, den bei ihnen das abgeschmackte Treiben des öffentlichen Lebens erzeugt. Dennoch dürfen wir die Hoffnung des Besserwerdens nicht fahren lassen, müßten wir auch das Ziel derselben noch in die weiteste Ferne hinausrücken; aber nicht auf Menschen, sondern auf den ewigen Rector der Weltgeschichte muß diese Hoffnung gegründet sein. — Ich hege die Besorgniß, daß der rastlos thätige Geist des guten Phillips das zarte corpusculum aufreiben werde, wenn er jenen nicht im Zügel hält und diesem nicht die nöthige Erholung gönnt. Bitte ihn in meinem Namen, daß er seine Kräfte, die geistigen wie die körperlichen, mehr schone und spare und zu diesem Behuf nöthigenfalls selbst Gewalt anwenden möge. — Was du von Brentano schreibst*), hat mein tiefes Mitleid

*) Die Stelle lautete folgendermaßen: „Brentano ist seit Anfang vorigen Monats hier. Er hat seit vorigem Jahr so erstaunlich gealtert, daß ich ihn fast nicht mehr wieder erkannt hätte. Er ist körperlich und im Gemüthe krank. So trüb es klingt, so kann man sich doch die Besorgniß kaum verhehlen, daß wir ihn nicht mehr lange besitzen werden."

angeregt. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß ich für diesen Mann, den ich doch nur einigemal gesehen, eine so große Theilnahme empfinde; ich vermuthe fast, daß zwischen mir und ihm irgend ein verborgener Faden von geistiger Sympathie und Verwandtschaft existirt. Indessen gibt es wohl auch kaum einen rührenderen Gegenstand auf der Welt, als einen Menschen, „der über sich selbst und über Sion weint.“ Wenn du ihn sprichst, so sage ihm weiter nichts von mir, als daß ich ihn liebe und für ihn bete. — Den Zustand der dortigen Universität und Facultät haben wir im Allgemeinen wohl schon früher gekannt und deßhalb auch nur Unvollkommenes erwartet. Wohl dir, wenn du dich jetzt, wo du mit eignen Augen siehst und Alles noch genauer unterscheidest, über die Mängel und Gebrechen hinwegsetzen und dennoch dein Ziel mit verständiger Besonnenheit und mit wahrem Fortschritt verfolgen kannst. Wäre es irgendwo erheblich besser, so würde ich dir selber zureden, dies Bessere aufzusuchen; allein man täuscht sich, wenn man heut zu Tage irgend eine Facultät oder Unterrichtsanstalt sich ohne große Defekte denkt; ja ich bin überzeugt, daß du selbst in Rom nicht finden würdest, was dich in Bezug auf Wissenschaft und Leben vollkommen befriedigen könnte. Mithin ist es schon am Besten, daß du geduldig in München ausharrest und principaliter dem heiligen Geiste als deinem Lehrer und Führer folgest. Dieser Geist kann auch nicht recht wehen und wirken, wenn man in der Welt viel umhergeschleudert wird und zu häufigen Wechsel in den äußeren Verhältnissen erfährt, wogegen längere Ruhe und das Heimischwerden an einem Orte der ungestörten Entwicklung im Ganzen viel günstiger ist.

Nun sind es bald 4 Monate, daß wir uns im Bahnhof zu München getrennt. Gott beschütze dich auch fernerhin, mein liebes Kind, damit wir noch in diesem Jahr uns glücklich wie-

dersehen. Wo dies geschehe, ist mir fast gleichgültig, wenn ich dich nur gesund an Leib und Seele in meine Arme schließen kann. Denn du magst es mir aufs Wort glauben, daß ich in dem tristen Oppeln ein sehr vereinsamtes und exilmäßiges Leben führe und schon jetzt ein Bedürfniß empfinde, mich auf und davon zu machen, um wieder eine Erquickung für mein entbehrendes Herz zu suchen. Doch aber hat diese anscheinend so trostlose Abgeschiedenheit das Gute, daß sie mich, wie ich glaube, dem lieben Gott um Vieles näher bringt und mich um so fähiger macht, mit gutem Gewissen meinen Weg zu gehen. Ich bete mehr als sonst und besonders für dich, mein lieber Sohn, schicke ich täglich meine heißesten Bitten zum Himmel. Domine exaudi orationem meam et clamor meus ad te veniat!

Den 2. Februar 1842.

Meine Besorgnisse wegen deiner Gesundheit mögen allerdings bisweilen zu ängstlich sein; allein nach menschlicher Beurtheilung sind sie doch nicht völlig unbegründet, und mindestens nicht aus der Luft gegriffen. Der Arzt in mir sieht eine Menge von Möglichkeiten, die ein Anderer nicht sieht und der Vater möchte dich von keiner einzigen betroffen wissen. Das Beste dabei ist, daß der Arzt und Vater zugleich ein Christ ist, der in allen diesen Tribulationen auf den Schutz des Allerhöchsten vertraut. Diesem mußt auch du mit festem Glauben vertrauen, übrigens aber dich so verhalten, als ob die Bewahrung der Gesundheit hauptsächlich von dir selbst abhinge. Du bist ja nun die größte Freude und die einzige Hoffnung, die mir auf Erden noch übrig geblieben. Solltest auch du mir genommen werden, so könnte ich nicht mehr in der Welt zu leben wünschen. Indessen hoffe ich getrost, daß Gott dich auf die Fürbitte deiner seligen Mutter erhalten und mir in meiner Schwäche nicht mehr auflegen werde, als ich ertragen kann. — Den gestrigen Feiertag

habe ich in guter Stille zugebracht und mich viel mit unserer geliebten Verstorbenen beschäftigt. Du hast einmal den Februar den Monat der Mutter genannt, weil sie uns Beiden in diesem Monat von Gott geschenkt und genommen worden ist. Deine Bezeichnung ist aber noch in viel tieferem Sinne mehr. Februare heißt reinigen, läutern und die Kirche hat bedeutungsvoll das Fest der Purificatio B. M. V. in diesen Monat verlegt. Die unbefleckte Jungfrau bedurfte keiner Reinigung; sie unterwarf sich aus Demuth dem Gesetz; wir Alle haben eine fortwährende Reinigung vonnöthen, ut purificatis mentibus Deo praesentari mereamur. Nun ist aber das ganze Leben der lieben Mutter und selbst ihr Sterben eine fortgesetzte innere Läuterung und zum großen Theil ein höchst schmerzhaftes Purgatorium gewesen. Zwar von großen moralischen Befleckungen ist sie beständig frei geblieben, aber gereinigt mußte sie werden von dem Irrthum des Glaubens und von der Eitelkeit der Welt; selbst die kleineren menschlichen Makel suchte sie beständig abzuwaschen, bis sie, nach dem Himmel verlangend, aus dem Gefängniß des kranken Körpers erlöst, zu einer noch höheren Reinigung, d. i. Verklärung hinüberging.

Der Ausgang der Kölnischen Sache hat hier keinen sonderlichen Enthusiasmus erzeugt. Ich gebe zu, daß der Kirche einige Satisfaktion gegeben und der Wiederkehr solcher An- und Eingriffe, wie der vom 22. November 1837, wenigstens auf ein Menschenalter, vorgebeugt ist. Die gleisnerischen Artikel der Allg. Zeitung, die ich für halb offiziell halte, haben auf mich einen höchst widrigen Eindruck gemacht. In Breslau ist noch Alles beim Alten und herrscht jetzt eine tiefe Stille dort. Wer wird Erzbischof von Bamberg werden? Gott behüte das gute Bayerland vor Bischöfen, die mit Janusgesichtern nach beiden Seiten nur den Fuchsschwanz streichen sollen. Solche Leute

werden heut zu Tage sehr gesucht und leider sind sie überall leicht und in Masse zu finden.

Ich kann nur Wenig für mich arbeiten und du weißt, daß selbst dieses Wenige unter fortwährenden Unterbrechungen gleichsam gestohlen werden muß. Deßhalb möge man auch (für die h. p. Blätter) nichts Vorzügliches erwarten. Der lieben Frau Professor Phillips danke ich in Voraus für den Rosenkranz aus Jerusalem; soweit überhaupt ein Mensch etwas versprechen kann, der über die Zukunft nicht Herr ist, will auch ich versprechen, mir dieses Andenken selbst zu holen. Das Klügste wäre vielleicht, wenn ich in diesem Jahre ruhig zu Hause sitzen bliebe und das Geld sparte, damit wir im folgenden eine größere Reise nach Italien unternehmen könnten. Allein diese Klugheit scheint mir etwas trostlos zu sein und ob ich jetzt zwei Jahre hintereinander hier aushalten könnte, ohne eine andere Luft zu athmen, ist jedenfalls problematisch.

Den 22. Februar 1842.

Aus deinem letzten Briefe glaube ich mit Vergnügen zu ersehen, daß du überhaupt in München zufrieden und auf guten Wegen bist. Besonders freut mich, daß du dich näher an Windischmann angeschlossen und an ihm einen so guten Rathgeber hast. Deinem Grundsatz, von Tag zu Tag zu leben und dabei immer fleißig fortzustudiren, kann ich nur meinen Beifall geben. Laß es dich nicht anfechten, daß deine ehemaligen Mitschüler schon nächsten Herbst im Alumnat die Klerik anziehen; die Eile, welche sie nöthigt, die Studien abzukürzen, ist doch nur ein Uebel und du kannst dir Glück wünschen, daß es für dich kein nothwendiges ist. Es dürfte die Zeit kommen, in der du auf deine jetzigen Jahre mit Freuden zurückblicken wirst und wohl dir, wenn du sie verlängern kannst. Jedenfalls wirst du den

Nutzen des längeren Studiums einsehen und hoffentlich auch die Früchte davon ernten. — Neulich hat sich Fietzek bei mir sehen lassen, der dich grüßen läßt. Er beginnt jetzt in D. Piekar den Bau einer neuen Kirche, die 25,000 Thaler kosten soll, lediglich durch Hülfe freiwilliger Beiträge und im Vertrauen auf Gott und die heilige Jungfrau. Ich zweifle nicht am Erfolg. Von Förster erhielt ich einen Brief, der voll von Jeremiaden ist. Der gute Pfarrer Christ liegt elend vom Schlage getroffen darnieder und wird wohl bald seinen irdischen Kampf ausgekämpft haben. So nimmt der liebe Gott auch diesen Frommen zu sich, während die Sünder von Gesundheit strotzen. — Welches Motiv auch unseren König nach England geführt haben mag, so glaube ich doch, daß diese Reise in politischer und kirchlicher Hinsicht nicht ohne Folgen sein wird. Die Beamten lassen sich den Weihrauch ganz gern gefallen, der dabei dem preußischen Namen gespendet worden; die Wenigsten aber wollen von einer Vereinigung des deutschen und englischen Protestantismus, oder von einer Umbildung nach dem Muster der etablished church etwas hören. Einer sagte mir selbst: „Wozu diese Umwege? Werde man doch lieber gleich katholisch." Ein Anderer meinte hier: „Ehe ich mich noch einmal umschmelzen lasse, werde ich Katholik." Die Berliner pflegen zuweilen, wie ich selbst gehört, wenn ihnen eine Sache recht verwirrt und unbegreiflich scheint, sprichwörtlich zu sagen: „Das ist zum Katholischwerden." Dazu wäre nun allerdings reichliche Veranlassung vorhanden, wenn neue Reformen eingeführt würden. Irre ich aber nicht, so läßt sich aus einem formlosen Brei kein Gebäude errichten. Einstweilen halten die Pastoren in Berlin und Breslau fleißig ihre Synoden ab und mögen sich wohl die Köpfe darüber zerbrechen, wie die evangelische Freiheit mit den 39 Artikeln der Hochkirche zu vereinigen sei. Wäre es möglich, in Preußen die Hochkirche zu

etabliren, so könnte man vielleicht hoffen, daß England bei seiner einstigen Ueberfahrt zum Felsen des heiligen Petrus unser Preußen ins Schlepptau nehmen werde; allein, wie gesagt, ich glaube nicht, daß hier aus diesem Chaos noch irgend etwas zu machen sei. Wahrscheinlich wird die Confusion und Auflösung nur immer größer werden.

Den 15. März 1842.

Das Kreuz meiner Verlassenheit, welches zu gewissen Zeiten schwerer drückt, als sonst, wurde mir an deinem Geburtstage durch innerlichen Trost in der Kirche erleichtert und damit auch eine äußere Erheiterung (un delassement) nicht fehle, erhielt ich an demselben Tage aus der Leipziger Auction eine Menge (wohlfeiler) Kupferstiche, die zu keiner gelegeneren Zeit hier eintreffen konnten. Wie schwach ist doch der Mensch, so lange die Liebe Gottes ihn nicht ganz erfüllt. Innere Unruhe und Bekümmerniß des Geistes, wo keine vollständige Ergebung in Gottes Willen. Kein Sperling fällt ja vom Dache, ohne Gottes Zulassung und diese weise und barmherzige Weltregierung glaube ich jetzt noch mehr als sonst zu empfinden, seitdem ich selber als passer solitarius in tecto mir vorkomme. Das Brevier und besonders die Psalmen sind meine tägliche, beste und trostreichste Lektüre und ich habe mich so daran gewöhnt, daß ich das theure Buch schwerlich mehr missen kann.

Daß ich Allen, die mich näher kennen, auch in einer anonymen Schrift*) erkennbar bin, glaube ich selbst, denn — le style c'est l'homme. Die Sagacität fremder und besonders

*) Bezieht sich auf den Aufsatz in den hist. pol. Blättern: „Leben und Schule."

protestantischer Philologen muß ich bezweifeln; diese Leute sind viel bornirter, als man glaubt und wenn nur die guten Freunde nicht plaudern, so hoffe ich diesmal dem lästigen Gebell zu entgehen. Im schlimmsten Falle müßte man auch dieses ertragen.

Wahrlich ich verdenke es dir nicht, daß du die gute Zeit benützen und dich umschauen willst in der Welt. Es muß aber für dich angenehmer sein, dich dieser Erholung mit voller Freiheit und in Gesellschaft junger munterer Freunde hinzugeben, als beständig mit einem grämlich-bedenklichen Vater zu reisen, dessen physische Kräfte überdies seit einigen Jahren so abgenommen haben, daß er kaum noch einen mittelmäßigen Berg zu ersteigen im Stande ist und dir oft nur als Hemmschuh dienen würde. Freilich wird dann unser Wiedersehen noch lange nicht stattfinden und für mich vielleicht zu lange hinausgeschoben; denn schon jetzt, um die österliche Zeit, möchte ich so gern dich segnend umarmen, als meinem besten Freunde dir mein Herz ausschütten, wieder einmal mit dir von der geliebten Mutter reden, Trost und Freude bei dir finden — doch, wie Gott will! Genelli wird dich wohl nächstens begrüßen, wenn dies nicht bereits geschehen ist; er will dort bei seinem Bruder, dem Maler, sein Absteigequartier nehmen. Er schrieb mir neulich, daß er in Begriff sei, den Wanderstab zu ergreifen und in Folge unserer früheren Dispute nächstens gegen mich und meinesgleichen einen Aufsatz in der Sion publiciren werde. Daß am 26. Februar auch im Dom zu München das heilige Opfer für die selige Mutter ist dargebracht worden, freut mich sehr und ich danke dafür dem lieben Windischmann von Herzen.

Den 3. April 1842.

Genelli ist ein ganz eigenthümlicher und schwer zu unterscheidender Geist, der wegen seines abstoßenden Wesens von den Meisten zu hart beurtheilt, von Wenigen erkannt und von den Allerwenigsten geliebt wird. In seinem Charakter sind zwei Elemente, die sich sonst wie Feuer und Wasser einander auszuschließen pflegen, nämlich die zornige Heftigkeit des Italieners und die Kälte des Norddeutschen zu einem höchst seltsamen connubium gekommen, was aus seiner Abkunft, Geburt und Erziehung sich zum Theil erklären läßt. Sein Großvater war aus Italien, sein Vater war in Dänemark geboren, er selbst ist ein geborner Berliner und zwar ein ächter in vieler Beziehung, dem nichts recht ist und der Alles kritisirt. Ohne Glauben würde Genelli, ich bin davon überzeugt, ein höchst gefährlicher Mensch geworden sein. Er ist ein treuer Freund und ein aufrichtiger Christ, aber mehr aus Prinzip, als aus Gefühl. Ueberhaupt sind kindlicher Sinn und Gemüthlichkeit ihm fremd. Er ist scharfsinnig ohne gründliche Erkenntniß, fromm ohne Mystik (cum grano salis), gedankenreich ohne Fruchtbarkeit, fähig der heftigsten Affekte, ohne doch die milderen, zarten und tiefen Klänge des Lebens und der Kunst verstehen und empfinden zu können. (Videantur auch seine Gedichte.) Auf seine Urtheile kann man sich leider fast niemals verlassen, meistens sind sie schief oder falsch, weil unter dem Einfluß des Affektes und des Momentes, und deßhalb auch in hohem Grade wandelbar. Wenn es aber wahr ist, daß die neueren Jesuiten die katholischen Rationalisten sind (in einem Sinne, den du verstehen wirst), so ist Genelli ganz zum Jesuiten gemacht, denn er ist durch und durch Rationalist. Andererseits halte ich für gewiß, daß seine ungestüme Leidenschaftlichkeit dem Ordensgeiste schnurstracks zuwider läuft. Einen gewissen

Berliner Cynismus — Vielen unleidlich — hat er noch nicht völlig überwinden können und ist in dieser Hinsicht nichts weniger als ein homo compositus. Jedenfalls wird er einen schweren Kampf zu bestehen haben. Ich theile dir dieses mit, nicht um zu richten, sondern als Beitrag zur Menschenkenntniß und damit du den seltsamen Menschen weder überschätzen noch zu gering achten mögest. Das Beste, was wir thun können, ist, für ihn zu beten; ich weiß gewiß, daß er dasselbe auch für uns thun wird. — Nun zu unseren Reiseplänen! Vor Allem hast du meine volle Erlaubniß zur Wanderung nach Tirol und Venedig, wenn du nämlich in guter Gesellschaft reisen kannst und der heilige Erzengel Raphael dich begleiten will. Ob ich dir bis Meran entgegenkomme, oder, nichts sehend, wie der alte Tobias zu Hause sitzen bleibe, darüber will und kann ich vorläufig noch nichts bestimmen. Deine treue Ergebung in meinen und in Gottes Willen hat mich wahrhaft gerührt und in mir den Wunsch, dich zu besuchen, nur noch lebendiger gemacht. Wäre ich frei von den Beschränkungen und Hemmnissen meiner Lage und dürfte ich nur meinem Willen folgen, so würde ich dir schon heute mit Dante schreiben:

Tu m'hai con desiderio il cuor disposto
Si al venir, con le parole tue,
Ch'io son tornato nel primer proposto. (Inf. C. 2.)

Unterdessen will ich die Hoffnung nicht fahren lassen, mit dir zur Weinlese in Meran zusammenzutreffen.

Von Neuigkeiten aus Schlesien weiß ich diesmal nichts zu melden. Einige ärgerliche Vorfälle unter der Geistlichkeit, die sich hier und da ereignet, mag ich nicht erst erwähnen. Alle Besseren fühlen es mit mir, daß von der Bildung eines tüchtigen jungen Clerus das ganze künftige Heil des katholischen Schlesiens abhängig ist. Gott möge sich doch erbarmen und

getreue Arbeiter in diesen verwüsteten Weinberg senden! — Die Geschichte der Bekehrung von Ratisbonne hat mich bis zu Thränen gerührt. Welch eine Mutter der Barmherzigkeit! Wenn die liebreichste Jungfrau sogar eines Menschen sich erbarmt, der sie nicht erkannt oder wohl gar gering geschätzt hat, wie sollte sie nicht auch ihre barmherzigen Augen auf dich wenden, der du ihr Diener und Verehrer bist und zu ihr deine Zuflucht nimmst.

Den 28. April 1842.

Wegen des neuen Planes in Betreff des Römerzuges wollen wir nicht allzuviel nachdenken, bevor wir nicht wissen, ob Phillips überhaupt die Reise wird unternehmen können. Will es Gott, so wird Er schon die Wege weisen und Alles aufs Beste fügen und geschehen lassen. Jedenfalls ist sein Wille auch der unsere und folglich nicht der mindeste Grund zur Perturbation oder Unruhe vorhanden. Soviel scheint klar zu sein, daß sich für dich kaum eine bessere Gelegenheit ereignen könnte, nach Italien zu kommen. Ich selbst könnte mir, außer der deinigen, keine angenehmere Gesellschaft als die des lieben Phillips und seiner frommen Frau wünschen, indessen sehe ich (wenigstens jetzt) keine Wahrscheinlichkeit, schon diesen Herbst einen Urlaub auf mehrere Monate zu erhalten. Unser kleines, von der seligen Mutter hinterlassenes Erbe ist der einzige Nothpfennig, den wir besitzen. Abgesehen davon, daß du dein Geld noch in fernerer Zukunft nöthig haben kannst, so erscheint es bei der jetzigen ungewissen Weltlage wenigstens der Klugheit gemäß, daß wir uns für alle Fälle jenen Nothpfennig noch zu erhalten suchen. — Am liebsten wäre es mir, die italienische Reise würde von Phillips erst im Herbste des künftigen Jahres unternommen. Dann hätte ich nicht nur die Aussicht, den gewünschten Urlaub zu erhalten, sondern könnte auch vielleicht die Kosten aus meinem

Gehalt und mit Hülfe zu machender Ersparnisse bestreiten. Auch für dich wäre es insofern vortheilhafter, als du dann, noch mehr gereift und vorbereitet, mit größerem Nutzen reisen würdest. Nach meiner eigenen Erfahrung lernt man im vierten Studienjahre das Meiste; da setzt sich Alles erst zurecht und man macht sich einheimisch auf dem erwählten Gebiete, während das Triennium fast nur zum Orientiren dient. Indessen würdest du ja auch in Rom nicht faullenzen und der dortige Aufenthalt würde für dich, selbst ohne Besuch von Collegien, eigentlich keine Unterbrechung der Studien sein, zumal man nicht Alles aus Büchern lernt. Wenn daher Phillips schon in diesem Jahre reist und dich mitnehmen will, so werde ich dir, dafern du sie wünschest, meine Genehmigung nicht versagen, zuversichtlich hoffend, daß der liebe Gott, in dessen Hände ich dich übergeben habe, dir als der treueste Vater und allmächtige Beschützer auch in der weitesten Ferne allezeit beistehen werde. Ueberhaupt, mein liebster Sohn, habe ich für dich nichts anderes zu thun, als zu deinem Wohle beizutragen und die höhere Führung, deren du gewürdigt wirst, nicht zu hindern, vielmehr als ein von Gott bestelltes, wenn auch schwaches Werkzeug nach Möglichkeit zu fördern. Dies erkenne ich als heilige Pflicht und kommt es dabei auf mein Vergnügen gar nichts an. Ja selbst die Beschwerden einer langen Trennung bin ich bereit zu tragen, wenn es Gottes Wille und dir heilsam und nützlich ist. Und kann ich dich nicht in diesem Jahr nach Rom begleiten, so ist es mir vielleicht vergönnt, dich im künftigen dort abzuholen, obwohl sich jetzt noch nicht absehen und bestimmen läßt, wie lange du dort bleiben wirst.

Den Tod der Frau v. Moy, die ich noch am letzten Abende meines vorjährigen Aufenthaltes in München als eine vortreffliche Seele kennen lernte, beklage ich um des armen

Mannes willen. Außer dem Verlust der Gnade Gottes, gibt es für den fühlenden Menschen keinen größeren Schmerz auf Erden, als denjenigen, welchen der Tod durch Trennung einer wahren Ehe erzeugt. Der selige Laurentius Scupoli hat unter den Menschen ganz richtig drei Grade von Verwandtenliebe unterschieden, nämlich die Geschwisterliebe, die Liebe zwischen Eltern und Kindern, und die Gattenliebe, letztere als die stärkste. Die individuellen Zustände sind freilich sehr verschieden und lassen unzählige Ausnahmen zu. Uebrigens finde ich, daß manche Theologen die Ehe zu niedrig, als eine fast bloß leibliche Verbindung auffassen (vielleicht weil sie davon keine eigene Erfahrung haben), dagegen die geistige Wechselwirkung und deren Folgen viel weniger in Anschlag bringen. Ich kann mir nicht denken, daß die mit ihrem Herren in geistiger und leiblicher Gemeinschaft stehende Kirche die Braut Christi heißen könnte, wenn jene Auffassung von der Ehe, dem großen Sacrament in Christo, richtig wäre. — Grüße den lieben Moy und versichere ihn meiner herzlichsten Theilnahme.

Das Buch von Ennemoser über den Magnetismus ist nicht ohne Verdienst und wirklich viel besser ausgefallen, als ich geglaubt. Er stimmt mit mir darin überein, daß er (was außerordentlich wichtig und noch wenig oder gar nicht zur Sprache gekommen) den Magnetismus als etwas völlig Verschiedenes vom Somnambulismus betrachtet, ersteren als eine Naturkraft, den zweiten als eine (abnorme) psychologische Erscheinung erklärt und von beiden die ekstatischen Zustände unterscheidet.

17. Mai 1842. (Fer. III. Pentecostes.)

Sowohl für dich, als auch für mich selbst habe ich an diesen Tagen um das lumen cordium mit besonderer Hinsicht

auf die in Vorschlag gebrachte Reise gefleht; levavi oculos meos in montes, unde veniet auxilium mihi. Das Ergebniß — mehr des Gebetes als der Ueberlegung — ist nun bis jetzt Folgendes. Principaliter et finaliter versteht es sich von selbst und vor allem Anderen, daß ich durchaus nichts will, was Gott nicht will. Auch habe ich gesucht, mich vornweg (wie die Schlesier sagen) aller persönlichen Wünsche und Liebhabereien zu entäußern und die Sache ganz einfach vom christlichen Standpunkt zu betrachten. Als irdische Hebel (vires motrices) erschienen mir dabei erstens der Wunsch und die Bitte meines lieben Franz, zweitens die so glückliche christliche Reisegesellschaft, drittens die Gelegenheit, der kränklichen Frau Phillips vielleicht einen kleinen Dienst erweisen, jedenfalls zur Consolation dieses guten Paares etwas beitragen zu können. Die im Wege liegenden Hindernisse (vires retrahentes) habe ich mir auch noch einmal betrachtet und dabei gefunden, daß sie mit Gottes Hülfe nicht unüberwindlich sind. In Betreff des Finanzpunktes habe ich gegen deine Moralprinzipien nicht das Mindeste einzuwenden, allein auf die mir zugeschobene Untersuchung und Unterscheidung der möglichen und wahrscheinlichen Ereignisse kann und mag ich mich nicht einlassen. Diese Unterscheidung ist schwer und unzuverlässig und man läuft dabei Gefahr, auf jeder Seite aus purer Klugheit in Täuschung zu verfallen. Du weißt ja, daß ich kein Calculator bin und auf die jetzt im Schwunge seienden Versicherungsanstalten auch nicht viel zu halten pflege. Immer jedoch ist es die Pflicht des Vaters und des Vormundes das Vermögen des Sohnes und Mündels gewissenhaft zu verwalten, zweckmäßig zu verwenden und wo nicht zu mehren, doch möglichst zu erhalten. Die Skrupel, welche aus diesem Pflichtgefühl emporsteigen, glaube ich mir aber dadurch vom Halse zu schaffen, wenn ich dein

Erbtheil ganz unangetastet lasse und zur Reise nur das meinige zu Hülfe nehme. Letzteres würde zureichend sein, wenn ich dabei noch meinen Gehalt beziehen dürfte. Die Erlangung des Urlaubs mit fortlaufender Besoldung stellt sich daher als ein Haupterfordnerniß heraus. Es ist möglich, daß mir dieses gewährt wird in Betracht der Gründe, die ich dafür anzuführen gedenke. Ist Alles anscheinend erreicht, so muß man noch bis zuletzt auf unvorhergesehene Veto's gefaßt sein. Ein solches wäre z. B. wenn einer von der Gesellschaft erkrankte oder auch, wenn der Zustand der Großmutter, die in den letzten Wochen wieder sehr schwach gewesen, sich dergestalt verschlimmerte, daß ein baldiges Ableben zu befürchten stände u. dergl. Was ist also, his praemissis, zu thun? Antwort: Alles, was zum Antritt der Reise erforderlich und nöthig ist. So wird, im Fall des göttlichen Wohlgefallens ein Hinderniß nach dem anderen verschwinden und könnte ich diese nicht besiegen, so würde ich darin den göttlichen Willen erkennen und nicht aufhören, Dank zu sagen. Sobald ich daher von dir erfahre, daß Phillips seinen Urlaub erhalten hat, werde ich sofort auch diesseits in nomine Domini meine Operationen beginnen. Den Erfolg stellen wir Gott anheim. Dies ist die Ansicht des Christenmenschen.

Es regt sich aber auch ein anderer, und zwar ein alter Mensch, der, weil er nur das Seine sucht, nicht verdient, gehört zu werden. Dieser möchte für sein Leben gern die ganze italische Herrlichkeit erschauen, dort recht fühlbare Andacht empfinden, alle Vortheile und Indulgenzen lucriren, an allen Kunstwerken sich weiden und, los von aller Arbeit, überall Behagen und Vergnügen finden. Er würde sich kein Gewissen daraus machen zur Befriedigung der Augenlust in deine Kasse zu greifen, nicht bedenkend, daß die Hoffnung auf künftige Er-

sparung und Wiedererstattung durch einen jähen Tod oder anderes Unglück ganz vereitelt werden kann. Andererseits kommen demselbigen Menschen alle Schwierigkeiten und Schattenpartien der Reise viel zahlreicher und größer, als dem ersten vor. Der Sorge um die verlassene Wirthschaft, um die zurückgebliebenen Verwandten kann er sich nicht entziehen, er fürchtet Diebe und Feuersgefahr für sein Eigenthum, und entsetzt sich vor dem Aktenberge, den er nach der Rückkehr finden wird. Insbesondere will ihm gar nicht in den Kopf, daß er ohne dich und vielleicht ganz allein im Winter zurückreisen muß, zumal wenn der Urlaub nicht auf ein halbes, sondern nur auf ein Vierteljahr ertheilt werden sollte. Diesem begehrlichen und kleinmüthigen Menschen wollen wir Stillschweigen gebieten und nur den ersten agiren lassen. —

Wo bist du heut, mein lieber Franz? In Tegernsee, in Hohenschwangau, oder irgendwo auf dem Wege, im Regen oder Sonnenschein? Wo du auch bist, Gottes Engel mögen dich begleiten immerdar und glücklich zurückbringen. Der Garten gewährt mir, außer den Spaziergängen zu unserem theuren Grabe, jetzt die angenehmste Erholung; im Winter mußte ich mich mehr an meine Bücher und Kupferstiche halten. Indessen pflege ich auch diese nicht zu vernachlässigen und insbesondere in der Civitas Dei des heiligen Augustinus sowie im Dante fast ebenso regelmäßig, wie im Brevier, zu lesen. Uebrigens habe ich mich seit vorigem Herbst von allem confluxus hominum noch mehr als jemals zurückgezogen, und selbst das bayerische Bier, welches ich jetzt zuweilen des Abends trinke, lasse ich mir auf meine Stube bringen. Zu diesem Behufe hat mir neulich die Gräfin P. ein sehr schönes Glas verehrt; ich kann aber versichern, daß das Bier aus den ordinären Gläsern in München noch dreimal besser schmeckt, als aus diesem Prachtgefäß.

Gestern erhielt ich aus Gratz von Genelli den ersten Brief, mit all' der Zurückhaltung geschrieben, welche der Orden und der Pater Rektor auferlegt, dem alle ein- und abgehenden Schreiben zur Censur müssen vorgelegt werden. Diese Epistel ist so farblos und inhaltsleer, daß sie mir wenig Freude machen kann. — Ueber unsern Electus herrscht noch immer ein altum silentium. Dagegen ist Ritter schon lange von den Behördern als wirklicher Administrator anerkannt und regiert viel besser, als man von ihm erwarten konnte. Bei den gemischten Ehen hat er überall die kirchliche Praxis eingeführt und in wichtigeren Collisionsfällen weiß er mit Geschicklichkeit hindurchzusteuern. Der große Brand in Hamburg bildet hier das fortwährende Tagesgespräch. Der König thut für die Stadt wirklich Alles, was in seinen Kräften steht, um so großmüthiger, je beharrlicher die Hamburger den Anschluß an den Preußischen Zollverein bisher verweigert haben. Mir will dieses colossale Unglück als ein Strafgericht erscheinen, welches der Hamburger Pöbel (der gottloseste, den es geben soll) auf die arme Stadt gezogen, um so lehrreicher und merkwürdiger, da Hamburg mit Recht sich rühmen konnte, die vorzüglichsten Löschanstalten in ganz Deutschland zu besitzen. Was vermag aber alle menschliche Klugheit gegen die Hand des Herren, wenn sie züchtigen will?

Den 3. Juni 1842.

Wohl hast du recht, mein lieber Sohn, wenn du meinst, daß selbst die feurigste Andacht der heiligen Sion ungenügend ist, um die Verbrechen der beleidigten Majestät zu sühnen, deren sich das unheilige Babylon beständig und besonders in festo corporis Christi schuldig macht. Das Traurigste ist dabei, daß wir selbst, die wir doch den guten Willen haben, Gott zu preisen, unter den Störungen dieser babylonischen Umgebung

mehr oder weniger unfähig werden, das gebührende Lob mit wahrer Andacht zu singen. Ja es scheint mir, als ob der böse Feind in dieser heiligen Oktave mehr als zu jeder anderen Zeit seine ganze Macht aufbiete, um zu höhnen und zu schaden. Doch der Herr ist freundlich und seine Barmherzigkeit währt in Ewigkeit. Er nimmt auch mit unserem schwachen Willen und geringen Vermögen vorlieb. Quantum potes, tantum aude. Auch hier in Oppeln ist unsere Freude nach allem Anscheine durch ein großes Verbrechen gestört und vereitelt worden. Das Wetter war herrlich und die Prozession aufs Beste vorbereitet; die Zünfte hatten sich bereits in Bewegung gesetzt, es folgten die Schulen, Jungfrauen und Frauen; wir Männer standen bereits mit dem hochwürdigsten Gut auf dem Kirchhofe, die weitere Entfaltung des Zuges erwartend, als plötzlich — wie im Jahre 1837 — Feuerruf erscholl und bald auch ein dicker Rauch über den Dächern sichtbar ward. Denke dir den Schreck, die Verwirrung, die Indignation! Alles löste sich auf, die Landleute rangen wehklagend die Hände, die Schützen liefen davon, und von den Honoratioren begleiteten nur die Wenigsten das hochheilige Sacrament bis zum Altar zurück. Das Feuer war in der engen Mühlgasse, gegenüber der Judensynagoge, ausgebrochen, höchst wahrscheinlich angelegt. Fünf Hintergebäude sind niedergebrannt, mehrere Menschen, einer wohl tödtlich, verletzt worden. Nachmittag um 3 Uhr hielten wir ziemlich niedergeschlagen, aber doch wieder gefaßt und nicht ohne Andacht, die Prozession in der Kirche ab. Möge der liebe Gott den bösen Menschen ihre Schuld vergeben, in uns aber die Andacht und Ehrfurcht für das Allerheiligste durch seine Gnade vermehren.

Auf deinem Spaziergange bis zur Tiroler Grenze magst du recht schöne Gegenden gesehen haben. Wie gerne hätte ich dich, auch zu Fuß, dahin begleiten wollen. Daß du die italienische

Reise so ruhig betreibst, ist gut; ich kann das Gleiche auch von mir bemerken. Diese Ruhe tritt wohl immer ein, wenn man eine Sache vollkommen Gott überläßt und mit jedem Ausgang schon in Voraus zufrieden ist. Am meisten thut mir die Großmutter leid, die schon seit einigen Monaten sehr hinfällig und kraftlos ist. Sie erschrack, als sie hörte, daß ich wohl ein halbes Jahr wegbleiben würde, wenn die Reise zu Stande käme; dennoch und obwohl sie meines Beistandes bedarf, redet sie mir zu, den Urlaub nachzusuchen und nicht ihretwillen zu Hause zu bleiben. Der wirkliche Grund dieses großmüthigen Zuredens ist Liebe für dich und weil sie glaubt, daß dir meine Begleitung Freude und Nutzen bringen könne. Ueberhaupt ist sie für die Ihrigen der größten Aufopferung fähig, was aber auch uns die Pflicht auflegt, ihr im Nothfall gleiche Aufopferung zu beweisen. Mit Gottes Hülfe kann es gelingen, sie auf einige Zeit zu restauriren; sollten aber die Kräfte noch mehr schwinden und etwas Menschliches bevorstehen, so würde ich sie in ihren letzten Nöthen nicht verlassen können.

Heute ist Caplan Gleich als Pfarrer nach Tillowitz abgegangen, nachdem er zuvor noch einen Abend bei mir unter langen Gesprächen zugebracht. Ich werde ihn sehr vermissen und habe ihn erst ungefähr seit einem Jahr näher kennen gelernt als einen wirklich ausgezeichneten Priester. — Ein Caplan in der Gegend von Schweidnitz (Schonat) geht jetzt als Missionär nach Nordamerika (Cincinati), wo sich bereits ein anderer Schlesier (im Seminar zu Kentuky) befindet. Solche Auswanderungen sind ein erfreuliches Zeichen des neuen Lebens in der Diöcese; sie setzen einen begeisterten Muth und hohe Liebe für das Heil des Nächsten voraus und gefallen mir weit besser, als die Auswanderungen einiger zwar frommer, aber hypochondrischer junger Leute, die jetzt schon lebensmüde in

österreichischen Klöstern eine Zuflucht und hauptsächlich ihre eigene Ruhe suchen wollen.

Den 19. Juni 1842.

Während meiner Abwesenheit ist der hier durchreisende P. Beckx bei mir gewesen und hat mir einige Zeilen zurückgelassen, die mich jedoch für den bedauernswerthen Verlust einer persönlichen Unterhaltung nicht entschädigen können.

Den dritten Theil des Athanasius*) habe ich nun auch genossen und genieße ihn noch immerfort. Immer schwunghaft und in der eigenthümlichen Sprache strafend und weissagend kommt mir der greise Görres wie ein Stück von einem alten Propheten vor. Bewundernswerth ist dabei der richtige Takt, mit welchem er das rechte Maß von Kraft und Milde, von Liebe und Gerechtigkeit entwickelt. Er weiß genau, wie weit er gehen darf und wieviel von jedem diese Zeit verträgt. Neben der tiefsten historischen Intuition ein durchdringender Scharfblick in alle Verhältnisse der Gegenwart, neben dem schwersten Ernst der feinste Witz, gesunder Verstand in der poetisch-historisch-philosophischen Hülle durch und durch; die Gelehrsamkeit, nach welcher so Viele ausschließlich ringen, wie eine lästige Magd hinter die Coulissen verwiesen und doch überall in der Scenerie auf überraschende Weise hervorblickend — so schreibt nur ein großer Geist, möge die Kritik auch gegen Einzelnes noch Manches an dem Werke auszusetzen finden.

Den 16. Juli 1842.

Sogleich nach Empfang deines letzten Schreibens habe ich meine für die intendirte Reise schon vorbereiteten Pfeile abgeschossen und das Urlaubsgesuch sowohl mündlich als schriftlich

---

*) „Staat und Kirche nach Ablauf der Kölner Irrung.“

angebracht. Der Graf-Präsident hat sich dabei sehr nobel benommen und obgleich die lange Abwesenheit ihm nicht nur um des Dienstes, sondern auch seines Hauses wegen sehr unerwünscht sein mag, so hat er dennoch schon an demselben Tage meine Bitte beim Minister befürwortet und mir zur Erlangung des Urlaubs gute Hoffnung gegeben. Ein so überraschend guter Anfang läßt mich ferneren guten Erfolg hoffen, und wenn, wie es den Anschein hat, noch alle entgegenstehenden Hindernisse mit einer gewissen Leichtigkeit beseitigt werden, so werde ich darin den Willen Gottes deutlich zu erkennen glauben.

Vielleicht wirst du noch im Laufe des Monats August einen Besuch von Förster und Heide empfangen. Beide schrieben mir, daß sie wo möglich einen Abstecher von Würzburg aus nach München unternehmen wollen. Kommen sie dorthin, so wirst du ihnen wohl als freundlicher Führer dienen.

Den 30. Juli 1842.

Neulich war der Oberpräsident hier, der mit mir von meiner Reise sprach und es als eine ausgemachte Sache ansah, daß ich den Urlaub erhalten würde. Daß ich es überhaupt an nichts fehlen lassen und Alles auf das eifrigste betreiben werde, um zu dem gewünschten Ziele und sobald als möglich von hier fortzukommen, brauche ich dir wohl nicht erst zu betheuern. Fortwährend bin ich mit Arbeiten und Vorbereitungen beschäftigt, die auf eine baldige Losreißung abzielen. Allein, wenn man als Geschäftsmann eine solche Reise vor sich hat, so zeigt sich erst, mit wieviel Stricken und Banden man gefesselt ist. Grüße Phillips herzlich von mir und unterrichte ihn, von dem, was nöthig ist. Ich kann nicht verlangen, daß er auf mich warten solle, hoffe ihn aber jedenfalls einzuholen. Vielleicht auch fügt es der liebe Gott, daß wir noch zusammen, wenigstens von Innsbruck aus, abfahren können.

Den 10. August 1842.

So Gott will, wird mein heutiger Brief der letzte sein, den ich dir in diesem Jahr nach München schreibe und bald hoffe ich dich nach langer Trennung wieder an mein väterliches Herz zu drücken. Der Postwagen, der mir doch ohne Zweifel etwas sauer werden wird, ist jetzt das nächste Ziel meiner Wünsche, obgleich mir von Neuem klar geworden, daß ich nur von einem Tage zum andern leben und keine genauen Berechnungen für die folgenden machen darf. Um so froher werde ich abfahren, je mühsamer mir die letzten Wochen verflossen sind. Bete fleißig für eine glückliche Reise und sei versichert, daß ich alles Mögliche anwenden werde, um in der kürzesten Zeit bei dir zu sein.

(Die nun folgende Reise durch Italien und der viermonatliche Aufenthalt meines Vaters in Rom ist von ihm in einem Tagebuch beschrieben worden, das freilich nicht so sorgfältig ausgearbeitet ist, wie jenes der ersten großen Reise durch die Donauländer, aber des Interessanten genug enthält, um wenigstens auszugsweise mitgetheilt, hier eine Stelle zu verdienen. Die bloß thatsächlichen Aufzeichnungen, welche nicht mit subjektivem Urtheil gefärbt sind, lasse ich größtentheils weg, da es hier nicht auf eine Beschreibung Italiens und Roms, sondern vielmehr auf die, auch in diesen flüchtig hingeworfenen Notizen in der verschiedensten Weise sich abspiegelnden geistigen Eigenthümlichkeiten des Schreibers ankommt.)

Romfahrt
1842—43.

Vitam praesta puram,
Iter para tutum,
Ut videntes Jesum
Semper collaetemur!

Dresden, den 21. August 1842.

Nach Ueberwindung vieler Hindernisse hatte ich endlich Donnerstag den 18. August um 6 Uhr Abends den ersehnten Sitz auf dem schon davoneilenden Postwagen erreicht, körperlich ermüdet, im Innern durch den Abschied und bald auch durch den letzten Anblick von Augustens Ruhestätte gerührt, durch Gottes Gnade aber zur Ruhe und Geduld gestimmt. Letztere ließ mich auch in dem Schwitzkasten die Hitze und den Staub ertragen, die bis gegen Mitternacht fast erstickend waren. Um 4 Uhr Morgens befand ich mich in Breslau, wo mich ein zweistündiger Schlaf erquickte. Um 7 Uhr fuhr ich in einer Droschke hinaus zum lieben Dr. Sauer, der eben die Treppe herabkam, um in der Kirche das heilige Opfer darzubringen. Dieses wurde sofort von dem guten Priester für mich und den Sohn applicirt. Um 10 Uhr wieder im Wagen sitzend, verließ ich Breslau, war Sonnabend um 5 Uhr Morgens in Görlitz und Nachmittag um 5½ Uhr in Dresden. Von der Postwagen-Gesellschaft sprach mich ein Hamburger Kaufmann am meisten an; lächerlich war der Contrast zwischen einem Gräfenberger Hydropathen und einem bald seine Stelle ersetzenden Löbauer Allopathen. Die Dürre war in Sachsen noch größer als in Schlesien. In einem Striche seitwärts von Bautzen hatte es seit Ostern keinen Tropfen geregnet und Dresden sah wie verbrannt aus. Heute Nacht ist aber auch hier der längst erwünschte Regen gefallen.

Nürnberg, den 23. August.

Es mag in Sachsen viele gute Leute geben, allein ich bin immer froh, wenn ich die sächsische Postwagengesellschaft überwunden, d. h. hinter mir gelassen habe. Ein Dresdner Professor der Chemie mit blondem Ziegenbart und ein älterer Herr, der wenigstens ebenso wie ein Professor sprach, führten bis Freiberg das große Wort im Wagen und überließen es dann einem ungehobelten jungen Wüstling aus der Gegend des Harzes und einem redseligen jungen Kaufmann aus der Hauptstadt des lieben Schlesien. In Zwickau mußte eine lange Mitternachtstunde auf den Leipziger Wagen gewartet werden. Auf diesem wurde uns eine alte Wienerin zugeführt, die nach 30jährigem Umherreisen in die Heimath zurückkehrte, zuletzt aus Rußland kam und trotz der langen Abwesenheit ihren Wiener Dialekt so wenig, wie das übrige Oesterreichische Wesen sich abgewöhnt hatte. Aus ihren vielen Erzählungen über Moskauische Sitten und Zustände konnte man manches lernen, was nicht in Büchern steht. Sie war es, die mich zuerst aus meiner zurückhaltenden Schweigsamkeit brachte. Gestern, Morgens 10 Uhr, kamen wir nach Hof, welches, als die erste Stadt in Bayern, und auch seines freundlichen Ansehens wegen, immer gern gesehen wird. Nach dreistündigem Aufenthalt wurde von hier die Reise in einem viel engeren Wagen und bei der größten Hitze fortgesetzt. In ziemlich erschöpftem Zustande gelangten wir Abends gegen 8 Uhr nach Bayreuth, wo die Wienerin von mir Abschied nahm, um direkt nach Regensburg zu gehen. Ich hatte ursprünglich dieselbe Absicht, zog es aber vor, über Nürnberg und Augsburg zu reisen, weil ich am letzten Orte Wechselgeschäfte abzumachen hatte. Die Nacht wurde wenig geschlafen und viel Staub verschluckt. Wie ein Müller kam ich heute Früh um 7 Uhr in Nürnberg an, wo ich in der „blauen Glocke“ beinahe

zwei Stunden mit Waschen, Bürsten, Rasiren und Frühstücken zu thun hatte, bevor ich auszugehen im Stande war, und zwar zuvörderst zur Post, um mich zur Weiterreise nach Augsburg einschreiben zu lassen, sodann in die Liebfrauenkirche, wo ich mein Gebet verrichtete und einer alten französischen Dame, die sich keinen Rath wußte, zum Dollmetscher diente und endlich in die Sct. Moritz-Kapelle (Museum), wo ich bei der Betrachtung der altdeutschen Bilder mit aller Muße verweilen konnte.

München, den 26. August.

Vorgestern um 6 Uhr Morgens war ich in dem freundlichen Donauwörth und um 11 Uhr Vormittags in Augsburg. Die Tessaris konnten mir keine Wechsel nach Italien geben und wiesen mich an Herrn v. Schäzler, bei welchem ich ein Accreditiv an Torlonia empfing. Die ruhige Gewandheit, der Takt und die Gefälligkeit des Herrn v. Schäzler waren bewundernswerth. Nach Tische bestieg ich um 3 Uhr den Dampfwagen, kam um 5½ nach München und um 6 Uhr in die Theresienstraße mit einem Fiaker. Franz war glücklicher Weise zu Hause und sah zum Fenster heraus. Er hatte mich schon seit mehreren Tagen mit dem Regensburger Eilwagen erwartet, erkannte mich bald an meinem frohen Winken und kam eilig die Treppe herab. Auf dem Hausflur umarmten wir uns mit größter Freude und Rührung. Gestern den 25. wurden viele Geschäfte abgemacht und zwar in der froheſten Stimmung. In der Klinik besuchte ich Ringseis und war mit ihm, Schlotthauer und Ströber bei Fräulein Linder zu Tisch. — Heute war ich bei Görres und wurde von ihm mit der neuesten Schrift über den Kölner Dombau beschenkt. Dann wohnte ich in der Universität dem Schluß einer medicinischen Promotion mit bei, wobei Ringseis als Dekan im alten Costüm fungirte, worauf wir

mit ihm zu Mittag im Bazar speisten. — Um 4 Uhr will ich mit dem lieben Sohn endlich nach Süden abfahren.

Innsbruck, den 28. August.

Durch den Fürstenrieder Wald gelangten wir bald nach Starnberg, wo am andern Seeufer das freundliche Leoni herüberblickt, welches uns im vorigen Jahr mit Phillips und Jarke einen so schönen Aufenthalt gewährte. Gegen Abend stellte sich starkes Wetterleuchten ein und bei Weilheim zog ein heftiges Gewitter auf, das sich, als der Postwagen (um Mitternacht) in der Stadt eben stille stand, mit einem furchtbaren Schlage und starkem Platzregen entlud. Weiter gings über Murnau, wo die Gebirge anfangen, und Partenkirchen nach Mittenwald, dem letzten bayerischen Ort. In Scharnitz, dem Oesterreichischen Grenz-Zollamt, wurden wir sehr milde behandelt. Tirol macht einen angenehmen Eindruck. Oben in Seefeld wurde ein Frühstück eingenommen. Dann fuhren wir den hohen, langen Berg hinunter ins schöne Innthal nach Zierl und längs des Flusses und der Martinswand nach Innsbruck, wo wir nach 2 Uhr ankamen und im „Löwen" den guten Phillips, seine Gemahlin und Frau Baronin v. G. (die sich der Reisegesellschaft anschließen wollte), sowie die beiden Freiherrn v. Ketteler vorfanden.

Botzen, den 31. August.

Man glaubt hier in Italien zu sein und in der That kommen in diesem warmen Thal Dinge vor, die sich kaum in den südlicheren Thälern finden. Die Hitze ist im Sommer gewöhnlich so groß, daß die reicheren Familien sich auf den Ritten in kleine Villen flüchten, wohin heute auch Phillips und unsere Damen zum Baron Giovanelli gegangen, zu Esel geritten und geschleift worden sind. Zu den Kastanien, Maulbeeren und Reben treten hier noch die Feigen; hier und da sieht

man selbst Cypressen und Granaten zum Vorschein kommen. Die Laubengänge des Weinstocks bedecken den größten Theil der Thalebene und der Bergabhänge dergestalt, daß sie von Oben angesehen üppigen Wiesen gleichen. Heute Morgen machte ich mit Franz einen Spaziergang durch die kleinen mit Mauern eingefaßten viottoli auf eine nördlich gelegene Anhöhe, die ohne Zweifel die schönsten Umgebungen darbot, die ich bisher in Tirol gesehen. Wir übersahen den ganzen Bergkessel, das herrliche Thal mit der Stadt und den vielen einzelnen Landhäusern, an den Abhängen der Berge eine Menge Dörfer, Burgen, Kirchen, Kapellen und Ruinen, das Eisack- und das Etsch-Thal, die hier zusammenkommen. Viele kleinere Bäche brausen von der Höhe hernieder und der südliche, mildere Charakter der Gebirge, die südliche Flora, der Epheu von wunderbarer Frische und Ueppigkeit die Mauern überall überziehend, an denen häufig kleine Eidechsen hinaufliefen — dies Alles gewährte ein wunderbares Bild. Die Hitze war erträglich, da der Himmel mit einem sanften Flor überzogen war, der jedoch der Sichtbarkeit der Gegenstände keinen Eintrag that.

Meran, den 1. September.

Die Gegend von Meran hat nicht ganz den südlichen Charakter von Botzen; Wein und Früchte reifen hier auch später und die Luft ist im Allgemeiner kühler. Bei unserer Ankunft blies ein ziemlich kühler Wind uns Staub und Regen ins Gesicht. Man müßte Botzen nicht zuvor gesehen haben, um hier die ganze Herrlichkeit der Gegend empfinden zu können. Nirgend habe ich den blühenden Epheu so üppig und schön gesehen als an den Mauern des alten Schlosses Tirol und an den alten Stämmen der Nuß- und Kastanienbäume hierselbst. Um 4 Uhr fahren wir wieder „col Stellwagen“, wie gestern eine

alte Italienerin sagte, nach Botzen zurück und hoffen noch einmal die schöne Ruine Siegmundskron zu sehen, die schon gestern unsere Bewunderung erregte.

Verona, den 4. September.

Am 2. September bestiegen wir um 5 Uhr Morgens das Cabriolet eines sehr bequemen Stellwagens und hatten einen schönen Morgen und einen guten frohen Tiroler zum Fuhrmann. (Er gab Almosen unter Weges.) Die Etsch war unsere stete Begleiterin, Kaltern und Tramino sahen wir zur Rechten und die Straße schlängelte sich fortwährend in dem Thale zwischen den Bergen fort. In Neumarkt gesellte sich den wenigen Passagieren noch ein alter Landmann mit seinem kranken, 14jährigen Sohne bei. Als wir in Salurn gegen 10 Uhr anlangten und unserer Fastenspeise (am Freitage) harrten, trug jener Landmann seinen fast leblosen Knaben aus dem Wagen und einige Minuten später verschied dieser auf dem Hausflur vor unseren Augen. Auf die Passagiere machte dieser plötzliche Todesfall keinen angenehmen Eindruck; die Leiche wurde sofort von dem armen Vater ins Spital gebracht. — Weiter sahen wir auf dem Wege viele Trauerweiden mit lang herabhängenden Zweigen an der Straße stehen. In San Michele wurden die Gesichter immer mehr italienisch (più feroci), Häuser, Sitten und Lebensweise desgleichen. Um 3 Uhr waren wir in Trient, wo wir nur eine Stunde verweilten. Das Concil ist zum Theil in der Domkirche, zum Theil in Santa Maria abgehalten worden. In der ersteren, die byzantinisch gebaut zu sein scheint, fielen mir die schlechten Bilder und die elende Kanzel auf. Trient ist schon ganz italienisch und erregte mir einige Beklommenheit, die sich auch bis Roveredo nicht verlor. In dieser pittoresken und nicht geringen Stadt waren wir noch vor 7 Uhr

und wohnten zur Nacht al cavallo bianco (im weißen Roß), eingeschlossen von malerischen Bergen und italienischen Häusern. Beim Abendessen wurden wir mit einem Veroneser Vetturino einig, der uns am folgenden Tage nach Verona brachte. Um 5 Uhr Morgens fuhren wir von Roveredo aus, kamen bald über den Slavino di Marco, eine schauerliche Einöde, wo in Folge eines Bergsturzes nichts als graue Steine und Felsblöcke zu sehen; weiterhin war die enge Straße meistens von langweiligen Mauern eingeschlossen, über welche die gelsi (Maulbeerbäume) und vigne (Weinstöcke), zuweilen auch ein Feigenbaum, hervorragten. Um 9 Uhr waren wir in Borghetto, einem kleinen Ort, wo wir in der Kirche einer Leichenfeier beiwohnten und in dem schmutzigen Albergo ganz auf italienische Weise eine Collazion einnahmen. Zwei Landleute (Seidenspinner) erzählten viel von dem Bischof von Verona (Pietro Aurelio Muti), den sie „un santo, un bravo" nannten. Unterhalb Borghetto werden die Berge niedriger und nackter und zuletzt fingen sie an, uns zu langweilen. Der Monte Baldo, mit seiner in einer Felsengrotte steckenden Wallfahrtskirche, war doch merkwürdig, ebenso wie weiterhin ein Theil des Schlachtfeldes von Rivoli, schon in Italien, wohin man ganz unmerklich gelangt, da die Grenze zwischen Tirol und dem Stato Veneto durch Nichts bezeichnet ist und auch der Anblick des Landes und die Bewohner keine Veränderung zeigen. Ueberhaupt macht der Eintritt in Italien von dieser Seite keinen erfreulichen Eindruck, wenn man soeben das schöne Tirol verlassen hat. Die Berge erscheinen einförmiger, die Maulbeerbäume und der Weinstock wachsen dürftiger, der Boden ist steinig und unergiebig. Doch kommen die Cypressen häufiger und höher vor. Eigentliche Dörfer sahen wir nicht mehr; die luoghi oder paesi, welche man allenfalls als Dörfer betrachten könnte, hatten enge Straßen mit

schlechten aber ziemlich hohen steinernen Häusern, die dicht beisammen standen. Durch die Chiusa, eine krumme, von nackten Felsen eingefaßte Schlucht, in welcher nur die Etsch und die Landstraße Raum haben, gelangten wir in die Ebene und erblickten schon nach 3 Uhr von fern auf den Anhöhen die neuen Festungswerke und einige Thürme von Verona, und je mehr wir uns dieser Stadt näherten, desto mehr nahm auch wieder der Boden an Fruchtbarkeit zu. Gärten oder Wälder von Maulbeerbäumen, deren jeder von Weinstöcken umrankt ist, die ihre Trauben bis von den Wipfeln herabhängen lassen, faßten beständig die Landstraße ein. In der torre di Londra, wo wir einkehren wollten, schien uns der Preis für das Zimmer zu hoch, daher wir uns von dem Vetturin in die Aquila nera fahren ließen, wo wir, ungeachtet des räuberischen Namens, für das halbe Geld ein gutes Zimmer bekamen. —

Unser erster Ausgang führte uns in die weltberühmte Arena, die einen großen unbeschreiblichen Eindruck macht. Keine Beschreibung ist im Stande, eine genaue und genügende Vorstellung von diesen Bauwerken des alten Römerthums zu geben. Auf der Piazza Signorile, neben den prächtigen Grabmälern der Herren della Scala, ergötzte uns des Abends bei Sternenschein vor einem Kaffeehause ein blinder Guitarrenspieler, der mit schöner Tenorstimme italienische Lieder sang, die sich auf die Herrlichkeiten Verona's bezogen. Ueberall sieht und hört man hier, daß man wirklich in Italien ist. Alles ist anders und Vieles besser und schöner als bei uns. Manches aber auch nicht! Morgen will ein Servitore di casa uns noch die anderen Herrlichkeiten zeigen.

Den 5. September.

Die entfernteste und zugleich die schönste Kirche in Verona ist die uralte Basilika di S. Zenone maggiore. Größe, Majestät, Alterthum und Schönheit vereinigen sich hier zu einem unvergleichlichen Ganzen. Der Anblick vom Hauptportal bis hinter den Hochalter (wo 3 Bilder Mantegna's prangen) ist wahrhaft imposant, die Bogen und verhältnißmäßig kurzen aber schönen Bündelpfeiler machen den angenehmsten Eindruck. Zuletzt sahen wir noch St. Georgio, wo das Titularbild von Paul Veronese sehr schön. Das lieblichste und ansprechendste Bild befand sich aber auf einem Seitenaltar zur Linken, von Hieronymus de Libris, eine heilige Jungfrau mit dem Kinde, unter einem Citronenbaum sitzend, St. Augustin und Laurentius Justinianus zur Seite, unten drei musicirende Engel von wahrhaft himmlischem Ansehen. Dieses Bild verdient den Namen Gioiello della chiesa, den ihm Lanzi gibt.

Venedig, den 9. September.

Den dritten Tag in Verona brachten wir bloß mit Revidiren des schon Gesehenen zu und am vierten (den 7. September) reisten wir mit demselben Vetturin, vereint mit den Reisegefährten, die unterdessen angekommen waren, schon um 4 Uhr Morgens ab. Die Gegend zwischen Verona und Padua ist allerdings ein Garten; aber die Straße (heiß und staubig) ist sehr einförmig und bietet, wenn man Montebello und die Ruinen der Burg Montecchio passirt ist, fast nur zu beiden Seiten Maulbeerbäume mit Weinguirlanden, Maisfelder, zuweilen auch Pappeln und Weiden dem Auge dar, eine Einförmigkeit, die am Ende ermüdet und nur durch städteähnliche luoghi, die Aussicht auf die fernen Euganeischen Hügel und mehrere Villen, eine Unterbrechung erleidet. In Vicenza, wo wir zu Mittag eintra-

fen, waren, mit Ausnahme der wenig merkwürdigen Corona, alle Kirchen geschlossen und genau betrachteten wir nur den von Palladio erbauten Palazzo publico, wo ich Bekanntschaft mit einem böhmischen Landsmann (aus Trautenau) machte, der seit Kurzem als Kerkermeister angestellt war und viel über die schlimmen Gesellen klagte. Ein unverschämter Cameriere hätte uns beinahe in eine ärgerliche Stimmung gebracht. Beim Eintritt wie beim Austritt aus der Stadt mußten die Passaporti vorgewiesen werden und dieses ewige Präsentiren der Pässe wiederholte sich späterhin (wie durch ganz Italien). Gegen 7 Uhr kamen wir nach Padua und gingen noch denselben Abend „al Santo“, d. i. zu St. Antonio, mußten jedoch, da die Kirche eben geschlossen wurde, sogleich wieder umkehren. Das finstere, eng und schlecht gebaute, obwohl große Padua sticht sehr gegen das schöne Verona ab. Die Kirche St. Antonio ist ein höchst merkwürdiges, aber schwerfälliges und im Ganzen keineswegs schönes Gebäude. Wir verrichteten darin am andern Morgen (Mariä Geburt) unsere Andacht und hatten uns von Seiten des Klerus vieler Zuvorkommenheit zu erfreuen. — Ungefähr 7 Meilen hinter Padua hielten wir in Dolo eine Collazione und hatten auch hier, wie auf dem ganzen Wege vielfältige Gelegenheit, Beobachtungen über Eigennutz und Habsucht anzustellen. Dieser beständige Defensionskrieg gegen Vetturini, Facchini, Camerieri und Osti kann in der That dem Fremden, der noch nicht daran gewöhnt ist, das Reisen in Italien sehr verleiden. In Fusina angelangt, und noch weit vorher, wurden wir noch von Gondolieri überfallen, von denen endlich zwei in einer kleinen schwarzen Barke bei ziemlich bewegter See uns nach einstündiger Fahrt nach Venedig brachten, dessen Thürme und Kuppeln wir schon auf dem festen Lande gesehen hatten. Anstatt in den ihnen bezeichneten Gasthof, führten uns die

Gondolieri zum Lion bianco am Canale grande und, als wir dort nicht aussteigen wollten, in die Europa, wo wir mit Mühe gegen sehr hohen Preis sehr unbequeme niedrige Zimmer im dritten Stock erlangten. Mich hatte die Reise, die Streitigkeiten mit der gentaglia, Zahn- und Kopfschmerz so abgespannt, daß wirklich der großartige Anblick von St. Marco dazu gehörte, um mich einigermaßen aus meiner Lethargie zu bringen. Ein theueres Souper stillte zwar Hunger und Durst; die nöthige Nachtruhe wurde aber durch Kanonenschüsse, große Hitze, Zanzare (Mücken), Mäuse und schlechte Luft (Gestank der Canäle) gestört.

Venedig, den 13. September.

Die außerordentliche Lage dieser großen Meeresstadt, einzig in der Welt, mit ihren vielen herrlichen Kirchen, Kuppeln, Thürmen, unzähligen Palästen, 306 Brücken, Inseln, Canälen und Gäßchen, (worin oft kaum 2 bis 4 Personen neben einander gehen können), vor Allem aber die reichen Kunstschätze wären geeignet, den Geist in eine Art von Trunkenheit zu versetzen, wenn man nicht glücklicher- oder unglücklicher Weise auch mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen hätte, durch welche ein gewisses Gleichgewicht hergestellt wird. Zuvörderst muß jede Bewegung und jedes Wort bezahlt werden und die Hand beständig in der Tasche sein. Die Facchinis, Kellner, Gondolieris u. s. w. wissen den Fremden durch ihre Verschmitztheit völlig in ihr Netz zu ziehen und man entgeht ihnen auf keine Weise. An Bettlern ist Ueberfluß. Die kleineren Canäle, durch welche man beim Besuch der Merkwürdigkeiten meistens in den schwarzen Gondeln fahren muß, sind eng, schmutzig, stinkend und oft finster. Der größte Theil der Stadt, besonders am äußeren Umfange ist in tiefstem Verfall, halb oder ganz Ruine. Valery hat

Recht, wenn er Venedig einen Leichnam nennt, dessen Extremitäten abgestorben sind und worin nur noch das Herz (die Gegend um den Marcusplatz) lebendig pulsirt. Die Schwierigkeit der Communication hat, ungeachtet der schönen Ansichten, etwas Beengendes. Der Eindruck des Ganzen ist höchst poetisch; die Marcuskirche hat man ein Gebäude aus Tausend und Einer Nacht nicht mit Unrecht genannt. Der Stempel der Vergänglichkeit aber, der Allem aufgeprägt ist, die ruinirten Marmorpaläste, der überall sichtbare Verfall, mit einem Wort, das Cadaveröse, in welchem sich eine rührige und gierige Bevölkerung bewegt, hat etwas tief Melancholisches. In den ersten Tagen besonders habe ich mich meistens sehr beklemmt gefühlt und ohne die Betrachtung der Kunstwerke würde ich schwermüthig geworden sein. Dazu kam, daß unsere Wohnung die unbequemste war, die ich bisher auf der ganzen Reise gehabt. Wollte man aus den niedrigen Fenstern die Aussicht auf S. Giorgio maggiore den Hafen und S. Maria della Salute genießen, so mußte man sich auf die Kniee niederlassen. Zanzaren, Wanzen und Mäuse bewohnten mit uns die unbehaglichen und engen Gemächer. In Mitten aller Herrlichkeiten mußte man eine Art von beständiger Askese üben und erst seit vorgestern habe ich mich ruhig und geduldig in die Umstände gefügt. Das stete Leben auf der Straße, in der Gondel und in den Kaffeehäusern und Restaurationen hat das Gute, daß man am Tage wenig in „Europa“ ist. Der Wechsel von Gegenständen, die man sieht und besonders das viele Schöne, welches die Kunst überall darbietet, läßt auf die Dauer keinen Verdruß aufkommen, indessen fange ich an, mir zuweilen die Einsamkeit meines Zimmers und eine ernste Beschäftigung zu wünschen. Das Beste, was man thun kann, ist, die heilige Messe in St. Marco hören. Morgen, so Gott will, reisen wir endlich ab; doch

dauert der Regen noch fort und das Meer scheint sehr bewegt zu sein.

Bologna, den 17. September.

In der letzten Nacht, die wir in Venedig zubrachten, steigerte sich Wind und Regen zu einem wahren Sturm und die Schleußen des Himmels schienen weit geöffnet zu sein. Schon Abends blitzte es fortwährend über den Lagunen. Noch am Morgen hörte man heftige Windstöße und ein donnerähnliches Tosen des Meeres. Selbst unter unseren Fenstern war das Wasser sehr bewegt. Wir zweifelten, daß die Ueberfahrt nach Fusina würde geschehen können, und unser Cameriere nannte das Unternehmen nicht bloß pericoloso, sondern pericolosissimo. Nachdem indeß zum letztenmal in der Marcuskirche die heilige Messe gehört und in unserm deutschen Kaffeehaus gefrühstückt worden, auch die übertrieben hohe Rechnung in der „Europa" bezahlt und die gentaglia mit Trinkgeldern befriedigt war, empfahlen wir uns nochmals dem gnadenreichen Stern des Meeres und bestiegen dann (um 7 Uhr) vertrauensvoll die Barke unseres wackeren und schönen Gondoliere (Giuseppe Panada), der uns schon so oft gerudert hatte und wie gewöhnlich heiter und unerschrocken erschien. Unterdessen hatte sich der Sturm etwas gelegt, Wind und Regen aber dauerte fort. Als wir in die offene Lagune kamen, wurde ein Segel aufgespannt und dann hatten die 4 Ruderer, die sich in den Canälen noch sehr anstrengen mußten, nicht viele Mühe mehr, um uns nach einer halben Stunde in Fusina ans Land zu setzen. Bei der dortigen Douane wurden wir nicht aufgehalten, da Phillips vom Polizeiminister empfohlen war. Wagen und Pferde warteten daselbst und mit leichtem Herzen fuhren wir mit einem Würtemberger Justizreferendar, der uns in Venedig viel Gesellschaft

geleistet, wieder nach Padua, wo wir bald nach Mittag ankamen. Hier war uns noch so viel Zeit vergönnt, um bei Pedrocchi Kaffee zu trinken, die merkwürdige alte Kirche ai Eremitani (wo schöne alte Fresken von Mantegna) und dann, als die Krone alles Sehenswürdigen, noch das nahe dabei liegende Oratorio della Nunziata all' Arena, eigentlich eine kleine hohe Kirche, zu besuchen, wo an den Wänden die noch am besten erhaltenen herrlichen Fresken von Giotto zu sehen sind. Am folgenden Tage hielten die Gelehrten (ich glaube die Naturforscher) ihren Congreß in Padua, das Caffeehaus wimmelte bereits von diesen Gästen und auch wir waren schon am Thore für solche „Dotti" gehalten worden. Von Padua wendeten wir uns nach Süden und die Gegend wurde schöner und freundlicher. Wir kamen an vielen schönen Villen vorüber, unter welchen besonders die im gothischen Stil erbaute Vileggiatura del Duca di Modena, weiterhin das auf einem Berge liegende stattliche Castello desselben Herrn und hie und da auch einige Ruinen einen hübschen Anblick gewährten. Ich saß mit Franz im Cabriolet und trotz des Regens, der den ganzen Tag anhielt, war die Fahrt sehr angenehm. Vor uns hatten wir beständig die Euganeischen Berge, an deren Fuß das pittoreske Monselice mit seinem alten Bergschloß (eine der schönsten Ruinen) liegt. In diesem Ort fanden wir ein treffliches Nachtquartier und einen freundlichen Wirth. Mit dem Vetturin waren die Kosten für Pranzo und Dormire accordirt worden.

Den 15. September, als wir das freundliche Monselice verlassen hatten, wurde der Weg langweiliger. Je näher den Flüssen, die wir jetzt passiren mußten, desto schlechter und nässer wurde die Straße. Auf einer Fähre setzten wir über die Etsch und einige Stunden später über den Pò, der hier so breit, als die Donau bei Wien und sehr angeschwollen erschien. Die Fähre

von Francolino brachte uns über den Strom auf das päpstliche Gebiet und zwei Stunden später zogen wir in Ferrara ein, wo wir ein erträgliches Unterkommen fanden und noch den merkwürdigen alten Dom (innerlich geschmacklos renovirt) und das alte Schloß besehen konnten.

Die Gegend zwischen Ferrara und Bologna muß wegen des sumpfigen Bodens und der vielen Gräben sehr ungesund sein. Der Weg in der einförmigen Pianura ist ziemlich langweilig, wenn man auch beständig in einem Garten oder einem sumpfigen Park zu fahren meint. Ein kleiner Fluß (Reno) hatte Dämme durchbrochen und auf einer großen Strecke eine solche Ueberschwemmung veranlaßt, daß wir auf beiden Seiten der Straße ganz von Wasser umgeben waren. Wir passirten keine einzige Stadt und nahmen in einem villaggio bei einer guten Kaffeewirthin ein kleines Frühstück, deren Hauptbestandtheil köstliche Trauben bildeten, ein. Schon nach 1 Uhr erblickten wir auf einem Berge die Kirche der Madonna di San Luca und nach 2 Uhr waren wir in Bologna. Unser Vetturin, mit welchem wir vorzüglich zufrieden waren, brachte uns in die Aquila nera. Nach einem guten Pranzo machten wir einen Gang durch einen Theil der Stadt, sahen die Piazza del Nettuno, die schiefen Thürme Asinelli und Garisenda, und besuchten die Kirchen San Petronio, San Bartholomeo und ai Servi, wo ein Priester des Klosters sich zu uns gesellte und mit größter Freundlichkeit die Kirche und das Kloster zeigte.

Den 17. September.

Bologna gefällt mir wohl und ich befinde mich hier viel zufriedner als in Venedig. Die Menschen haben ein gutmüthiges, wohlhäbiges Aussehen, eine gewisse Aufrichtigkeit und Einfalt in ihrem Wesen, weniger geistreiche, aber treuherzigere

Physiognomien, während die Gesichter in Venedig häufig an List und verschmitzte Spitzbüberei erinnern und dabei etwas Kaltes haben. Bologna ist eine große und schöne Stadt (70,000 Einwohner) ohne großes Gewühl, mit geräumigen Straßen, vielen schönen Säulengängen, aber wenigen Plätzen. Die vielen Thürme und die nahen, mit Kirchen und Villen gekrönten Anhöhen tragen viel zur Verschönerung bei. Wir haben heute fast zu viel gesehen. In der Kirche betet und singt das Volk, selbst die Bettler und Kinder, lateinisch, was sie freilich leicht verstehen können. Ein Abendsegen in einer Marienkapelle war recht erbaulich.

Florenz, den 20. September.

Heute um 4 Uhr Nachmittag sind wir mit einem trefflichen Vetturin hier angelangt und gestern um 6 Uhr Morgens von Bologna ausgefahren. Nur wenige Miglien fuhren wir an den Bolognesischen Hügeln und Villen vorüber und bald führte uns die Straße in das Apenninische Gebirg hinein, welches hier im Allgemeinen einen sterilen, rauhen und unwirthbaren Charakter hat. Fünfmal wurden gestern weiße Ochsen und zweimal ein Pferd unserem Wagen vorgespannt und noch vor Mittag waren wir so hoch gekommen, daß man zur Linken das adriatische Meer in großer Ausdehnung erblicken konnte. Oefters sahen wir in tiefe Bergkessel hinein, die wegen der nackten, steinigen Beschaffenheit ein zwar malerisches, aber sehr unfruchtbares Ansehen hatten. Zu Mittag wurde in einem kleinen Orte (Lojano) eine Collazion genommen. Nachdem wir dann noch ungefähr eine deutsche Meile weitergefahren, kamen wir an die Toscanische Dogana, wo die Pässe visirt wurden, und eine milde, oder eigentlich gar keine Visitation stattfand, und nun ging es immer höher und höher das Gebirg hinan. In den unteren Regionen

gibt es noch kleine Kastanienwälder, kleinblättrige Eichen, Ulmen und Pappeln, höher hinauf nimmt die Vegetation immer mehr ab, man sieht nur noch niedriges Gestripp, die Kastanie und Eiche wird zum Strauch, und verliert sich endlich ganz, bis zuletzt nur noch schwarzes Gestein, Gerölle und einzelne dunkle Kegel, wie ausgebrannte Krater, dem Reisenden entgegenstarren. Die Luft wurde empfindlich kalt und am Himmel zogen bei heftigem Winde drohende Wolken auf. An der Straße sieht man große Pfähle aufgerichtet, die im Winter, wenn Alles in Schnee begraben liegt, als Wegweiser dienen. In der Nähe von Pietra Mala, einem Oertchen, das nur aus wenigen Häusern besteht, sahen wir eine Flamme aus der Erde steigen, welche, von unserem Vetturin un piccolo volcano genannt, beständig brennen und bei Regenwetter eine besondere Größe erlangen soll. Gegen Abend, als die Gegend immer öder, der Himmel trüber und die Luft noch kälter geworden war, kamen wir in unserem Nachtquartier an, nämlich im Posthause zu Covigliajo, einem Orte, der kaum 10 Häuser zählt. Die Wohnung und Verpflegung war für erstarrte Wanderer in dieser unwirthbaren Gegend noch über alle Erwartung gut. Die große Müdigkeit bewirkte, daß wir gut und lange schliefen, obgleich die Nacht sehr stürmisch war, Blitz und Donner die Oede noch schauriger machten, und der Regen sich in Strömen ergoß. Am Morgen bemerkten wir, daß der Sturm unser Fenster geöffnet hatte und konnten uns nun erst das Geheul und Geklapper während der Nacht erklären. Während des Frühstücks ließ der Regen nach und guten Muthes wurde heute gegen 7 Uhr die Gebirgsreise fortgesetzt. Die Gegend hatte Aehnlichkeit mit dem Slavino di Marco bei Roveredo, der Weg, die Felsentrümmer, die zackigen Kegel, Alles sah wie verbrannt und dunkel aus. Im Thale, tief unter uns, zogen weiße Wolken dahin, der ganze

Himmel war trübe und bedeckt (tempo chiuso). Bald fuhren wir in einen so dichten Nebel hinein, daß man kaum 20 Schritte vor sich sehen konnte, und kaum hatten wir diesen hinter uns gelassen, als wieder ein italienischer Regen, (d. h. ein heftiger, anhaltender Platzregen) folgte. Dieser hielt so lange an, bis wir die südliche Seite des Apeninns heruntergefahren waren, und dann wieder zu unserer Freude eine bessere Vegetation — schöne Cypressen, Kastanien, Ulmen, Reben und Oelbäume — in der Nähe von hübschen Villen fanden. Mit den letzteren waren häufig die Berge und Hügel gekrönt. In einem Wirthshause an der Straße genossen wir zu Mittag Butterbrod, Wein und Kaffee, und nachdem der letzte Vorspann entlassen war, sahen wir, immer sanft und schnell herabfahrend, in einem weiten von Bergen umschlossenen Thale unzählige weiße Villen und in der Mitte das schöne Florenz, vor Allem Brunelleschi's hoch ragende Kuppel von Santa Maria del fiore, die ich schon beim ersten Anblick nach Bildern und Beschreibungen ganz richtig erkannte. In die Stadt gelangt, fanden wir nahe am Palazzo vecchio in der Via Vacchareccia eine schöne Privatwohnung, die mir in Venedig von zwei reisenden Deutschen empfohlen worden war. Ich bewohne mit Franz zwei gut meublirte Zimmer, Phillips und die Baronin haben 4, und für diese 6 Piecen werden täglich 12 Paoli bezahlt.

Florenz, den 22. September.

Das schlechte Wetter dauert noch fort, der Himmel ist fast immer grau und täglich wiederholen sich die Regengüsse. Wohl uns, daß wir in Florenz sind und eine gute Wohnung haben. Bei dieser trüben Witterung kann man wenig sehen, besonders ist sie ungünstig für die Betrachtung der Gemälde. — Der gestrige Tag war fast ausschließlich dem herrlichen Dom

gewidmet. Santa Maria del fiore macht beim ersten Anblick einen gewaltigen Eindruck, besonders wenn man an der Südseite dahingeht, wo die im Jahre 1830 in der Nische eines Palastes errichtete Statue Brunelleschi's sinnend auf die Kuppel blickt. Nicht so mährchenhaft orientalisch und sonderbar wie St. Marcus in Venedig, aber größer und schöner erscheint diese Blume unter den Kirchen. Das Mosaikwerk, das dort im Innern prangt, ist hier mehr nach Außen gewendet, und vorzüglich am Campanile, dem schönsten Glockenthurm in Italien und vielleicht in der ganzen Welt, bringt der wohlthuende und sinnvolle Wechsel von weißem (gelben), schwarzem und rothem Marmor, mit den schlanken Säulen, Basreliefs und meisterhaften Standbildern in den Nischen des zweiten Stockwerkes eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Wir stiegen 418 steinere Stufen bis zur höchsten Galerie dieses wundervollen Gebäudes hinauf und sahen nun auf einmal rings umher und tief zu unseren Füßen die große prächtige Stadt mit ihren Thürmen, Kuppeln, Palästen und Kirchen ausgebreitet, den Arno, der sie stolz durchströmt, die fruchtbare Thalebene, welche sie umgibt, die schönen Berge, welche mit ihren von unzähligen Villen bedeckten Abhängen den ganzen Horizont umkränzen. Dies Panorama schien mir ebenso schön, wo nicht noch schöner, als das auf dem Campanile von S. Marco. — In der Kirche imponirt das majestätische Schiff, welches fast nur als Vorhalle dient, während unter der gewaltigen Kuppel in drei großen Chören oder Kapellen, von denen jede wieder 5 kleinere hat, der eigentliche Gottesdienst gefeiert wird. Tritt man aus der Kirche, so erscheint vor derselben das weltberühmte Battisterio di S. Giovanni mit den drei ehernen Pforten (von welchen die mittlere und größte dem Michel Angelo als die Pforte des Paradieses erschien) nicht weniger wundervoll und vielleicht noch ehrwürdiger

als die Kirche selbst. Es war interessant und rührend für uns, in diesem Baptisterium, dessen erster Ursprung ins sechste Jahrhundert hinaufreicht, der Taufe eines Kindes mit beiwohnen zu können. — Heute haben wir San Lorenzo besucht, wo im Chor das prächtige Mausoleum der großen Medicäer ist. Dann gingen wir nach San Marco, jenem in der Kunstgeschichte verewigten Dominikanerkloster, worin il beato fra Angelico da Fiesole und Fra Bartolomeo della Porta gelebt und gemalt und endlich noch zu Santa Maria Novella, die Michel Angelo seine Braut genannt. Die Fresken des Fra Angelico im Kreuzgang, im Capitelsaal, auf dem Corridor und in den Zellen von S. Marco beschäftigten mich dergestalt, daß ich nichts Anderes mehr mit Aufmerksamkeit betrachten konnte.

Florenz, den 23. September.

Abends ging ich zu dem alten, deutschen Maler und Kupferstecher Metzger, an den ich von Ringseis empfohlen war. Ein merkwürdiger alter Mann, der seit 40 Jahren in Florenz lebt, mit langem weißen Bart, ein Birett auf dem Kopfe — wie man ungefähr Leonardo da Vinci abbildet. Der Empfang war herzlich und ungezwungen und die Unterhaltung gut, und gab über Florenz manche interessante Aufschlüsse. Merkwürdig sind die eingetretenen Veränderungen, selbst des Klimas. Vor 40 Jahren, als Metzger hierher kam, blühten die Mandelbäume zu Anfang, jetzt zu Ende Februars; damals hatte man noch viele papierne Fenster; in den Zimmern und Höfen war Alles auf die Abhaltung der Sonne eingerichtet; jetzt sucht man Licht und Wärme herbeizuziehen und im Winter können die Fremden in ungeheizten Zimmern kaum aushalten. Der Winter stellt sich auch viel früher ein. Traurig ist die Abnahme der Kunstschätze, vorzüglich in Folge der Französischen Revolution. Ehe-

mals gab es in Florenz sehr viele reiche Privatsammlungen, jetzt nur noch eine einzige, die dem Verkaufe nicht entgehen wird. Was nicht geraubt wurde, haben die verarmten Familien an Engländer, Russen u. s. w. verkaufen müssen. Auch die Villen, ehemals reich geschmückt, sind jetzt leer. Hunderte von alten, schön geschnitzten und dick vergoldeten Rahmen sind verbrannt worden, um daraus einige Gran Gold zu gewinnen. Ebenso sind nach der Aufhebung vieler Klöster die Bücher, Miniaturen u. s. w. verschleudert worden. Der Verlust ist weder zu berechnen, noch zu ersetzen. Ein Wunder, daß unter diesen Stürmen der jüngsten Zeit die Bruderschaft der Misericordia (welche jetzt noch 600 Mitglieder zählt) nicht auch zu Grunde gegangen. Was mir Metzger von derselben erzählte, ist der Bewunderung werth!

Florenz, den 24. September.

Heute besuchte ich das Archispedale di Santa Maria nuova, eines der ältesten und berühmtesten Krankenhäuser. Der Soprintendente, Professor Betti, welcher sehr beschäftigt war, empfing mich artig und ließ mir „tutto lo spedale". zeigen. Das schöne Gebäude besteht aus zwei Hauptabtheilungen für Männer und Frauen, mit verschiedenen Eingängen. Die Säle gleichen sehr langen und sehr breiten Corridoren, deren gewöhnlich mehrere in einen Mittelpunkt zusammenstoßen, so daß man auf einmal eine große Menge Kranke übersieht. An den Enden befinden sich hier und da Glasthüren, so daß viel Luft und Licht hereinkommt. Jedes Geschlecht hat seine medicinische und chirurgische Abtheilung. Der Fußboden besteht aus Backsteinen. Jedes Bett ist mit einem weißen Thronhimmel, ohne Vorhänge, einem zwischenstehenden Tische und einem gedruckten Krankenzettel versehen, auf welchem auch „il temperamento" bemerkt ist. Betten und Kleider waren ziemlich reinlich. Im

Ganzen sind 1200 Betten vorhanden. Die Apotheke ist groß, reinlich und, wie es scheint, sehr einfach. Die männlichen Kranken werden von angestellten Wärtern, die weiblichen von Ordensfrauen (Oblate) bedient, deren sechzig sein sollen. Einige Geistliche (Franziskaner) scheinen sich beständig in den Sälen aufzuhalten. Die Mediciner studiren erst 4 Jahre in Pisa und müssen dann noch 3 Jahre in diesem Spital prakticiren. Hier werden auch die Promotionen gehalten.

Die Galeria Imperiale-Reale in den Palästen degli Uffizj ist die größte Sammlung von Kunstschätzen, die ich bis jetzt gesehen. Mehr als die bald ermüdeten Sinne ertragen können, und dennoch wird man immer wieder durch den Anblick neuer Gegenstände von neuem auf- und angeregt. Die Kirche della Nunziata scheint wegen ihrer inneren Pracht die der schönen Florentiner Welt zu sein. Wir sahen auch den Kreuzgang mit schönen Freskogemälden, worunter über einer Thür die Madonna del Sacco von Andrea del Sarto, die immer mehr verbleicht und vielleicht bald gänzlich zerstört sein wird. Unter den Gemälden im Vestibulum gefällt mir doch Mariä Geburt (von demselben Künstler) am besten. Nach Tische machten wir mit Phillips und unseren Damen in Begleitung der Tochter unserer Wirthin einen schönen Spaziergang in die hügeligen Gärten (Boboli) des Palastes Pitti, die trotz der geschorenen Hecken, modernen Statuen, Bassins und anderer Künsteleien einen großartigen Eindruck machen und viel Abwechslung und prächtige Veduten auf die Stadt und die umliegenden Berge, Klöster und Villen gewähren. Die Vegetation ist der schönste Schmuck dieser Gärten. Wir sahen ungeheure Lorbeerhecken, majestätische Cypressen und Pinien, eine Menge anderer südlicher Gewächse und sogar zwei große Fächerpalmen. — Als wir Nachmittag beim Kaffee saßen, zogen mehrere vermummte

Brüder der compagnia della misericordia mit einer Bahre vorüber.

Florenz, den 26. September.

Das viele Umherlaufen am gestrigen Tage, die ungewohnten Speisen und vielleicht auch die feuchte Luft mochten mir nicht wohl bekommen sein. Die Nacht war unruhig und heute Morgen fühlte ich mich sehr angegriffen. Erst gegen 10 Uhr ging ich (noch einmal) nach Santa Maria Novella, wo wir nach gehörter heiliger Messe die Fresken im Chor von Ghirlandajo und die von Orgagna in der Kapelle Strozzi (Hölle des Dante, Paradies und Gericht) betrachteten, im Kreuzgange nochmals einen Blick in die capella degli Spagnuoli (Fresken von Memmi) warfen und dann die herrliche Facade des ganzen Gebäudes auf dem davorliegenden Platze bewunderten. Von da verfügten wir uns in die Academia delle belle arti, in deren Sälen unglücklicher Weise eine sogenannte Kunstausstellung eröffnet, der größte Theil der alten Gemälde verdeckt, und an deren Stelle eine Menge frisch gefertigter Porträts, Veduten, neumodischer Altar- und Historienbilder (meist Schülerarbeiten) sichtbar waren. Alle Säle waren gedrängt voll Menschen, welche die Neugier herbeigezogen hatte. Eilig durchliefen wir diese geräuschvollen und prahlerischen Räume und gingen dann noch einmal in die nahegelegenen stillen Klostergänge von S. Marco, um uns wiederholt an den frommen und ich möchte beinahe sagen, göttlichen Erzeugnissen des seligen Fra Angelico zu laben. Welch' ein Contrast! Die Kreuzigung im Kapitelsaale mit den vielen Heiligen und Ordensstiftern in Lebensgröße, das große Krucifix und St. Dominicus im Kreuzgange (oben auf dem Corridor kleiner wiederholt), die Verkündigung und dann weiter die Mutter Gottes auf dem Throne von Engeln umgeben, in den Zellen: die Auferstehung mit den schönen Marien, die

Krönung Mariens mit Heiligen, und im unteren Kreuzgange: Christus mit zwei Dominikanern, das Bildniß des heiligen Thomas von Aquin — alle diese schönen Sachen haben wir noch einmal mit Ruhe betrachten können. Man wird dabei unwillkührlich zum Gebet gestimmt. — In der Kirche befindet sich nur noch ein einziges Originalgemälde von Fra Bartolomeo. Niemand weiß, wo Bartolomeo begraben liegt und kein Monument zeigt seine Ruhestätte an. Unter den Fresken, welche die Bogen des einen Kreuzganges zieren, erblickt man das lebensgroße Bildniß des Savanarola, der gleichfalls diesem Convente angehörte.

Florenz, den 27. September.

Der Himmel ist und bleibt trübe, die Luft ist dick und schwer und die verschiedenen üblen Gerüche in den engen Straßen afficirten mich heute sehr unangenehm. Wegen unseres Unwohlseins konnten wir heute nur wenig sehen. Nur Santa Croce und die Galerie degli Uffizj wurden besucht. Und wieviel ist allein an diesen beiden Orten zu sehen! Manches Bild, das bei dem ersten Besuch unserer Aufmerksamkeit entgangen war, wurde entdeckt, und die größten Meisterwerke noch öfter und länger betrachtet. — Jetzt soll ein Vetturin angenommen werden, der uns für schweres Geld in sieben Tagen nach Rom bringen will.

Florenz, den 28. September.

Heute früh war mir besser, allein gegen Abend war bei der dicken, trüben und lauwarmen Luft der Gestank in den Straßen so arg, daß er mir den Athem beklemmte und fast Uebelkeit machte. Später wurde die Luft wieder erträglicher. Dieses Ungesunde und Widrige in der Atmosphäre (Sirocco!) ist eine der stärksten Schattenseiten von Florenz und vielleicht von

ganz Italien. — Wir sahen heute das Museo fisico, wo in prächtigen Sälen, Schränken und Kasten zuvörderst il regno minerale zu schauen mit auserwählten Mineralien; il regno vegetabile enthält meistens nur schöne, aus Wachs geformte Zierpflanzen. Das Thierreich ist am schwächsten bestellt und namentlich die ornithologische Sammlung sehr dürftig. Die Hauptsache bilden die Cabinette mit den anatomischen Wachspräparaten, die in der That vortrefflich zu nennen sind und Alles leisten, was man von ihnen nur erwarten kann. Die Präparate der Knochen, Muskeln und Bänder sind am getreuesten nachgebildet. Auch die Gefäße, das Herz und selbst die größeren Nervenstränge lassen wenig zu wünschen übrig und stehen vielen Injektionen nicht nach, wogegen am Hirn und manchen Eingeweiden sich das Meiste erinnern läßt. — Von den Todten gingen wir zu den schöneren und lebendigeren Gebilden in den Palast Pitti und verweilten noch ein paar Stunden in dieser herrlichen Galerie; später zum letzten Mal zum Dom, ins Baptisterium und in die Kapelle der Misericordia, neben welcher mehrere Brüder höheren und geringen Standes sich in das Gewand der Barmherzigkeit kleideten und dann, da eben ein caso sich begeben hatte, in eiliger Prozession mit der Tragbahre von dannen zogen.

Passignano am See Trasimeno, den 30. Sept.

Gestern am St. Michaelstage um 5 Uhr Morgens fuhren wir im Regen und in der Finsterniß aus Florenz heraus, wo das Wetter uns fast beständig ungünstig gewesen. Der Weg führte im Arnothale durch eine fruchtbare Berg- und Hügelgegend. Gegen 10 Uhr wurde in einer locanda (vor Incisa) eine Collazion genossen. Nachmittag klärte sich der Himmel gegen Südosten auf, während hinter uns sich schwere Gewitter-

wolken thürmten, die jedoch vom Gebirge festgehalten wurden, ohne sich auf uns zu ergießen. Filine, San Giovanni und Levane sind freundliche Städtchen. Die Straße war vortrefflich, obwohl beschwerlich, wegen der vielen Berge. Schon gegen 5 Uhr waren wir im Nachtquartier, einem einsamen Wirthshause (Locanda di Rimaggio) in einer hübschen Apeninnengegend. Es blieb noch Zeit genug übrig, sich dort umzuschauen, obwohl mich heftige Kopfschmerzen belästigten. Bald nach uns traf noch eine Gesellschaft von 17 Comödianten ein, die einen großen Lärm vollführten; später noch ein principe mit Gefolge, der auf den Betten der Vetturins schlafen mußte. Es übernachteten hier überhaupt 37 Personen und wir konnten uns glücklich schätzen, die zwei besten Zimmer erhalten zu haben. Trotz des Spektakels und Hundegebells schliefen wir gut.

Heute erfreute uns wieder der langentbehrte Sonnenschein. Die frische Luft und die herrliche Gegend machte die Fahrt höchst angenehm. Nach 8 Uhr kamen wir bei Arrezzo vorbei, welches sich malerisch am Abhange eines Berges präsentirt. Wir fuhren aber nicht hinein, sondern, wie der Vetturin sich ausdrückte: „Si passa fuori.“ Hier gelangt man in die große Thalebene, welche sich nach Süden zieht und an deren Ende der See Trasimeno liegt. Die Gegend ist äußerst fruchtbar; die Weinlese war noch im Gange; mitunter sahen wir große Oelbaumfelder. Nach 10 Uhr kamen wir in Castiglione an, welches mit seinem hohen Felsenschloß, seinen malerischen Mauern und Häusern auf dem Berge, in Verbindung mit der nahen Bergruine Montecchio, einen schönen Anblick gewährt. Sehr viele Hecken von Granatsträuchen fielen uns hier auf. Zur Collazion blieben wir unten in der Vorstadt, machten aber einen Gang zur Stadt hinauf, wo eben Jahrmarkt war, und zwei Münchener Studenten als Schüler von Phillips sich zu erkennen

gaben. — Nachmittag führte unser Weg uns an Cortona vorbei, welches sich auf der Seite eines hohen Berges bis zum Gipfel hinanzieht. Bald darauf kamen wir wiederum an die päpstliche Grenze, nachdem wir kurz zuvor den herrlichen, von Bergen umkränzten, mit Inseln und Halbinseln versehenen blauen und sehr großen See erblickt. Längs desselben sind wir dann über das Schlachtfeld der Römer und Carthager und über den fiume sanguilento noch bis hierher nach Passignano gefahren, welches dicht am Wasser liegt und gleichsam in den nahen Felsenberg eingehauen, übrigens ein kleiner, unansehnlicher und finsterer Ort ist. Vor dem Schlafengehen machte ich mit Franz noch einen angenehmen kleinen Spaziergang am See.

Spoletto, den 2. Oktober.

Die Nacht in Passignano wurde schlecht genug zugebracht, weil wir wieder von den obengenannten, uns nachgefolgten Comödianten turbirt wurden. Gestern früh fuhren wir zuerst noch ungefähr eine Stunde längs des Trasimen; dann mit Ochsenvorspann die Berge hinauf, und oben an einem alten Römerthurm vorüber, woselbst eine herrliche Aussicht (nur zum Theil durch Nebel beschränkt) sich eröffnete. Durch einen kleinen Flecken mit schönem Schloß (Magione) ging es dann bergab in den fruchtbaren Thalgrund. Bald zeigte sich auf einem der vor uns liegenden Berge die alte und große Stadt Perugia, in welche wir auf vielfach gewundener Straße wieder nur mit Hülfe zweier kräftiger weißer Ochsen mit gewaltigen Hörnern gelangten. — Ein Führer brachte uns, am alten Palazzo pubblico vorüber, zuerst in die Cathedrale, wo die Kreuzabnahme von Baroccio, in die Casa Contestabile, wo Rafaels Vierge au livre, nach San Agostino, wo die meisten Peruginos, in die Casa del Cambio, wo im Saal und in der Kapelle Pietro

Perugino und seine Schüler (angeblich auch Rafael) gemalt, nach der schönen Kirche San Pietro, wo viele treffliche Bilder von demselben Meister, u. s. w. Leider war uns nur kurze Zeit vergönnt und wir durch Contrakt an den Vetturin gebunden. Nach Tische fuhren wir am alten majestätischen Castell vorüber den Berg hinab und erblickten bald in der Ferne die Kuppel von Madonna degli Angeli und nicht weit davon auf dem Berge das malerisch gelegene Assisi. Unten im Thale führte uns eine Brücke zum ersten Mal über den Tiberstrom, und gegen 4 Uhr waren wir bei den Franziskanern in Madonna degli Angeli, wo die große vor mehreren Jahren durch Erdbeben zerstörte Kirche neu wieder aufgebaut ist. In der Mitte der großen Kirche steht das Haus des heiligen Franziscus (Portiuncula), jetzt innerlich und äußerlich kostbar geschmückt und an der Gibelseite neuerdings mit Overberg's Bilde (Indulgenza) bereichert. Wir kamen an diesen heiligen Ort, als darin eben der Nachmittagsgottesdienst begann, bestehend in einem Gebete zum heiligen Franciscus, der Lauretanischen Litanei und dem Tantum ergo. Fra Luigi, ein Bekannter von Phillips und ein anderer Bruder zeigte uns dann die Reliquien in der kleinen Kapelle, wo der Heilige gestorben und die unterirdische, noch kleinere, wo er oft gebetet. Der Bischof von Assisi war eben anwesend.

Gegen Abend fuhren wir noch etwa drei Miglien nach Assisi hinauf, welches am felsigen Berge mit seinen alten Kirchen und terassenförmig über einander geschichteten Häusern von Außen einen unbeschreiblichen Eindruck macht. Erst dann, als wir auf der schlangenförmig sich windenden Straße schon am Thore angelangt waren, wurden Ochsen vor den Wagen gespannt und bei eben anbrechender Nacht ging die Bergfahrt in sehr engen Straßen zwischen schwarzen ruinenförmigen hohen Häusern, wo-

von kaum ein ordentliches Fenster zu erblicken war, so mühselig und anscheinend gefährlich fort, daß uns anfing, bange zu werden. Eine halbe Stunde wurden wir so fortgeschleift, bis weiter oben die Stadt ein besseres Ansehen gewann. Wir hatten auf ein schlechtes Nachtquartier gerechnet, aber die Unlust stieg, als wir, vor der Locanda Tofanelli angelangt, bedeutet wurden, daß kein Platz mehr da und Alles bereits von Römischen Gästen eingenommen sei. Eine Stunde mußten wir in der Dunkelheit noch auf der Straße stehen, bis nach vielen Erkundigungen und Hin- und Herlaufen in einem Privathause ein Unterkommen ausgemittelt war. Dieses (bei Signora Letizia Amoni) befriedigte über alle Erwartung. Wir fanden reinliche Zimmer, sehr gutes Essen und eben solche Betten, vorzüglich aber gute, freundliche Menschen. Die Tochter war die Pflegerin der hier vor einem Jahr verstorbenen Frau des deutschen Malers Ahlborn gewesen.

Heute (Sonntag) früh um 6 Uhr gingen wir zuerst in die herrliche und merkwürdige Kirche San Francesco, wo wir unsere Andacht hielten und lateinisch beichteten. Wir hörten drei heilige Messen, die letzte in der unterirdischen Kirche am Grabe des Heiligen. Die Fresken von Cimabue und Giotto sind zum Theil schon verblichen, mit Ausnahme derjenigen, die sich in der mittleren Kirche über dem Hauptaltar befinden. — Auf dem Marktplatz steht hier ein schöner, antiker Minervatempel, jetzt eine kleine Kirche. — Später besuchten wir den Convent der 24 deutschen Capucinessen, die fast sämmtlich aus Bayern stammen und zuletzt noch Santa Chiara, wo kein Mensch zu sehen war und das Schweigen des Grabes herrschte. Mit dem Gottesdienst, der Stadt und ihren, größtentheils armen aber guten Bewohnern vollständig zufrieden und in einer glücklichen Stimmung schieden wir (leider schon) um 10 Uhr von

Assisi, dem unvergeßlichen! Hinab ging es einen anderen, besseren Weg, auf dem wir lange noch die unvergleichlich schöne Aussicht genießen konnten. Durch Foligno und einige andere Bergstädtchen mit höchst pittoresker Lage gelangten wir (6 Uhr Abends) nach dem hohen Spoleto, das noch schöner, als die anderen Orte gelegen ist. Wir machten noch einen Gang zum Castell, und sitzen nun in dem höchst mittelmäßigen Albergo, um der Ruhe zu pflegen. (Vor Spoleto beschauten wir an der Straße noch den schönen Clitumnustempel, jetzt eine Kapelle, am Abhange eines Hügels und am gleichnamigen Flusse Clitumnus.)

Rom, den 5. Oktober 1842.

Gleich hinter Spoleto geht es, an einem alten Aquädukt vorbei, in rauhe Berge hinein, wo die Cultur aufhört und die Straße sich auf- und abwärts an den Bergwänden hinzieht. Zuweilen wird das Thal sehr eng und wild; die Berge sind meistens grün, mit Sträuchern und hier und da auch mit großen Bäumen (gewöhnlich Eichen) bekleidet. Erst gegen 11 Uhr kamen wir in die freiere Thalebene, in welcher die Stadt Terni liegt, wo die zudringlichsten Bettler uns in Anspruch nahmen. In der „Fortuna", in der wir eingekehrt, war eine gedruckte Bekanntmachung angeschlagen, vermöge welcher der Pro-Tesoriere einem gewissen B. das ausschließliche Recht ertheilt, jeden Fremden, der nicht mit eigenen Pferden reist, gegen einen festgesetzten (enormen) Preis nach dem berühmten Wasserfall hin- und zurückzufahren. Eine andere Gelegenheit zu miethen oder auch nur auf Eseln anderer Leute zu reiten, ist streng untersagt. Ich hatte wenig Lust, mich diesem Privilegium zu fügen, schloß mich indeß dennoch den Reisegefährten an. In einer schlechten Chaise fuhren wir also die 6 Miglien zu der renomirten Cascade hinauf und diese Fahrt, welche kaum 3 Stunden in Anspruch

nahm, kostete den fünf Personen 1 $1/_2$ Napoleondor. Am Ziele angelangt wurden wir dermaßen von Bettlern bestürmt und mit Geschrei verfolgt, daß man den Anblick des herrlichen Schauspiels nur unter beständiger Störung und mit Verdruß genießen konnte. Der Fußweg führte oben durch 3 oder 4 Gärten und über eine kleine Brücke und überall standen die angeblichen Eigenthümer, um für die Passage dieser Stellen noch besondere Zölle zu erheben. Unter anderen Umständen würde mich der Wasserfall entzückt haben — oben die reißende Fuga, weiter unten der Sturz mit dem schönsten Regenbogen im hellen Sonnenschein, auf einem mittleren Standpunkt der volle Wasserschuß des Velino, majestätisch schnell und doch mit einer gewissen Ruhe herabstürzend, im Kessel die weiße Schaum- und Staubwolke, im Thale viele Orangenbäume, dabei Papigno, ein festungsmäßiges paese oder Dorf von einer hohen Felswand malerisch herabblickend, nach Norden und Westen die herrlichste Aussicht in die Thäler!

Um halb 4 Uhr, nachdem wir uns von dem geldgierigen Volke losgekauft, fuhren wir weiter bis Narni, welche Stadt höchst malerisch, wie hier die meisten Ortschaften, auf einem Berge liegt und ohne Ochsenvorspann nicht zu erreichen ist. In der Locanda daselbst fanden wir reinliche Zimmer und gute Bewirthung — sehr im Gegensatze zu dem widrigen Terni — und die schönste Aussicht aus dem Fenster. Der Himmel hatte sich gegen Norden wieder bewölkt und spät Abends sahen wir es stark wetterleuchten.

Am andern Morgen fuhren wir, wieder mit Vorspann, im Regen aus, der jedoch bald wieder nachließ. Rechter Hand öffnet sich eine tiefere Bergschlucht, in welcher die Nera reißend dahinströmt. Bei Otricoli, wo römische Trümmer liegen, nahm die Gegend den Charakter einer Hochebene an und das Land

war (bis Nepi) gut angebaut. Zu Mittag kamen wir nach Civita Castellana, merkwürdig durch einen breiten, felsigen Erdspalt, der sich mehrere Miglien weit erstreckt. Hier befindet sich ein Castell für Staatsgefangene; die Stadt selbst ist klein und schmutzig. Weiterhin gelangt man nach Nepi, welches noch viele starke römische Mauern hat und früher sehr fest gewesen sein muß. Immer flacher werden jetzt die Berge, der Anbau nimmt wieder ab, die Gegend wird minder schön, nur die pittoreske Gestalt des Sorakte, der sich im Süden zackig erhebt, ist anziehend. Bei Monterosi, einem kleinen Orte mit einem Posthause fängt die römische Campagna an. In diese fuhren wir noch einige Miglien hinein und kamen um Sonnenuntergang zu dem einsamen Wirthshause Baccano, in welchem wir, wider alle Erwartung, eine gute Herberge fanden. Als die Sonne bereits verschwunden war, sah man noch ein ungeheures Kugelsegment am Horizont in rosenrothem Widerschein-Lichte glänzen, während das herrlichste Blau sich scharf davon abschied. Später löste es sich in lange röthliche Streifen auf, die wie ein Nordlicht anzuschauen waren. Rom liegt, wie Jerusalem, in einer Wüste, die sich viele Meilen umherzieht. Diese sognannte Wüste ist aber keineswegs unfruchtbar und eine an sich höchst interessante, ja reizende Gegend, eine von vielen Hügeln und Vertiefungen wellenförmig durchzogene Ebene, die meistens mit Gras und Kräutern, hier und da mit Gesträuch bedeckt ist und nur wenige Spuren von Anbau zeigt. Der Boden ist von verschiedener Beschaffenheit, zum großen Theil aus Lehm und Moor bestehend, stellenweis einen röthlich schwarzen Sand enthaltend. Auf den fruchtbareren Stellen ist die Straße, wie in einer Stadt, gepflastert. Der größte Theil der Campagna dient als Viehweide für Schaafe und für die großgehörnten weißen Ochsen, die oft die Weide wechseln und stets im Freien bleiben. Die Hirten, mit

großen Stäben oder Spießen versehen, sind meistens beritten. Man sieht weder eine Stadt noch ein Dorf, mitunter ein einsames Wirthshaus, eine Ruine, oder eine elende Hütte, mit Schilf gedeckt, in welcher die Hirten sich bergen. Von Vögeln habe ich nur einen Falken und ein Wasserhuhn bemerkt. Das Schweigen und die Oede, die überall herrscht, machen einen eigenthümlichen Eindruck und haben etwas Feierliches. Es ist, als ob die Natur sich hier beruhige, um vor dem Leben des Geistes zurückzutreten. — Am folgenden Morgen (den 5. Oktober) war die Campagna mit einem dichten Nebel bedeckt, der sich jedoch bald so weit verzog, daß wir auf einem Hügel die noch 15 Miglien entfernte Kuppel von St. Peter und in der Ferne auch einen Streifen vom Mittelmeer entdecken konnten. Auf der Straße begegneten uns mehrere Vetturinis, die Rom an demselben Morgen verlassen hatten. Hinter uns zogen gegen 9 Uhr schwarze Gewitterwolken auf und bald war der Sorakte und auch das Sabiner- und Albanergebirg verhüllt. Zweimal ergoß sich der heftigste Platzregen auf uns, auf den jedoch bald wieder Sonnenschein folgte, der die nun vor uns liegende ewige Stadt und namentlich den Vatikan hell beleuchtete. Endlich kamen wir (gegen 11 Uhr) an die Tiberbrücke (Ponte molle - pons Milvius) und dann durch eine gerade, mit Gärten, Villen und Häusern besetzte Straße, an die Porta del Popolo.

Rom, den 6. Oktober.

Der erste Eindruck, den die ewige Stadt auf mich und die meisten Reisenden gemacht, ist zu betäubend, als daß man ihn besonders preisen könnte. Die verschiedensten Vorstellungen, Bilder und Empfindungen wechseln unaufhörlich und bedrängen den Kopf so sehr, daß dieser bald schwach und fast apathisch wird. Das vorherrschend fromme Gefühl eines Pilgers, der

unbeirrt in seiner Andacht zu den Gräbern der Apostel wandert, habe ich leider nicht gehabt. Ein gewöhnlicher Reisender, wie ich, der sechs Wochen mit allen Unannehmlichkeiten einer italienischen Reise zu kämpfen hatte, ist ohnehin etwas abgespannt und fängt an, sich stark nach Ruhe zu sehnen. Auch ist die erste Ankunft in Rom nicht besonders angenehm. An der Porta mußten wir warten, bis die Pässe abgenommen und die Recipisse ausgestellt waren. Dann ging es unter sanftem Regen über den Corso und die Piazza Colonna zur Dogana, wo das Gepäck abgeladen, leicht visitirt und wieder lange gewartet, auch gezahlt werden mußte. Im nahen Gasthof bei Cesari wollte man uns nur aufnehmen unter der Bedingung, daß wir daselbst mindestens 8 Tage blieben. Hierauf nicht eingehend ließen wir unsere Sachen auf einem zweirädrigen Karren durch 3 oder 4 Facchinis auf die Plazza della Minerva ins Hotel de France schaffen, wo man wenigstens mit 3 Nächten Aufenthalt sich endlich zufrieden erklärte. Hierauf folgten die unvermeidlichen Streitigkeiten mit den nie zu befriedigenden Facchinis und zuletzt auch noch mit dem Vetturin.

Den 8. Oktober.

Erst heute sind wir heimisch in Rom geworden und haben uns endlich in einer behaglichen Wohnung eingerichtet. Die verflossenen drei Tage mußten größtentheils dem lästigen Geschäft des Wohnung-Suchens gewidmet werden. Es war mir, als ob ich aus der Gefangenschaft ausgelöst wäre, als ich heute mit dem Facchino, der unsere Sachen karrte, in die Via felice (in der Nähe des Monte Pincio) zog. Die leidigen ökonomischen Geschäfte nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß wir bis jetzt nur höchst flüchtige Blicke auf Roms Merkwürdigkeiten werfen konnten. Indessen haben wir vorgestern früh die Peterskirche

und gestern Nachmittag das Colosseum besucht, mithin die beiden Hauptdenkmale des christlichen und heidnischen Roms gesehen. Heute Nachmittag, als der erste Besuch in der neuen Wohnung, der gute Phillips, uns verlassen hatte, wollte ich mit Franz noch einen sorgenfreien Spaziergang machen, und S. Maria maggiore sehen, zu welcher man von unserem Hause in einer geraden Linie gelangt. Das Glück wollte, daß wir dort gerade ankamen, als der heilige Vater nach längerer Abwesenheit von Castel Gandolfo wieder in die Stadt zurückkehrte. Ein Kanonenschuß, dem bald noch mehrere folgten, verkündigte die Ankunft des Papstes an der Porta S. Giovanni. Zwei Dragoner von der Leibwache sprengten mit verhängtem Zügel und gezücktem Schwert wie im Sturm vorüber. Der Governatore von Rom war schon vorausgefahren. Endlich in einer achtspännigen Staatskutsche Gregorius XVI., vor und hinter derselben die Leibgarde (guardia nobile) zu Pferde; darauf noch mehrere Wagen mit Eminenzen. Der Papst, im rothen Schiffhut und weißem Kleide, sah gesund, kräftig und freundlich aus, und ertheilte dem Volke, welches theils mit entblößtem Haupte stand, theils auf den Knieen lag, mit der Hand das Zeichen des Kreuzes machend, den apostolischen Segen. Auch über uns ist dieser Segen ganz nahe herabgekommen. Möge somit auch unser Aufenthalt in Rom für immer gesegnet sein. Nach dieser erhebenden Scene konnten wir die herrliche Basilika von Santa Maria maggiore nur noch durchschreiten und einen allgemeinen Eindruck ihrer Größe empfangen, aber dem Einzelnen keine Aufmerksamkeit mehr schenken.

(Aus den im Tagebuch folgenden Aufzeichnungen über den viermonatlichen Aufenthalt in Rom hebe ich nur nachstehende Bruchstücke hier aus.)

Den 13. Oktober

verfügten wir uns früh gegen 9 Uhr auf geradem Wege zum Vatican und zwar zuvörderst in die Peterskirche, um sie zum zweitenmal zu sehen. Dieser Koloß von einem Gebäude erscheint wegen des Baustiles nicht so groß, als er wirklich ist; von seiner Ausdehnung bekommt man erst einen Begriff, wenn man das Ganze durchwandert hat. Die majestätische Kuppel, die herrlichen Säulengänge auf dem Vorplatze und die beiden Springbrunnen (schönere mag es vielleicht in der Welt nicht geben) lassen bald vergessen, daß die Façade eines solchen Tempels nicht würdig ist. Im Innern bedauert man, daß viele Statuen und Grabmäler, sowie die meisten in Mosaik vortrefflich ausgeführten Altarbilder schon der Periode des Kunstverfalls angehören und daß auch in der Architektur und den Ornamenten sich hier und da viel Muschel- und Schneckengeschmack zeigt, — ein Uebelstand, welcher erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß die Vollendung des Werkes zu viele Zeit erforderte und von Bramante und Michelangelo sich bis in die Perückenzeit verzog. Dennoch ist St. Peter die erste Kirche in der Christenheit und ich wüßte keine andere zu nennen, die im Ganzen einen solchen Eindruck von Erhabenheit, von Pracht und Größe hervorbringen könnte. Wir durchwanderten die Kirche längs der Marmorwände und haben, obgleich wir wiederum nur flüchtig betrachteten und nicht alle Kapellen sehen konnten, zu diesem Gange zwei Stunden Zeit gebraucht.

Den 24. Oktober.

Personen, die seit 20 bis 40 Jahren hier wohnen, wissen sich keines so ungünstigen Jahres zu erinnern. Während in Deutschland die größte Trockenheit herrschte, haben in Italien, besonders im mittleren und unteren, die stärksten Regen, Gewitter und Ueberschwemmungen stattgefunden, und noch immer ist das Wetter äußerst veränderlich, die Luft beständig sehr feucht, die Temperatur im höchsten Grade abwechselnd. Heute früh glich unsere Straße wieder einem reißenden Bergstrom. Ueberhaupt sind die Contraste in Italien sehr groß. Mein Unwohlsein wird durch die ungewohnten Einflüsse und durch die Entbehrung früherer Bequemlichkeiten veranlaßt. Die drückende, bleierne Schwüle des Sirocco ist fast unleidlich. Das Wasser ist hell und klar, aber weil durch lange Leitungen hergeführt, matt und ohne Brunnengeist (Kohlensäure fehlt); die Nahrung entweder auf eigenthümliche Weise gewürzt, oder ganz fade, im Allgemeinen unkräftig; die Wohnung nur gegen die Sonnenstrahlen, aber nicht gegen Kälte und Feuchtigkeit geschützt. Kein Fenster und keine Thür schließt ordentlich und so soll es in ganz Italien sein. Auch an Flöhen fehlt es nicht. Das nothwendige Laufen in die Wirths- und Kaffeehäuser, dem ich längst entwöhnt bin, fällt mir schwer. Der Appetit ist in der Regel schnell gestillt und ich esse hier noch weniger als zu Hause. An das unaufhörliche Geschrei und Wagengerassel kann ein Mensch, der aus tiefer Stille kommt, sich vielleicht mit der Zeit gewöhnen, aber nicht an den nächtlichen Lärm der Oktoberfeste unter den Fenstern (Tambourins, von einem Gesang oder Geschrei in Moll begleitet, das viele Aehnlichkeit mit dem unserer Oberschlesischen Bauern hat). In den häuslichen Einrichtungen herrscht im Allgemeinen große Nachlässigkeit, und dem Fremden muß es scheinen, als ob die Italiener Alles auf die

unbequemste Weise einrichteten. Bei den täglichen Bedürfnissen hängt man von der Laune und Willkühr geldgieriger Menschen ab; diese Laune modificirt sich nach der Höhe der mancia (des Trinkgeldes) und spiegelt sich sofort im Gesicht und Betragen des Bedienenden. Eine große Entbehrung ist es auch, daß man zu Hause keine Bücher haben kann und die öffentlichen Bibliotheken bis jetzt noch geschlossen sind. Auch Rom ist eine große Stadt und in großen Städten ist der Egoismus im Allgemeinen größer, als in kleinen, wo die Menschen einander näher stehen. Endlich fehlt es mir gänzlich an eigentlicher Arbeit, von welcher vorzüglich das Behagliche der Ruhe und Erholung bedingt wird. Denn die Ruhe, die auf das viele Sehen und Laufen folgt, ist keine Erholung, sondern nur eine Abspannung, auch kann ich weder im Laufen, noch im Sehen viel leisten. Mit einem Worte, ich bin hier meiner gewohnten Lebenssphäre völlig entrückt und wenn dies in mancher Beziehung seine Vortheile haben kann, so habe ich doch bis jetzt davon nur vorzugsweise den noch vorwaltenden Nachtheil empfunden. Einzeln betrachtet scheinen alle jene Einflüsse, Entbehrungen und Unbequemlichkeiten (deren Register übrigens nicht vollständig angegeben ist) von geringer Erheblichkeit zu sein; zusammengenommen ergibt sich jedoch eine Summe, die beträchtlich genug ist, Körper und Geist zu verstimmen, zumal wenn dieser nicht sorgenfrei, jener aber schwach und durch die hiesige Luft im Nervensystem noch reizbarer geworden. Gott schenke mir Stärke und Geduld und lasse Alles zu meinem Heil gereichen.

Den 30. Oktober.

Eine heitere Stunde fand ich bei Overbeck, zu dem uns Keller hingeführt hatte. Der schlichte fromme Mann empfing uns sehr gütig in der Mitte einiger junger Maler, die vor

mehreren ausgeführten Zeichnungen standen und zeigte uns dann den Carton zu der großen Grablegung, die er jetzt für seine Vaterstadt Lübeck malt. In Haltung und Wort erkennt man den christlichen Maler und zwar von einer Milde und Demuth, die jede Kritik entwaffnet, zuweilen sogar diejenige, die seiner Richtung völlig entgegen ist. Wäre er zugänglicher, so würde ich ihn oft besuchen und seine Gesellschaft würde für mich eben so erbaulich, als lehrreich sein. Er lebt aber sehr zurückgezogen, und nimmt in der Regel nur des Sonntags zwischen zwölf und zwei Uhr Besuche an. Seine Schüler und Anhänger bestehen zumeist aus Deutschen und Franzosen; die Italiener halten sich entfernt von ihm und folgen dem Agricola und Camuccini, deren Leistungen man im Chor der Paulskirche sieht und bald wieder vergißt, während Overbeck's Werke, ungeachtet ihrer Weichheit, einen viel tieferen und bleibenderen Eindruck hinterlassen.

Den 31. Oktober,

an der Vigil des Festes Allerheiligen, wohnten wir Nachmittag um 4 Uhr der Päpstlichen Vesper in der Sixtinischen Kapelle bei. Man muß dabei in schwarzer Kleidung erscheinen und die Damen dürfen keine Hüte tragen. Mehrere der Letzteren (Fremde) wurden deßhalb zurückgewiesen. Wir warteten lange in der Sala regia, bevor die Schweizergarde in ihrer mittelalterlichen Tracht (den Hauptmann an der Spitze) anlangte, ihre Posten eingenommen hatte und endlich die Thür geöffnet wurde. Die Kapelle ist hoch und allerdings so groß, wie manche Kirche; da aber der größte Theil des Raumes für die geistlichen Funktionen, für die Cardinäle, Bischöfe u. s. w. bestimmt ist, so bleibt für das Publikum nur ein verhältnißmäßig kleiner Platz übrig. Indeß war der Andrang heute nicht so groß, als er zu Ostern zu sein pflegt, und wir konnten unmittelbar hinter den

Cardinälen, in der vordersten Reihe stehend, Alles recht gut beobachten. Die Damen müssen abgesondert hinter einem Gitter nahe am Eingang zurückbleiben. In der Mitte der rechten Wand erhebt sich ein Chor für die päpstlichen Sänger, mit der Aufschrift: Cantate Domino. Eine Orgel sieht man hier nicht. Der Altar ist höchst einfach, unter einem rothen Baldachin, ein Bild, ein Altartisch mit Crucifix und nur 6 brennenden Kerzen. An der Evangelienseite befindet sich der päpstliche Thron. Rings um das Presbyterium laufen erhabene und geschmückte Bänke für die Cardinäle; die Ordensgenerale, Patriarchen und Bischöfe sitzen rechts, dem Papste gegenüber. Das jüngste Gericht des Michel Angelo an der Altarwand und seine anderen Fresken am hohen Plafond haben noch mehr von der Zeit gelitten, als Rafaels Stanzen und scheinen mir nur noch als Reliquien Eindruck zu machen. Anziehender waren für mich die Felder an den Seitenwänden, unter welchen besonders das eine Gemälde (Christus übergibt dem Petrus die Schlüssel) von Perugino oder von Pinturicchio von vortrefflicher Wirkung ist.

Nachdem wir noch eine Weile gewartet, langten einzeln und nacheinander die Eminenzen an, jede von einem Ceremoniar empfangen, von einem Schleppträger gefolgt, beim Eintritt ins Presbyterium niederknieend und dann nach der Altersfolge sich auf dem bestimmten Platze niederlassend. Zuerst erschien der Cardinal Pacca, der hochbejahrte Dekan des heiligen Collegiums, Freund und Leidensgefährte des unvergeßlichen Pius VII.; dann allmählig die übrigen, aber nicht vollständig. Es war für uns höchst interessant, diese Männer und Physiognomien in so großer Nähe zu sehen, fast durchaus sehr ehrwürdige, edle und geistvolle Gesichter. Selbst der wohlbeleibte Cardinal Orioli zeigt in seinen Gesichtszügen ein so merkwürdiges Gemisch von Geist und Kraft, von Frömmigkeit, Würde und

Güte, daß ich mich an ihm nicht satt sehen konnte. Uns zunächst befanden sich Angelo Mai und Mezzofanti; letzterer schien mir einige Aehnlichkeit mit Erasmus v. Rotterdam zu haben. Weiterhin saß der feine und zartgebildete Patrizi. Zuletzt erschien der heilige Vater selbst, aus der Sakristei kommend, während die Cardinäle zum Haupteingange eingetreten waren, in Pontificalkleidung mit der Mitra auf dem Haupte und nachdem er knieend eine Weile still gebetet, bestieg er den Thron, und es fand die sogenannte Ubbedienza, oder der Handkuß statt, den die Cardinäle nach einander dem Papste beim Empfange leisten. Dann intonirte er mit kräftiger Stimme das Deus in adjutorium, und die Vesper begann. Nie habe ich einen solchen Cantus Gregorianus von Männerstimmen gehört, wie ihn die Sänger der päpstlichen Kapelle nun hören ließen. Von den Funktionen ist besonders zu merken das Incensiren des Altares während des Magnificat, vom heiligen Vater selbst verrichtet, ferner das Incensiren seiner Person und jedes einzelnen Cardinals, zuletzt der Segen, den der Pontifex maximus stehend auf seinem Thron mit der rechten Hand der ganzen Versammlung ertheilt. Il Vespero papale ist im Grunde sehr einfach, allein der Ort und die Gegenwart des höchsten Hirten und so vieler erlauchter Personen, die verschiedene Kleidung derselben, die malerisch vertheilten Gruppen (einige der untersten Helfer, schöne junge Leute, sitzen auf der Erde), endlich der ernste herrliche Psalmengesang, der wie aus der christlichen Urzeit zu uns herübertönt, kann nicht anders als ergreifend wirken und zwar auf Alle (Katholiken und Protestanten), die nicht so überaus roh und hölzern sind, wie der Engländer war, der heute neben mir stand. Als wir höchst befriedigt die große Treppe herabstiegen, hatten wir noch das Vergnügen, die Eminenzen in ihren Prachtkutschen abfahren und den sonst so einsamen Petersplatz

mit glänzenden Equipagen bedeckt zu seyn. Das Wetter war an diesem Tage so schön und warm, wie wir es in Rom bis jetzt nur selten gehabt.

Den 1. November.

Pater Theiner ließ uns auffordern, ihn heute zu besuchen. Wir gingen hin und erfuhren zu unserer Ueberraschung, daß der freundliche Landsmann eifrig für uns zu sorgen schon bemüht gewesen. Er schlug als das Beste und Zweckmäßigste vor, daß Franz ins römische Seminar (Seminario Romano bei San Apollinare) als Gast eintrete, wo mit aller möglichen Freiheit seine geistliche Bildung vollendet werden könne. Indem er uns die Einrichtungen und Vortheile dieser Anstalt schilderte, schien er der Genehmigung des päpstlichen General-Vicars (des Cardinals Patrizi), mit dem er deßhalb schon andeutungsweise gesprochen, völlig gewiß zu sein. Er führte uns sofort selbst ins Seminar, wo wir von dem Vicerektor Profili und einem anderen Professor mit größter Freundlichkeit empfangen wurden. Das Gebäude gleicht einem Palast, der große Recreationssaal, den wir durchschritten, war mit vielen Bildern geschmückt, das Sprechzimmer, worin wir eingeführt waren, sehr anständig ausgestattet. Ordnung und Reinlichkeit herrschte überall, dabei eine gewisse Größe, die imponirt. Es wurde eine vorläufige Berathung gepflogen, die Hauptsache aber bereits als ziemlich erledigt betrachtet. Weil aber die Aufnahme eines Fremden als Ausnahme von der Regel und als eine besondere Auszeichnung erschien, so war noch die ausdrückliche Genehmigung des Cardinals erforderlich.

Den 3. November.

Es war verabredet, daß wir heute dem Cardinal Patrizi vorgestellt werden sollten, der, Generalvikar des heiligen Vaters,

als der eigentliche Bischof von Rom zu betrachten und dessen höchster Leitung das päpstliche Seminar untergeben ist. Zwischen 10 und 11 Uhr führte Theiner mich und Franz in den Palast der Eminenz, die in Wahrheit zu den eminentesten Personen gehört, die ich jemals gesehen. Der Cardinal war noch mit seinem Secretair (für die morgen stattfindende Congregation) beschäftigt, daher wir eine ziemliche Weile im Vorzimmer warten mußten. Endlich wurden wir in's Cabinet gerufen. Der Cardinal Pâtrizi, aus einer der edelsten Familien Roms entsprossen, hat ganz die Haltung und das Ansehen eines Kirchenfürsten und würde stets, auch ohne seine hohe Würde, eine der interessantesten Gestalten sein. Sein Wuchs ist hoch und schlank, sein Alter zwischen 40 und 50 Jahren, aber sein ovales, etwas volles und weiches Gesicht mit weißer Haut und braunem Haar, läßt ihn noch jünger erscheinen. Die sehr hohe Stirn und fast gerade Nase, die sanften und zugleich lebhaften Augen, der überaus wohlwollende Mund — Alles dies verleiht der ganzen Physiognomie unbeschreiblichen Adel. Er trug eine violette Soutane mit einem schlichten goldenen Kreuz auf der Brust und den Scheitel mit dem rothen Käppchen bedeckt. Bei unserem Eintritt erhob er sich, das Haupt entblößend, hinter seinem Schreibtisch und nachdem wir ihm die Hand, oder vielmehr den bischöflichen Ring derselben geküßt, ließ er uns auf den vor dem Tische stehenden Lehnsesseln Platz nehmen. Der Pater Theiner machte den Orator und trug ausführlich unsere Angelegenheit vor. Man sah es dem Cardinal an, daß es ihm lieb war, zur Ausbildung eines deutschen Priesters beitragen zu können. Alles Vorgetragene schien er schnell und mit Scharfblick zu begreifen, warf nur wenige Fragen hin, sah die mitgebrachten Papiere durch, willigte in Alles, was Theiner vorschlug, und mit dem Worte: „E fatto," war die ganze Verhandlung be-

endigt und der Zweck unseres Besuches erreicht; kurz, bündig, liebevoll und ohne alle Umstände und Pedanterei. — In Deutschland hätte man um solche Concessionen schriftlich einkommen, dabei viel von einem zum andern laufen müssen und nach 4 oder 8 Wochen würde man einen schriftlichen, vielleicht abschlägigen Bescheid erhalten haben. Hier genügte es, daß die vom Cardinal mündlich ertheilte Genehmigung noch an demselben Tage durch den P. Theiner dem Vicerektor wiederum mündlich hinterbracht wurde und die Sache war abgemacht. Wir wurden von Sr. Eminenz sehr freundlich entlassen und das wahrhaft feine und vornehme Wesen desselben, welches durch priesterliche Demuth und Milde modificirt, unendlich an Reiz gewinnt, konnte nicht verfehlen, auf uns Beide den tiefsten Eindruck hervorzubringen.

Den 20. November.

Mir scheint, als ob der Hauptgrund meiner Romfahrt mit der Versorgung des Sohnes erreicht sei, und ich denke daran, schon im Februar wieder heimzukehren. Viele Gründe vereinigen sich, die mich bestimmen müßten, nicht über meinen Urlaub auszubleiben. Dagegen ist aber allerdings zu erwägen, daß mir Rom je länger, je besser gefällt, daß ich hier noch sehr Viel zu sehen habe und wenigstens von einem Theil der Festlichkeiten zu Ostern noch Zeuge sein möchte. Deus providebit. Inzwischen will ich in den nächsten zwei Monaten meine Zeit bestens zu benutzen suchen. Neapel aber muß ich schon der Kosten wegen aufgeben. Uebrigens wird es mir auch angenehm sein, wieder in meine häusliche Ordnung zu kommen, da ich mich an das Wirthshausleben nun einmal nicht gewöhnen kann. Ich bin zu alt, und körperlich auch zu schwach, um ungewohnte Entbehrungen und Beschwerden mit Leichtigkeit zu ertragen, und zu arm, um mir's hier bequemer und besser zu machen.

Den 21. November.

Nach dem Essen fuhr ich hinaus nach S. Agnese, wohin auch Phillips und die Frauen mit dem P. Marchi kamen. Der Letztere wollte uns in die Katakomben führen, mit deren Untersuchung er seit Jahren beschäftigt ist; nächstens wird darüber von ihm ein wichtiges Werk erscheinen. Er ist ein sehr lieber, anspruchsloser und dabei höchst gelehrter Mann, der die neuen Ausgrabungen veranlaßt hat, und selbst leitet. — Nachdem man ungefähr zwei Miglien weit vom Thor sich entfernt und die uralte Kirche S. Agnese eine kurze Strecke hinter sich gelassen hat, geht man in eine Vigna (Weingarten) hinein, wo man weiterhin ein kleines neues Gemäuer findet (eine Art Kellerdach), welches jetzt den Eingang in die Katakomben bildet. Man steigt sogleich auf einer schmalen steinernen Treppe einige 20 oder 30 Stufen hinab und befindet sich nun in dem merkwürdigen unterirdischen Labyrinth, in welchem das Christenthum zu Rom seine ersten Wurzeln schlug. Enge Gänge, in den vulkanischen Tuf eingehauen, so niedrig, daß man sich oft bücken muß, so schmal, daß in der Regel nur ein Mensch hinter dem andern gehen kann. Jeder muß mit einem brennenden Wachsstock versehen sein. Diese Gänge laufen meistens gerade, aber nicht weit fort, brechen ab in Winkeln rechts und links und vervielfältigen sich dergestalt, daß man kaum begreift, wie sich ein Mensch wieder herausfinden kann. Sie bilden mehrere Stockwerke und man steigt daher kleinere und größere Treppen hinauf und hinab. Hier und da sieht man noch Spuren von ehemaligen Luftlöchern (nach oben), welche die Ursache waren, daß viele Gänge durch das hereindringende Wasser und Erdreich ganz verschüttet und selbst die verschlossenen Gräber durch Infiltration zuweilen mit Erde ausgefüllt sind. An beiden Seiten der Gänge sieht man in den Tuf die Gräber eingehauen

drei bis fünf übereinander, klein oder groß, nach der Größe der Leichen, meistens schon leer oder mit bloßen Ueberresten von Knochen angefüllt, öfters auch noch mit einer Steinplatte verschlossen. Bei den Martyrergräbern findet man die gläsernen Fläschchen mit ihrem Blut (wir sahen die Spuren eines solchen), eingehauene Palmzweige auf den Steinen &c. Auch Lampen, Münzen und dergl. werden gefunden. Das Merkwürdigste in den Katakomben von S. Agnese sind jedoch die Kapellen, in welchen die ersten Christen die heiligen Mysterien feierten. Wir kamen auf unserer langen Wanderung in 6 bis 7 solcher Kapellen. Sie zeigen in der Anlage die Einrichtung unserer Kirchen und beweisen unwidersprechlich, wie sehr unser heutige katholische Gottesdienst mit dem der ersten Christen übereinstimmt. Jede Kapelle ist mit dem Altar, mit den Stühlen, Säulen (wo sich deren finden) ganz in den Tuf gehauen, gewöhnlich mit einem Kreuzgewölbe versehen, ein längliches Viereck bildend und für die Frauen noch im Hintergrunde einen besonderen Raum übrig lassend. Unter dem Altar, auf welchem die heilige Messe gefeiert wurde, lag stets ein Martyrer begraben, an den Seitenwänden sieht man oft schönverzierte Grabmäler für verdiente Gläubige, die aber keine Martyrer waren. Der bischöfliche Stuhl, gleichfalls in den Tuf und recht zierlich eingehauen, fehlt selten an der Seite des Altares; andere Stühle oder Sitze mögen zur Reconciliation gedient haben. Bei keinem Altar fehlt an der Seite das kleine (Credenz-)Tischchen, auf welchem die heiligen Gefäße standen. An der Decke und an den Wänden konnten Lampen angebracht werden. Mehrere Kapellen zeigen noch auf weißem Stuck die Ueberreste von Malereien, die zum Theil einen ganz antiken Charakter haben. Man sieht häufig den guten Hirten, Christum mit seinen Jüngern, die Mutter Gottes, Jonas mit dem Fisch, Daniel in der Löwengrube, Adam und Eva, die Taube, den Hirsch, das Lamm,

das Monogramm des Namens Christi und andere allegorische Bilder. Auch Basreliefs sind gefunden worden und auf den irdenen und bronzenen Lampen kommen jene Darstellungen ebenfalls vor. Wir gelangten auf unserer unterirdischen Wanderung bis in die Nähe des Campanile von S. Agnese und P. Marchi führte uns hier in eine Kapelle, von welcher er glaubt, daß sie den Leib der heiligen Agnes enthalten habe, bevor derselbe unter den Hochaltar der Kirche gebracht wurde. Alle diese Kapellen sind klein, und eine mag kaum 20 Personen fassen, doch konnten im Vestibulum und in den Gängen noch Mehrere Platz finden. — Die sogenannten Arenaria der Alten, die man fälschlich mit zu den Katakomben zählt, waren eigentlich bloße Thongruben, aus welchen man die Puzzolanerde zu dem Mörtel holte. Sie lagen gewöhnlich nicht weit von der Straße, sind unregelmäßige, weite, kreisförmige Höhlen oder Schläuche und befinden sich unter der Erdoberfläche und stets in der bröcklichen Puzzolanerde. Die Christen bedienten sich solcher verlassenen und abgelegenen Arenarien zu Eingängen in die Katakomben, die sie gewöhnlich in größerer Tiefe, in dem festeren Tufstein und in weit größerer Ausdehnung anlegten. Wir sahen eine Stelle, wo die weiche und unregelmäßige Puzzolangrube aufhörte, die bröckliche Erde auf dem festen Tufstein lagerte und in diesem der Bau oder vielmehr die Ausgrabung der Christen begann. Marchi behauptet, daß man das Werk der Heiden und der Christen stets unterscheiden könne. Wohl anderthalb Stunden mochten wir in diesen höchst merkwürdigen und ernsten Begräbniß-, Zuflucht- und Andachtsstätten der alten Christen und Martyrer umhergewandert sein, als uns der kundige Führer glücklich wieder durch dieselbe Oeffnung, durch die wir hinabgestiegen waren, ans Tageslicht brachte.

Den 22. November.

Zu Mittag ging ich heute in eine „Trattoria nobile," die in der Nähe der Fontana Trevi gelegen ist und von den Deutschen Künstlern die „Katakomben" genannt wird, weil man beim Eintritt einige Stufen hinabsteigen muß und in gewölbte niedrige Räume kommt, die allerdings einen halb unterirdischen Anschein haben und künstlich erleuchtet werden müssen. Dieses Speisehaus ist viel charakteristischer, als der meistens nur von Fremden besuchte „Lepre." Die Einrichtung sieht aber nicht „nobel" aus, doch erhält man ein silbernes Besteck, wie anderwärts, und die Speisen und der Wein sind durchaus besser, kräftiger und wohlfeiler. Dagegen ist die Gesellschaft sehr gemischt. Außer vielen Künstlern, die eine ganze Stube einnehmen, erblickt man da sehr verschiedene Leute, Kleriker, Fashionables, viele graue Hüte mit olivenfarbnen Manchesterjacken, und mitunter auch Gestalten, die noch um eine Stufe niedriger stehen. Auch an Hunden fehlt es nicht. Alles hat den besten Appetit und die Unterhaltung der Gäste, sowie das Geschrei der Aufwärter, ist viel lebhafter als im Lepre. Ich saß neben einem Babylonier, der weit in der Welt umhergekommen, italienisch, französisch und auch etwas deutsch spricht und hier seit vielen Jahren als Lehrer der orientalischen Sprachen lebt. Wir unterhielten uns abwechselnd in drei europäischen Sprachen und werden wohl noch öfters dort zusammentreffen.

Den 23. November.

Ich konnte heute (am ersten Adventssonntag) den Feierlichkeiten in der Sixtinischen Kapelle mit beiwohnen, die von 10 bis 12 Uhr dauerten. Herrlich war es anzuschauen, als nach beendigter Messe sich die Prozession des ganzen Clerus in Bewegung setzte, die Cardinäle paarweis (violet, wegen des

Advents) mit ihren Schleppträgern folgten und hinter ihnen der heilige Vater mit entblößtem Haupte unter einem Baldachin das Sanctissimum durch die Sala regia in die Paulinische Kapelle trug. Dort beginnt heute, am ersten Tage des Kirchenjahres, das vierzigstündige Gebet, welches dann auf die übrigen Kirchen übergehend, in Rom das ganze Jahr hindurch fortgesetzt wird. Während der Prozession habe ich Gregor XVI. in größter Nähe, kaum 5 Schritte von mir entfernt, gesehen. Sein wahrhaft demüthiger Ausdruck bildet zu der Pracht, die ihn umgibt, den größten Gegensatz. Man sah es ihm an, daß er alle Ehre nicht auf sich, sondern auf den Herrn bezog, den er andächtig betend in den Händen trug, sich selbst nur als einen Diener der Diener betrachtend (servus servorum Dei). So ging er langsam vorüber, das schneeweiße Haupt gesenkt, die Augen niedergeschlagen, die Lippen zum leisen Gebet bewegt, im ganzen ausdrucksvollen Gesicht eine ernste, aber ungezwungene Andacht zeigend. Vermöchte er doch nur einen Theil dieser Frömmigkeit den vielen vornehmen Fremden mitzutheilen, die sich bei jeder Gelegenheit beeilen, in die Sistina zu gehen, wie man ins Theater geht, bloß des Sehens wegen. Ein paar Grafen aus Polen, die sich als Katholiken signalisirten, störten mich heute noch mehr, als die protestantischen Lords aus Alt-England.

Den 28. November.

Seit acht Tagen sollen einige Ammazzamenti's vorgefallen sein. Man erfährt von diesen Dingen selten etwas Gewisses, entweder weil nichts daran ist, oder weil kein Hahn darnach kräht. Solche Gewaltthaten werden in der Regel nur von Auswärtigen begangen, die, der gente bassa angehörend, sich in der Stadt schaarenweis herumtreiben, in den Osterien, vom

Wein erhitzt, leicht Händel bekommen und von den Gensdarmen mit zu großer Nachsicht behandelt werden. „Die eingebornen Römer, sagte mir ein Schweizer, sind gute, rechtschaffene Leut'.“ Uebrigens habe ich, so lange ich in Rom bin, noch keinen Betrunkenen gesehen, d. h. keinen Taumelnden; denn Schreien und Singen ist diesem Volke auch im nüchternen Zustande so natürlich, daß man hieraus nicht auf Trunkenheit schließen kann. Eine deutsche und französische Polizei hier einzuführen, die Alles überwacht, unterdrückt und regelt, scheint bei dem italienischen Nationalcharakter ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Die gewohnte Freiheit des Volkes ist für jede moderne Verwaltung ein großes Hinderniß, und selbst die Franzosen haben dies während ihrer vierjährigen Herrschaft oft genug erfahren. So wäre z. B. die Abschaffung der Lotterie höchst wünschenswerth; allein bei der leidenschaftlichen Vorliebe des Volkes für alle Hazardspiele würde vielleicht ein Aufstand erfolgen, wenn man ihm das Lotto nähme. Die Regierung kann den Schaden nur dadurch einigermaßen compensiren, daß sie einen Theil des Gewinnes zur Ausstattung armer Mädchen anwendet. In San Michele werden jährlich 100 Bräute, jede mit 100 Scudi, ausgestattet.

Den 2. Dezember.

Seit mehreren Tagen sind allmählig die Pifferari eingerückt, gute Gestalten mit spitzen Hüten, braunen oder blauen Mänteln und Bundschuhen, alte und junge, die zu je zwei oder drei mit ihren Pfeifen und Dudelsäcken in den Straßen früh und spät ihre ländliche Musik vor den Madonnenbildern vollführen. Der Dudelsack, aus welchem mehrere Pfeifen mit Klappen hervorgehen, spielt den Baß, während der Gefährte mit einer Art von Oboe den Discant bläst. Die Stücke sind

eigentlich Lieder, scheinen aber extemporirt zu sein, einfache Melodien, die stellenweise an den Schweizer Kuhreigen und an God save the King erinnern. Am possirlichsten sehen die kleinen Buben aus, die ganz wie ihre Väter gekleidet sind und diesen das Brod verdienen helfen. Neulich sah ich einen, der kaum 4 Jahre zählen mochte und schon ganz tapfer auf einer kleinen Pfeife blies. Zu dieser Musik bildet der gellende, bisweilen auch singende Ton der Ausrufer und Verkäufer, sowie das Geschrei der Esel, welche Gemüse, Orangen und Stroh in die Stadt bringen, ein liebliches Accompagnement.

Den 3. Dezember.

Heute früh begab ich mich schon um 7 Uhr bei schönem Wetter und gutem Befinden in die Kirche al Gesu, wo das Fest des heiligen Franziskus Xaverius gefeiert wurde und ich nach abgelegter Beichte vor dem Altar und den Reliquien des großen Indianer=Apostels die heilige Communion empfing und zwar zu meiner großen Ueberraschung aus den Händen des Cardinals Mezzofanti, welcher dort, umgeben von jungen Indianern, Chinesen und Negern (Alumnen der Propaganda), die ihm assistirten und dienten, die heilige Messe las und einer großen Zahl von Gläubigen das Brod des Lebens reichte. Die heilige Handlung, Zeit und Ort, Personen und Umgebung machten auf mich einen Eindruck, der mir stets unvergeßlich bleiben wird. Die wunderbare Sprachengabe des heiligen Xaver schien gewissermaßen in Mezzofanti repräsentirt zu sein und diese fremde Priesterschaft, von den äußersten Grenzen der Erde um diesen Altar versammelt, stellte sich gleichsam als die Frucht jenes Samens dar, den vor 300 Jahren der Apostel ausgestreut. — Ich war im Geiste mit der Missionsgesellschaft vereinigt, zu welcher in der Heimath die selige Auguste den ersten Grund

gelegt; der Gedanke, daß heute dort zu derselben Stunde die nemliche Feier gehalten und Mancher dabei der verklärten Seele gedenken werde, war so herzbewegend, daß ich ihn unterdrücken mußte. — Nach dem Cardinal celebrirten noch ein paar andere hohe geistliche Herren am Altar des Heiligen und um 10 Uhr wurde ein sehr feierliches Hochamt, wenn ich nicht irre, von P. Rothaan, gehalten.

Den 5. Dezember.

Ich wanderte heute auf den Janiculus nach S. Onofrio. Die Beleuchtung war köstlich und kein Diorama vermag den wundersamen Reiz dieses italienischen Lichtes wiederzugeben. Die prächtige Stadt lag zu unseren Füßen mit ihren unzähligen Kuppeln und Palästen, mit ihren Hügeln und Pinien, im weiten Halbkreise die Albaner- und Tiburtiner-Gebirge gelagert, hinter welchen noch einige mit blendend weißem Schnee bedeckte Gipfel der höheren Apeninnenkette (die Lionessa) majestätisch emporragten. San Onofrio selbst, obgleich weder prächtig noch groß, ist ungemein heimlich und nett und eines der reizendsten Klöster, die ich jemals gesehen, sowohl wegen seiner Lage und Bauart, als auch wegen seiner Kunstschätze und historischen Erinnerungen. Hier war es, wo Torquato Tasso im Jahre 1595 sein vielfach bewegtes Leben beschloß. Ich war in dem Zimmer, wo dieser große Dichter wohnte und starb (jetzt das Zimmer des Ordensgenerals der Hieronymiten), in der Bibliothek, wo man sein ächtes Bildniß (Todtenmaske von Wachs, zu einer Büste gestaltet) und seine Handschrift zeigt; ich sah auch in der Kirche den einfachen Stein mit der kurzen, rührenden Inschrift, den die Klosterbrüder über sein Grab gelegt. Auch in dem großen Klostergarten habe ich am Abhang des Berges, unweit eines Brunnens, der dort hervorströmt, den berühmten Baum

gesehen, unter welchem der Dichter zu sitzen pflegte, um sich an der Aussicht zu weiden, die mich heute gleichfalls entzückte. Diese Tasso-Eiche hat aber im Monat September d. J. der Sturm gebrochen und ich fand davon nur noch die gewaltigen Trümmer. Sie war einer der größten und ältesten Bäume in Rom und wurde, nachdem sie länger als 5 Jahrhunderte den Winden widerstanden, von dem gewaltigen Orkan bis nahe an die Wurzel gespalten. — Unter derselben Eiche hat auch der heilige Philippus Neri oft mit den Kindern gespielt.

Den 5. Dezember.

Bis jetzt habe ich ein Zimmer innegehabt, in welchem früher Bildhauer Rauch aus Berlin, Professor Ottfried Müller aus Göttingen, Dr. Schöll und A. gewohnt und Christian Schlosser aus Frankfurt a. M. gestorben ist. Es ist das beste Zimmer von den 5 oder 6, welche die Frau Giovanina zu vermiethen hat. Ich würde gerne darin geblieben sein; da ich mich aber nicht anheischig machen wollte, dasselbe bis zum Monat Mai zu behalten und schon im Februar abzureisen denke, so bin ich von der Wirthin delogirt und heute Morgen im dritten Stock untergebracht worden. Hier sitze ich nun in einer etwas unscheinbaren Stube, welche weniger hoch und geräumig, geringer meublirt, mit zwei kleinen Fenstern und Fußteppichen versehen ist und nebenbei noch ein kleines fünfeckiges Kabinettchen hat, welches zum Schlafen dient. Fenster und Thüren (auch Schlösser) sind, wie überall, lächerlich schlecht verwahrt; man ist in diesen Kammern wohl gegen den Regen, aber nicht gegen den Wind und die Kälte geschützt. Indessen hat die neue Wohnung einige Vortheile, welche der früheren fehlten. Dahin gehören: das Dasein eines kleinen Ofens von Eisenblech, welcher, wenn er nicht raucht, im Nothfall gebraucht werden kann, ein billigerer

Preis, kein Getrampel und Getöse über dem Haupt, da unter dem Dache Niemand mehr wohnt, und endlich eine viel weitere Aussicht. Außer den nächsten Straßen und vielen Dächern sehe ich ein Stück von S. Maria maggiore, den Quirinal mit seinen Gärten, das Capitol, die Pinien der Colonna'schen Gärten, die Kirchen Ara Celi, dodici Apostoli, al Gesu u. s. w., die Spitze der Antoninischen Säule auf der Piazza Colonna, ein gutes Stück von dem Rücken des Janiculus mit seinen Pinien, die Peterskuppel und, bei hellem Wetter, auch einen Theil des Albanergebirges.

Den 12. Dezember.

Da helles Wetter war, so benützte ich den Tag zu einer Reise durch den Vatikan. Ich wollte eigentlich nur Rafael's Werke sehen, konnte aber doch nicht umhin, zuvor noch das ägyptische Museum und die Säle der Antiken zu durchlaufen. Erst bei wiederholter Betrachtung erhält man einen Begriff von dem unermeßlichen Reichthum und der Schönheit dieser Sammlungen. Nach einer Stunde Schauens und Laufens gelangte ich endlich in die Galerie der Tapeten und konnte, da die Beleuchtung vortrefflich war, mich ganz in den genußreichen Anblick dieser Meisterwerke versenken. Die Arazzi della scuola vecchia sind sicher nach Rafaelischen Cartons zu Arras gefertigt. Unter den übrigen (della scuola nuova), die später gemacht wurden, verrathen nur drei Rafaels Zeichnung; die übrigen haben mehr oder weniger den Charakter der Niederländer. Wenn diese Tapeten noch jetzt zur Bewunderung hinreißen, so kann man sich kaum vorstellen, wie prachtvoll und lebendig der Anblick gewesen sein muß, als die Farben noch nicht verblichen waren. — In der Pinakothek, die kaum 50 Bilder in drei Sälen (aber fast durchaus capi d'opera) zählt, wurde mir heute die Transfiguration um Vieles verständlicher,

indem ich mir in der unteren Abtheilung die Noth des irdischen Lebens dachte, die des Beistandes von Oben bedarf. Noch mehr als von der Transfiguration finden sich die meisten Beschauer von der Madonna di Foligno angezogen, — in der That ein wunderbares Bild, an dem man sich nicht satt sehen kann. Demnächst verweilt mein Auge am liebsten auf Mariä Krönung, welche in Perugin's Weise gemalt ist, aber wegen des trefflichen Ausdrucks dem Rafael zugeschrieben wird. Daneben hängt noch eine andere Krönung, deren obere Hälfte Giulio Romano, die untere Penni il fattore nach Rafaels Zeichnung ausgeführt haben. Man fühlt, was unter Rafaels Pinsel daraus hätte werden können und wendet sich mit Bedauern von dem verfehlten Ausdruck hinweg. Dominichino's letzte Communion des heiligen Hieronymus würde noch viel mehr angestaunt werden, wenn ihr nicht die Transfiguration gegenüber hinge. Aus der Pinakothek ging ich in die Stanzen, worin ich am längsten verweilte und die ich erst heute in schönem Lichte sah. Ich konnte außer den Hauptgemälden auch mit mehr Muße die schönen Nebenbilder, besonders an den Decken, betrachten. Die Messe von Bolsena und St. Petrus im Gefängniß sind noch am besten erhalten, die Disputa hat viel gelitten und noch mehr die Schule von Athen. Dennoch ist im Saal der Segnatura das Größte und Herrlichste enthalten, was man von Malerei auf Erden sehen kann. Diesem kommt der Saal des Heliodor am nächsten; im Attila scheint leider die Mitte des Bildes sehr beschädigt oder schlecht restaurirt zu sein. Der Brand des Borgo, worin Rafael den Michelangelo nachahmte, spricht mich am wenigsten an. Zuletzt lustwandelte ich noch eine Weile in den Loggien, sah den Papst mit seiner Edelgarde von einer Spazierfahrt zurückkehren und trat mit Sonnenuntergang gleichfalls meinen Rückweg an.

Den 17. Dezember.

Heute (Sabbato quatuor temporum) wanderte ich schon um $7^1/_2$ Uhr Morgens nach S. Giovanni in Laterano, um der großen Priesterweihe beizuwohnen, die dort vorgenommen wurde. Ich trat in die Kirche, als die Feierlichkeit eben beginnen sollte. Diese ist überhaupt eine der bedeutendsten und schönsten, die man in Rom, (und so nur in Rom) sehen kann. Die Kirche erscheint hier in ihrer Herrlichkeit, Würde und Allgemeinheit (Katholicität) auf eine wahrhaft imponirende Weise. Mehr als hundert junge Männer aus verschiedenen Nationen (viele Spanier und selbst einige Mongolen sah ich darunter) waren hier im Chor versammelt, um in die Reihen des Clerus aufgenommen, und theils zu den niederen, theils zu den höheren Graden befördert zu werden. Der einheimische Säcularclerus, die verschiedenen geistlichen Orden, die Propaganda und fast alle hier befindlichen Collegien der fremden Nationen hatten dazu ihr Contingent gestellt. Der Cardinal Patrizi, assistirt vom Archidiacon des Laterans und einer zahlreichen Geistlichkeit, verrichtete die heiligen Handlungen in der Ordnung und Weise, wie sie im Pontificale Romanum vorgeschrieben sind. Zuerst wurden die Tonsur und die vier kleineren, dann die drei höheren Weihen ertheilt. Ich hatte ein Pontificalbuch zur Hand und konnte daher Alles verstehen und den tief bedeutsamen Gebeten und Segnungen vom Anfang bis zu Ende folgen. Alle diese Worte, Ceremonien und Symbole sind schon an sich geeignet, das Gemüth in die feierlichste Stimmung zu versetzen; dieser Eindruck wird aber unendlich erhöht, wenn man den Ort und die Umgebung (die Kirche Constantins des Großen, omnium ecclesiarum urbis et orbis mater et caput, wie über dem Portal mit großen Buchstaben zu lesen), die edle und wahrhaft hochwürdige Gestalt des Bischofs und das sichtbare

Ergriffensein der jungen Männer sieht, die im Begriffe sind, den wichtigsten Schritt ihres Lebens zu thun und sich ganz dem Dienste Gottes zu weihen. Einige Momente waren so erschütternd, daß mir die Thränen aus den Augen stürzten. War doch unter diesem Nachwuchs der Priesterschaft auch mein eigner Sohn, der heute die Tonsur empfing und somit in den geistlichen Stand eingetreten ist. Erst gegen halb 2 Uhr war die Feierlichkeit zu Ende.

Den 22. Dezember.

Es kommt mir gar nicht so vor, als ob in einigen Tagen schon Weihnachten sein könnte. Auf dem Pincio sieht man noch immer grüne Bäume und blühende Rosen, alle gewohnten Anzeichen und Vorbereitungen fehlen und in den Kirchen wird kein Rorat gehalten. Dagegen lassen die Pifferari's aufs neue (9 Tage vor dem Feste, so wie früher 9 Tage vor Mariä Empfängniß) früh und Abends ihre einförmige Musik ertönen und scheinen wie die Hirten zu Bethlehem sich um die Krippe zu versammeln. — Heute sah ich bei Phillips Johannes Veith (den älteren Sohn der Frau v. Schlegel) ein ächt Mendelsohnsches Gesicht, der Mutter sehr ähnlich. Er lebt seit 20 Jahren als Maler in Rom, still, eingezogen, für mich wegen seiner ruhigen und treffenden, obgleich sparsamen Urtheile sehr anziehend. — Heute Abend, als wir den Pincio verließen, wurde Franz zu meiner Belustigung von einem Bettler als „Monsignorino Canonichetto!“ angerufen. Diese Bettler in Rom sind überhaupt eine merkwürdige Klasse von Menschen. Fast alle sind Krüppel, oder doch gebrechlich, oder blind, im Winter außerordentlich zahlreich, weil sie dann aus der ganzen Campagna hereinströmen, um von den Fremden zu profitiren. Ihr Charakter ist sehr verschieden, wenn auch die Bitte stets in de-

müthigen Worten, oft mit Gebet und frommen Redensarten (per la carità di Dio, per la Madonna santissima!) vorgetragen wird. Einige sind zudringlich und stellen sich mit offner Hand oder Hut gerade in den Weg, und laufen (wenn sie können) auch eine Strecke mit. Andere bleiben sitzen und suchen entweder durch stille Darstellung ihres Leidens oder durch Wehklagen das Mitleid zu erwecken. Noch Andere sind oder spielen die Humoristen, und wissen durch eine gewisse Zutraulichkeit, durch Witz oder Naivetät die Hand des Vorübergehenden in die Tasche zu lenken. Unter den Krückenträgern schienen mir einige keineswegs in hohem Grade lahm zu sein; ihr Uebel verschlimmert sich aber augenblicklich, wenn ein Fremder vorübergeht. Die Fremden werden von jedem Bettler auf den ersten Blick erkannt. Mit dem Prädikat Eccelenza wird man sehr freigebig titulirt und die Humoristen pflegen sich auch wohl diesen Titel unter einander selbst zu geben. Erhält der Bettler nichts, so sind drei Fälle möglich. Entweder er beruhigt sich schnell und dies geschieht in der Regel dann, wenn man mit der Hand (wie gewöhnlich die Italiener) eine halb segnende, halb ablehnende Bewegung macht; oder er wünscht Einem für Nichts etwas Gutes, z. B. Buon passeggio! Felicissima notte! Buon giorno! (ad futuram benevolentiam captandam); oder er stößt unwillige Worte, zuweilen auch wohl Schimpfreden aus, letzteres besonders dann, wenn er seine Bitte schon an mehreren Tagen wiederholt und nie etwas empfangen hat. Die meisten Bettler haben ihre bestimmten Posten, auf denen man sie täglich wiederfindet, in den Straßen, auf Plätzen, Promenaden und vor den Kirchen. Sie bilden gleichsam eine Bruderschaft, deren Mitglieder sich sogar gegenseitig unterstützen; denn es soll nicht selten vorkommen, daß ein glücklicherer Bettler einem minder begünstigten ein Almosen spendet. — Eine ganz andere

und nach meiner Meinung die verworfenste Klasse von Menschen in Italien (Banditen habe ich nicht gesehen) sind die Eckensteher (Facchini), von welchen es leider überall wimmelt. Sie haben zwar im Ganzen den Charakter ihrer Brüder in anderen Ländern, sind aber noch weit mehr zudringlich, habsüchtig, verschmitzt und unverschämt, als jene. Man thut besser, kleine Lasten selbst zu tragen oder Aufträge allein zu besorgen, als einem Facchino in die Hände zu fallen. Mit der Bezahlung ist er nie zufrieden, auch wenn sie vorher verabredet worden. Für einen einzigen Gang bekommt er gewöhnlich so viel, daß er einen oder zwei Tage davon leben kann. Vielleicht müssen sie so viel fordern und nehmen, weil man sie so selten und nur im höchsten Nothfall gebraucht und weil ihrer so viele sind. Ich sehe eine Schaar unter meinem Fenster oft den ganzen Tag müssig stehen, Cigarren rauchen und auf Fremde lauern. Einige, die eine schöne Gestalt, ausdrucksvolle bärtige Gesichter und eine fantastische Kleidung tragen, haben kein anderes Geschäft, als sich zur Schau zu stellen, damit irgend ein Maler sie als Modell gebrauche. — Wie ist ein Leben ohne Arbeit möglich? Der Deutsche arbeitet, weil er mehr Bedürfnisse hat, mithin mehr Geld verdienen muß und weil er ohne Arbeit Langeweile empfindet. Der Italiener aber braucht nicht viel und hat, auch wenn er nichts thut, niemals Langeweile, sein Geist ist in beständiger Thätigkeit, Schwatzen und Spielen ist sein Geschäft, und wenn er nichts anderes anzufangen weiß, so spielt er mit den Fingern — das leidenschaftliche Spiel alla mora. Doch ist zu merken, daß es hier auch viel schwerer ist, Arbeit und Verdienst zu finden, als bei uns.

Den 25. Dezember.

Um $8^1/_2$ Uhr ging ich in die Peterskirche, wo der heilige Vater das Hochamt hielt. Dies dauerte bis $12^1/_2$. Den ganzen prächtigen und feierlichen Hergang zu beschreiben, bin ich nicht aufgelegt; man hat dies schon hundertmal gehört und gelesen. Am besten gefiel mir der Moment der Wandlung, während welcher der Gesang schwieg, Alles auf die Kniee fiel und eine sanfte choralmäßige Musik wie aus weiter Ferne sich hören ließ; dann, als der heilige Vater mit der Tiara auf dem Haupt im Tragsessel von den geharnischten Schweizern getragen wurde. Voraus gingen die Cardinäle mit weißen Infuln und im reichsten Ornat. Der Umfang der Kirche hat mir heute erst recht eingeleuchtet. Der große Petersplatz stand voll von Equipagen, Wagen und Fußgängern und besonders die Fremden strömten schaarenweis dahin und ich glaubte bei meiner Ankunft kaum mehr ein Plätzchen zu finden. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich beim Eintritt in die Kirche den größten Theil des Mittelschiffes leer und in den Kapellen nur an den Wänden und Säulen Menschen fand. Der dickste Haufe hatte sich um die Confession und vor das Presbyterium zusammengedrängt. Wie viele Tausende aber in der Kirche waren, zeigte sich erst beim Herausgehen durch die beiden Seitenpforten (das Hauptportal war nicht einmal geöffnet.) Der Zug des Volkes und der Wagen wollte kein Ende nehmen und nur auf einem Um- und Nebenwege war es mir möglich, noch bei guter Zeit über die Engelsbrücke zu kommen.

Den 7. Januar 1843.

Gott sei Lob und Dank, daß es mit meiner Gesundheit wieder besser geht. Ich habe mich oft zusammennehmen müssen, um in dieser Krankheit nicht muthlos zu werden. Wenn daheim

der Kopf litt, so ist hier dagegen der Unterleib offenbar durch Klima und Nahrung in Verfall gerathen. Die Besorgniß, ein langwieriges Uebel zu bekommen, noch schwerer zu erkranken, nicht abreisen zu können, den Sohn in Kummer zu versetzen, vielleicht bei San Lorenzo, entfernt von der Ruhestätte meiner Geliebtesten, in die Grube geworfen zu werden — diese peinliche Besorgniß war das Schlimmste und nicht abzuweisen. — Die Magd und Wirthin thaten (freilich für Geld), was ich verlangte. Viel liebreicher und uneigennütziger zeigte sich die Theilnahme der deutschen Landsleute. Erst heute habe ich erfahren, daß die beiden Damen (Phillips und Gumpenberg), obgleich selbst der Ruhe und Pflege bedürftig, sich verabredet hatten, wenn es noch schlimmer geworden wäre, abwechselnd bei mir in der Nacht zu wachen. Heute früh besuchte mich auch die Frau Professorin Keller, um mir Suppen und Früchte anzubieten. Alertz, der Vielbeschäftigte, hat collegialisch an mir gehandelt, der Uebrigen nicht zu gedenken. In der Fremde ist solche Theilnahme viel mehr werth als zu Hause. Gott lohne es Allen! Nach Tische kam Franz aus dem Seminar zu mir und war voll Freude, als er mich heute so glücklich verändert fand. Er hatte dies auch gehofft und eben heute für mich eine dreitägige Andacht zur Mutter Gottes beendigt. — Wir brachten mit einander einige recht glückliche Stunden zu und gegen Sonnenuntergang schied er mit frohem Herzen von dannen.

Den 8. Januar.

Obwohl es mit den Beinen noch nicht recht fort wollte, verfügte ich mich doch gegen 2 Uhr in die Propaganda, um dem großen Sprachenfest (esercizio academico) beizuwohnen, zu welchem ich eine Eintrittskarte erhalten hatte. Der kleine Saal konnte die Menge der Zuhörer kaum fassen und steht in

keinem Verhältniß mit dieser großartigen Anstalt und einer so imposanten und einzigen Feierlichkeit. Glücklicher Weise war ich früh genug gekommen und bekam noch in der vierten Reihe einen Stuhl. Das Publikum, unter welchem nur wenige Italiener zu sein schienen, war beinahe ebenso, wie die Alumnen dieses Weltseminars, aus den verschiedensten Nationen zusammengesetzt. Engländer und Deutsche hatten sich besonders zahlreich eingefunden. In meiner Nähe saßen der junge Lord Hamilton, der kürzlich mit seiner ganzen Familie katholisch geworden, und der Pater Geramb, General-Procurator des Trappistenordens, mit dem schönsten weißen Bart und einem Kopf, an dem sich mein nächster Nachbar, der Bildhauer Achtermann, nicht satt sehen konnte. Um 3 Uhr nahmen die Propagandisten auf der erhöhten Tribüne, 4 Reihen bildend, im großen Halbkreise ihre Sitze ein. Bald darauf erschienen, nebst anderen hohen Personen, 5 Eminenzen, worunter die Cardinäle Acton, Massimi und Mezzofanti und nun wurde der Aktus mit einem wohlgesetzten lateinischen Prolog, gesprochen von einem Irländer, eröffnet. Es folgten dann die einzelnen (kurzen) Vorträge in 42 verschiedenen Sprachen, meist Gedichte, die sich auf die Geburt des Heilandes und die Anbetung der drei Magier bezogen. Von den Chinesen und Pegu-Indianern wurden auch seltsam klingende Gesänge vorgetragen. Ein Gespräch von drei Chaldäern, mit jüdischem Eifer vorgetragen, machte einen höchst komischen Effekt. Die ganze Versammlung lachte, obgleich außer Mezzofanti kaum Jemand ein Wort davon verstand. Persisch, Tamulisch, Albanesisch und Celtisch sprachen mich vorzüglich an. Der Spanier riß mich durch Sprache, Ton und Bewegung zur Bewunderung hin, der Schotte und der Franzose machten ihre Sachen gleichfalls gut, ebenso ein Indianer aus Goa, der Portugiesisch sprach. Der Deutsche hatte kein übles Gedicht gemacht,

trug es aber etwas hölzern vor. Jeder Vortrag wurde beklatscht, am meisten der komisch-chaldäische. Das Ganze dauerte etwas über zwei Stunden und wurde mit einem kurzen, um Nachsicht bittenden Epilog in italienischer Sprache beschlossen. — Somit habe ich nun auch, was längst in meinen Wünschen lag, die Vereinigung der Sprachen in dieser größten, für den ganzen Erdkreis bestimmten Missionsanstalt gesehen und obgleich ich von den Vorträgen nur das Allerwenigste verstand, so ist mir doch Alles im höchsten Grade interessant gewesen.

Den 9. Januar.

Heute hatten wir zuerst lähmenden Sirocco bei lauer, widrig weicher Luft; dann, gegen Mittag, ein Gewitter mit heftigen Blitzen und Donnerschlägen, Hagel und Regengüssen. Ich machte einen Besuch im Seminar, um den Herren un felice capo d'anno zu wünschen. Der Rektor war abwesend, sein Viceregens und Professor Ximenes empfingen mich sehr freundlich. Bei dieser Gelegenheit habe ich die innere Einrichtung des weitläufigen Gebäudes näher kennen gelernt. Die Theologen, Philosophen und Gymnasiasten bilden besondere Abtheilungen; die letzteren theilen sich wieder in Unterabtheilungen (camerate), von welchen eine jede einen großen Saal bewohnt, während bei den ersteren jeder Einzelne seine eigne Zelle hat. Alles ist recht zweckmäßig und ordentlich eingerichtet. Franz führte mich zuerst in die große Hauskapelle, dann in die verschiedenen Säle und in einige Zellen, aus denen man eine herrliche Aussicht auf die Stadt genießt. Die jungen Leute hatten zu Weihnachten die Kapelle und die in jeder Camerata befindlichen kleinen Oratorien mit großer Mühe und Geschicklichkeit aufgeputzt und außerdem noch drei große Krippel (Presepj) gebaut, die wirklich ganz allerliebst anzuschauen und recht künstlich

gearbeitet sind. Jedes stellt eine aus mächtigen Korkrinden gebildete Felsengrotte vor, durch deren Oeffnungen und Spalten man in weiter Perspektive die anmuthigsten Gegenden, Berge, Felsen, Thäler, ruhende Heerden, eilende und schlafende Hirten, die Stadt Bethlehem u. s. w. erblickt. Man sieht und hört sogar einen Wasserfall rauschen, der Mond leuchtet am Himmel, und vorne und oben steigen die Engel jubilirend vom ewigen Vater herab. Es ist wirklich Nacht, denn jedes Krippel ist an einem dunklen Orte eingerichtet und wird durch unsichtbare Lampen erleuchtet. Alle Figuren sind aus Holz geschnitzt, oder aus Gyps gebildet und mit heiteren Farben bemalt. In der Grotte selbst liegt das Christkind auf Heu in dem Kripplein zwischen Joseph und Maria, zur Seite Ochs und Eselein, im Vordergrunde anbetende Hirten. Das Ganze ist so niedlich und ansprechend, daß auch Erwachsene sich darüber freuen können und selbst vornehme Herren (z. B. mehrere Cardinäle) hingehen, um es anzusehen. Mit mir zugleich waren ein paar armenische Geistliche dort. Die Seminaristen freuen sich über diese Besuche und zeigen ihr Werk mit einem recht naiven und unschuldigen Wohlgefallen. Selbst die Aelteren sind von einer kindlichen Heiterkeit erfüllt, Alle höflich, munter und gesund.

Den 10. Januar.

Das Fest der Epiphanie, an welchem alle Völker in den Personen der heiligen drei Könige dem neugebornen Heilande ihre Huldigung darbrachten, gibt hier in Rom noch Veranlassung zu einer anderen Feierlichkeit, die acht Tage dauert und in der großen und schönen Kirche San Andrea della Valle gehalten wird. Diese ganze Woche hindurch dauert daselbst vom frühen Morgen bis zum Abend der Gottesdienst fort und wird abwechselnd nach lateinischem, griechischen, armenischen und

maronitischen Ritus gehalten und täglich auch in verschiedenen Sprachen (italienisch, deutsch, französisch, englisch und spanisch) gepredigt. Als ich heute in die geschmückte Kirche kam, war soeben das griechische Hochamt beendigt und ein englischer Prediger hatte die Kanzel bestiegen. Von seiner Rede verstand ich zwar nur wenig, konnte aber so viel abnehmen, daß in einem sehr ruhigen und gemessenen Vortrage die Vorzüge der katholischen Religion entwickelt wurden. Die Zuhörer, ziemlich zahlreich versammelt, und natürlich zumeist aus Engländern bestehend, schenkten dem Redner große Aufmerksamkeit. Auffallend war mir die Menge von englischen Abbati's, mit welchen sich die Zöglinge des englischen, irischen und schottischen Collegiums verbunden hatten. Diese nachdenklichen jungen Britten, auf deren Gesichtern man die Verschiedenheit der angelsächsischen und normännischen Abstammung lesen kann, müssen in unseren Tagen das höchste Interesse erregen; sie werden die große katholische Bewegung, von welcher England jetzt ergriffen ist, befördern und vollenden helfen. — Nachmittag wanderten wir bei schönem Wetter in die Via Giulia, um in Palazzo Falconieri die von dem verstorbenen Cardinal Fesch (Napoleons Oheim) hinterlassene Gemäldegalerie zu sehen. Diese Sammlung ist sehr reich und kostbar und geeignet, die verschiedensten Liebhaber zu befriedigen. Als die kostbarsten Juwelen der Galerie möchte ich die Tafel des jüngsten Gerichtes von Fra Angelico da Fiesole, eine sehr große und prachtvolle Anbetung der Könige von Rubens, eine kleine höchst vollendete Madonna in einer herrlichen Landschaft von Bernardino Luini und endlich die grau in grau gemalte wundersame Bergpredigt von Rembrand betrachten, in welcher dieser Meister sich selbst übertroffen zu haben scheint. Manches erinnert noch in den Sälen an untergegangene Herrlichkeit, besonders Napoleon's Marmorbüste

und die mit kaiserlichen Adlern verzierten Prachtsessel und Sofa's. Jetzt gehört der verödete Palast dem Joseph Bonaparte und ist nur von wenigen Franzosen bewohnt. Die Galerie wird nächstens verkauft und vielleicht zersplittet werden; jedenfalls wird sie in Rom nicht lange mehr zu sehen sein. Sie steht zum Einpacken bereit und viele Gemälde sind schon ihrer Rahmen entkleidet. Sic transit gloria mundi! — Napoleons Mutter, Madame Letizia, wohnte an der Piazza di Venezia in einem Palast, der jetzt dem Lucian Bonaparte gehört und war eine sehr wohlthätige Frau. Ihre Hoffnung auf Napoleons Wiederherstellung ist erst mit seinem Tode erloschen. Rom ist von jeher ein Asyl gefallener Größen gewesen und es scheint, als ob verbannte Fürsten und entthronte Könige keine würdigere Zuflucht finden können.

Den 11. Januar.

Der Engländer, welcher gestern in S. Andrea della Valle predigte, war eine hohe blonde Gestalt in den fünfziger Jahren, ziemlich kahlköpfig, fast unbeweglich, voll unaussprechlicher Seelenruhe, mit welcher die langsame, gedämpfte und monotone Stimme in völligem Einklang stand. Als ich heute in dieselbe Kirche kam, betrat die Kanzel ein anderer Prediger, der von jenem der entschiedenste Gegensatz war, eine brünette und feine Gestalt, dem Anschein nach erst ungefähr 30 Jahre zählend, mit hoher freier Stirn, schwarzen Haaren, blitzenden Augen, Adlernase und einer Lebhaftigkeit in den Bewegungen, wie ich sie auf der Kanzel nur erst einmal (in Bologna) gesehen. Die sonore und wohlklingende Stimme tönte laut und kräftig und doch ohne alle Anstrengung bis in die äußersten Winkel der Kirche hin. Er war ein Spanier! Seine Rede gefiel mir natürlich viel besser, als die gestrige, weil ich sie verstand, mit Aus-

nahme einiger Stellen, in welchen das Feuer des Predigers die Worte zu schnell hervorströmen ließ. Ausgehend von dem Satze, daß der Mensch von sich selbst und mit aller Philosophie nicht zur Wahrheit gelangen könne ohne den Glauben, zeigte er die Kraft und das Verdienst desselben in den drei Magiern, (die er mit Recht als die ersten Christen bezeichnete), indem er zugleich nachwies, daß die Motive ihres wie unseres Glaubens dieselben sein müssen. Es folgte dann im zweiten Theile eine beredte Schilderung der Einheit des Glaubens, der in der ganzen katholischen Welt ungeachtet aller Verschiedenheit der Nationen, Sprachen und Sitten, der nemliche ist, ewig bewahrt durch die Kirche und den ihr verheißenen Beistand von Oben. Mit den hochherzigen Worten: „Españoles! Somos los hijos primogenitos de esta santa madre Iglesia!“ forderte er dann die versammelten Landsleute auf, in diesem Glauben fest zu beharren, ja für ihn zu leben und zu sterben. Am Schluß gegen das auf der Kanzel stehende Kruzifix gewendet, flehte er mit erschütternden Worten die göttliche Barmherzigkeit an für die gesammte Kirche, für das unglückliche Spanien, für alle Vertriebenen und Verbannten. Seine Stimme steigerte sich bis zum höchsten Affekt und wurde mitunter fast vom Schmerz erstickt. Zuletzt ersuchte er die Versammlung um ein stilles Gebet für Freunde und Feinde und für diejenigen, die in Todsünden sind. Das Auditorium war fast noch zahlreicher als gestern, da sich jetzt in Rom eine große Menge von Spaniern aufhält, die der Fanatismus der Revolution aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte. Mehrere waren höchst dürftig gekleidet und schienen in sehr beschränkten Umständen zu sein. Auch viele spanische Mönche waren anwesend. Die Collekte war für die arme Mission in Neu-Guinea bestimmt. — Die Predigt sowohl, als auch die ernste Versammlung hatte auf mich, als einen

warmen Freund des spanischen Namens, einen tiefen Eindruck gemacht; ich fühlte die innigste Theilnahme für diese unglücklichen Emigranten, die größtentheils Opfer ihrer Ueberzeugung, ja in gewissem Sinne Martyrer ihres Glaubens sind. Wie im Traume ging ich aus der Kirche auf den venetianischen Platz, um mir bei Torlonia den Rest meines angewiesenen Geldes zu holen. Wäre dieser Rest nicht so klein, wie gern wollte ich ihn mit jenen Armen theilen!

Den 12. Januar.

Die sogenante „kleine Kunst" (Heiligenbilder, Medaillen und dergl.) ist hier noch elender als in Deutschland und Frankreich bestellt. Wie oft ich mich auch nach Crucifixen von Holz, Metall oder Elfenbein umgesehen, so habe ich doch unter der großen Menge kein gutes Machwerk finden können. Dies scheint unglaublich, wenn man den vorhandenen Reichthum an herrlichen Vorbildern und die große Zahl der hier noch lebenden einheimischen und fremden Künstler erwägt (über 300 Bildhauer und wohl dreimal so viel Maler, worunter über 200 Deutsche) und doch verhält es sich nicht anders. Diese Künstler sind aber meistens nur Handwerker, die ohne Ideen und ohne wahre Begeisterung dem Broderwerb nachgehend, einseitig einer Art und Manier folgen, zum Theil sehr wüste und ungeschlachte Gesellen. Ich kenne welche, die sich schon Jahre lang hier aufhalten, ohne die wichtigsten Galerien gesehen zu haben. Die Besseren bilden sich nach den theatralischen Franzosen und nach dem eben so französischen und kalten Camuccini; ein sehr kleines Häuflein (vielleicht die Besten) hält sich an Overbeck. Die Italiener sehen in dessen Wirken nichts anderes, als ein ohnmächtiges Bestreben, die „Cinquecentisti" nachzuahmen. Sie begreifen ihn schlechterdings nicht und bleiben steif und fest bei

ihrem akademischen Stil. Italien besitzt die größten und meisten Schätze an Kunstwerken, aber die Kunst selbst, d. i. die wahre und große Kunst, scheint entwichen zu sein. Sind auch im Volk die trefflichsten Naturanlagen für die Kunst vorhanden, so ist doch der Geschmack sowohl in der Malerei und Sculptur, wie in der Architektur und Musik, bis in den Grund verdorben und demgemäß können auch nur entartete Produkte zum Vorschein kommen. Uebrigens fehlt es weder an Kunstsinn, noch selbst an gewissen Kenntnissen, die sich bei der Betrachtung und Beurtheilung von Werken zeigen. Noch gestern sah ich einen schlecht gekleideten Landmann, der vor einem Antiquarladen sein Maulthier anhielt, um sich lange Zeit ein heraushängendes Bild zu betrachten. Die Kenntnisse sind freilich sehr eingeschränkt und gehen selbst bei den Unterrichteten in der Regel nicht über Italien hinaus. So fand ich neulich in der Galerie Spada zwei Herren, von welchen der eine wie ein Professor sprach, mit dem Stil der italienischen Meister offenbar bekannt war und gegen seinen Begleiter sogar den alten Mantegna in Schutz nahm. Ich glaubte einen gelehrten Kunstkenner vor mir zu haben, erstaunte aber nicht wenig, als wir vor einem angeblichen Albrecht Dürer standen, aus dem belehrenden Munde die Worte zu vernehmen: „Questo Alberto Durero era il capo della scuola olandese!“ Und dem Professor Phillips hatte ein gebildeter Mann zu verstehen gegeben, daß man in Deutschland von Gemälden ja doch nichts Anderes, als Copieen nach italienischen Meistern zu sehen bekomme. —

Den 13. Januar.

In San Andrea della Valle wohnte ich dem Hochamte bei, welches heute die Maroniten vom Berge Libanon nach ihrem Ritus in syrischer Sprache hielten — ein Priester

im Pluvial mit zwei Diakonen und zwei Akolythen. Die Epistel liest ein Diakon, das Evangelium der Priester selbst, letzterer in der Mitte des Altares, beide zum Volke gewendet. Bei der Wandlung werden die Einsetzungsworte gesungen. Die Elevation findet erst kurz vor der Communion statt. Ganz eigenthümlich war der syrische Gesang und die Responsorien, leise klagende Töne, meistens in Moll, in Melodie und Vortrag dem Hebräischen verwandt. Die braunen und bärtigen Gesichter dieser Orientalen, das Ernste und Gemessene in ihren Bewegungen und jener gedämpfte, zuweilen fast zitternde Gesang, den gleichsam die Ehrfurcht vor der Gottheit in der Brust zurückzuhalten schien, kamen mir ganz fremd und außerordentlich vor. Ich glaubte in den Gebirgen von Syrien zu sein....

Der Buchhandel ist hier ganz anders, als in Deutschland beschaffen. Verleger gibt es fast nicht und die meisten Autoren lassen ihre Werke auf eigne Kosten drucken. Mehrere Principi, Institute und Klöster haben ihre eigenen Druckereien. Alte und neue Bücher sind im Allgemeinen sehr theuer und feste Ladenpreise finden selten statt. Auf den Auktionen, wo ich auch einmal gewesen, werden oft für ein Buch so viele Paoli bezahlt, wie man in Deutschland Kreuzer gibt. Dabei ist die Zahl der Bücher, die alljährlich verkauft werden, außerordentlich groß. Sogar aus England kommen Antiquare her, um Einkäufe zu machen. Es scheint, als ob hier die Bücher absolut in höherem Werthe, als bei uns, gehalten werden.

Abends war ich bei Professor Keller*), wo auch der alte Maler v. Rohden anwesend war, einer der erfahrensten und gescheidtesten Männer, die mir hier begegnet sind, dabei sehr

---

*) Der damals die Zeichnungen zu seiner Disputa eben vollendet hatte. (Anm. d. Herausgbs.)

heiter, unerschöflich in Anekdoten und von vortrefflicher Gesinnung. Am interessantesten ist mir immer, was er, unpartheiisch und scharfsinnig, über die hiesigen Verhältnisse mittheilt, sowohl über Licht- als Schattenseiten.

Den 15. Januar.

Nach der Messe (alle Fratte, wo man in dieser Woche den Jahrestag der Ratisbonne'schen Bekehrung feiert) ging ich ins Collegium Romanum, um endlich einmal das Kircher'sche Museum zu sehen. Von den Sachen, die der P. Kircher im 17ten Jahrhundert dort gesammelt, ist wenig oder nichts mehr vorhanden; was man findet, ist später angeschafft; doch trägt die Anstalt noch immer seinen berühmten Namen. Der Padre Marchi ist Vorsteher derselben und macht sich ein Vergnügen daraus, allen Wißbegierigen diese Alterthümer auf die angenehmste und belehrendste Weise zu erklären. Unter den naturhistorischen Gegenständen sind interessant eine Reihenfolge von italienischen, besonders römischen und neapolitanischen Gebirgsarten, Versteinerungen und Laven, Seemuscheln von Monte Mario, ein mit Kalksinter incrustirter Menschenschädel aus Tivoli u. s. w. Unter den Antiken viele Marmorbüsten, Statuetten, Hausgeräth, Lanzen, Pfeilspitzen, Münzen, etruskische Gewichte, Stempel, Siegelringe, Schlüssel und Schlösser, Opfergeräth u. s. w. Das Seltenste und Merkwürdigste besteht aber aus einer Sammlung altchristlicher Alterthümer, sämmtlich aus den Katakomben entnommen, namentlich: Inschriften auf Grabtafeln, aus welchen erhellet, daß die Anrufung der Heiligen, die Gebete für die Verstorbenen und die Lehre vom Reinigungsort bei den ersten Christen allgemein üblich und verbreitet waren; schöne Bronzelampen mit dem Monogramm Christi, später mit dem Kreuz; (das Kreuz erscheint erst nach

der Verfolgung, in der Zeit des Friedens; der Fisch gehörte zur Disciplina arcani); kleine marmorne Statuetten, den guten Hirten mit dem Lamm vorstellend, die in den Nischen der unterirdischen Kapellen gefunden wurden; Schalen von Achat, gebrännter Erde und Stein, Gläser, die das Blut der Martyrer enthielten; kostbare (einzige) Medaillons, aus zwei mit einander verbundenen Glasplatten bestehend, welche ursprünglich den Grund eines Glases oder Kelches bildeten, mit eingebrannten goldenen Miniaturgemälden, früher mit Martyrerblut tingirt und an den Gräbern eingemauert gefunden. Eines dieser runden Stücke, eine Handfläche groß, zeigt in der Mitte den Heiland, und im Umkreise: die Hochzeit zu Cana, die Vermehrung der Fische, die Heilung des Lahmen, den jungen Tobias und die drei Jünglinge im Feuerofen. Auf einem anderen sieht man Christus und zu beiden Seiten Petrus und Paulus; auf einem dritten einen christlichen Ehebund, Mann und Frau, die sich die Hände reichen, mit der Inschrift: Vivatis in Deo. — (Merkwürdig ist auch ein Gemälde in den Katakomben, die heilige Jungfrau betend mit ausgebreiteten Armen, die von Petrus und Paulus unterstützt werden, wie die Arme des betenden Moses während der Schlacht gegen die Amalekiter, — ein eclatanter Beweis von der großen Verehrung der heiligen Jungfrau bei den ersten Christen.) P. Marchi zeigte mir auch den großen Plan der Katakomben von S. Agnese, aus welchem mir deutlich wurde, daß wir bei unserem neulichen Besuch zwar weit hingedrungen sind, aber doch nur den kleinsten Theil dieses unterirdischen Stadt-Viertels von Rom gesehen haben. Alles dieses interessirte mich so sehr, daß ich kaum Zeit und Aufmerksamkeit hatte, den Blick noch auf einige egyptische und chinesische Sachen fallen zu lassen. Am Ende unterhielt ich mich noch mit dem gelehrten Führer über Bunsen, der in seiner

Beschreibung von Rom über die Katakomben eine Menge Irrthümer und Falschheiten gesagt hat und, wie Marchi meint, nur nach Rom gekommen zu sein scheint, „per affermarsi negli suoi errori.“

Um 5½ Uhr Nachmittag war ich zum Preußischen Gesandten, Herrn v. Buch al pranzo eingeladen, wo Reumont, Professor Welker aus Bonn (der Griechenland, Kleinasien und Sicilien besucht hat) und Professor Bernstein aus Breslau eine gute Unterhaltung gewährten und die Uebrigen leidlich waren. Auch Herr v. Buch war sehr aufgeräumt. Es wurde gut gespeist und zwei Gläser vaterländischen Rheinweins mundeten vortrefflich. Nach dem Essen setzten wir uns in einem anderen Zimmer um ein Kaminfeuer, wobei Kaffee genommen und Cigarren geraucht wurden. Das Gespräch war belebt und instruktiv und handelte, wie gewöhnlich, vom italienischen Leben und Treiben, wobei es an Vergleichen und Seitenblicken auf Deutschland nicht fehlte. Meine Schulschrift, die mich überall hin verfolgt, ist auch diesmal, wie schon neulich, zur Sprache gekommen. Um 9 Uhr empfahlen wir uns. Auf den Rath des Professor Welker, der uns schon oben verließ, wollte ich mit dem guten Bernstein nicht den gewöhnlichen Seitenweg, sondern die große Treppe vom Capitol heruntergehen. Da es aber regnete und ziemlich dunkel war, so übersahen wir und vergaßen, daß oben, noch vor dieser Treppe, sich eine gemauerte 2 bis 3 Fuß hohe Einfassung oder Rampe befindet. Indem wir also rüstig und gerade zu fortschritten, fielen wir beide urplötzlich von der kleinen Mauer auf das nasse und schmutzige Straßenpflaster herab. Ich kam vermöge meiner leichteren Last mit ziemlich gleichen Füßen auf dem Boden an, taumelte noch ein paar Schritte vorwärts und stürzte dann der Länge nach hin, während der Regenschirm mir aus der Hand fiel und der Hut davon flog.

Außer einer starken Contusion auf der linken Wange war mir kein Leid geschehen. Mein Begleiter lag im dicken Mantel hinter mir, jammerte sehr über ein Knie und konnte erst mit meiner Hülfe wieder auf die Füße kommen. Indessen ist Gott zu danken, daß Keiner ein Bein gebrochen, was leicht hätte geschehen können. Auf dem Corso trennten wir uns und als ich nach Hause kam, hatte ich eine Geschwulst, wie ein halbes Hühnerei groß und mußte noch 1½ Stunden kalte Umschläge machen. — So endigte das späte Diner bei Herrn v. Buch. Wenn wir diesen Fall in Deutschland erzählen, so wird man sicher vermuthen, daß nicht die Rampe der capitolinischen Treppe, sondern ein Weinnebel in unserem eigenen Capitolium daran Schuld gewesen. Und dennoch sind wir Beide so mäßig wie Herr Böttcher in Göttingen (der nie mehr wie zwei Gläser trank — Anekdote von Phillips) gewesen.

Den 25. Januar.

Ich benützte den schönen Tag und fuhr des Morgens um 9 Uhr nach dem Vatican, um die eingekauften Kreuze und Rosenkränze vom heiligen Vater weihen zu lassen. Die Schweizer am Eingange, auf den Treppen und in der Anticamera wiesen mich überall freundlich zurecht. Es ist sehr angenehm für einen Deutschen, mit diesen Hellebardiren in seiner Sprache reden zu können, sowie es mir auch bedeutsam und ehrenvoll für unser Volk erscheint, daß gleichwie zu den Zeiten der Kaiser die Prätorianische Leibwache größtentheils aus Germanen bestand, noch heute der nächste Schutz des kirchlichen Oberhauptes einem deutschen Stamme anvertraut ist. Der erste große Vorsaal (der Papst wohnt drei Treppen hoch, aber welche Treppen!) ist mit guten Fresken geschmückt und es macht schon beim Eintritt einen angenehmen Eindruck, unter diesen Wandgemälden

die allegorischen Figuren der Religion, der Liebe, Güte und Gerechtigkeit (Religio, Charitas, Clementia et Justitia) zu erblicken. Im zweiten Vorsaal befanden sich außer einem Offizier 4 Diener oder vielmehr Herren, die in mittelalterlicher Weise ganz in carmoisinrothes schweres Seidenzeug gekleidet waren. Einer von ihnen fragte sehr höflich nach meinem Begehren, legte die mitgebrachten Sachen auf ein Tablet und trug dieses, nachdem er mich zum Sitzen eingeladen, sogleich zum Papste hinein. Nach einer kleinen Viertelstunde brachte er mit einer verbindlichen Rede die Kreuze und Rosenkränze benedicirt zurück. Man sieht und fühlt hier, daß man sich nicht im Palast eines gestrengen irdischen Fürsten, sondern in der liebreichen Wohnung des allgemeinen Vaters der Christenheit befindet. Der Papst unterbricht sogar seine Geschäfte, um die Personen, welche ein Anliegen wie das meinige haben, nicht lange warten zu lassen. Während meiner Anwesenheit waren mehrere Prälaten und zuletzt noch der Governatore di Roma den Saal passirt und zu Sr. Heiligkeit hineingegangen.

Gegen Mittag machte ich noch einen Besuch beim Kaplan der Schweizergarde, der hier den Rang eines Monsignore hat, im Schweizer-Quartier am Vatican wohnt und mich mit vielem Wohlwollen empfing. Es ist nun die höchste Zeit, daß ich dem Papste vorgestellt werde, wenn überhaupt aus dieser Audienz noch etwas werden soll. Theiner wollte mich längst schon einführen, ist aber bei seiner Geschäftigkeit noch nicht dazu gekommen. Nächstens wollen Dr. Alertz und jener biedere Schweizer die Sache vermitteln. Man muß 2 Tage vorher angemeldet sein. — Monsignor Florian de Courtins ist aus Graubündten gebürtig, hat in Freiburg, Lyon und Rom studirt und wohnt hier seit 15 Jahren, — eine sehr ruhige, solide Natur, kräftig gebaut, mit höchst ehrlicher Physiognomie. Er zeichnet sich durch

ein besonnenes Urtheil und, wie mir scheint, durch große Herzensgüte aus.

Den 27. Januar.

Dr. Alertz hatte mir schon vor einigen Tagen einen kranken Banquier aus Kopenhagen zugeschickt, um über diesen Fall meine Meinung zu hören. Heute besuchte derselbe, Herr Puggaard, mich wieder und lud mich zum Diner in seine Wohnung (Via dei Pontefici) ein. Seine Gemahlin ist eine berühmte Dilettantin in der Malerei, Tochter und Sohn sehr wohl gebildet. Außer mir war noch als Gast der Würtembergische Consul Kolb anwesend, ein derber, freimüthiger Mann, der viel Ergötzliches von Bunsen, Kastner und Abeken erzählte und auch Manches über Göthe sprach. Er ist seit 18 Jahren in Rom. Nach Tische zeigten mir die Damen ein interessantes Album mit Beiträgen von Thorwaldson, Koch und mehreren dänischen Malern. Ueber dem Kunstgespräch verging die Zeit sehr schnell; ich mußte noch zum Thee bleiben und kam erst spät nach Hause.

Den 28. Januar.

Für heute war mit Dr. Dressel*) ein Ausflug nach Frascati verabredet worden. Schon früh um 6 Uhr erschien derselbe

---

*) Ueber diesen Alterthumsforscher ist im Tagebuch (schon am 17. November) Folgendes bemerkt: „Dr. Dressel, der seit mehreren Jahren in Rom und leider hier durch die Ungeschicklichkeit eines deutschen Arztes fast um sein ganzes Augenlicht gekommen ist, flößt mir wegen seines gemüthlichen Wesens und seiner antiquarischen Kenntnisse ebensoviel Achtung ein, als er wegen seines Augenübels meine Theilnahme erregt. Ich will mit ihm noch einen letzten Heilversuch anstellen, weil er so unglücklich ist und wie es scheint, viel Vertrauen in mich setzt. Ich blieb mehrere Stunden bei ihm und habe eine sehr lehrreiche Unterhaltung ge-

mit dem Wagen und bald auch der junge Puggaard, der mich gestern gebeten hatte, ihn nach Frascati mitzunehmen. Wir fuhren die Porta San Giovanni hinaus, zuerst noch zwischen Weingärten, dann in die hier ziemlich ebene Campagna hinein. Nach einigen Miglien passirten wir den ungeheuren Aquädukt der Claudia, unter welchem ein neuerer Bogen (Porta furba) die Straße durchläßt. Die Sonne ging hinter dem Sabinergebirge auf, welches ganz in rosenrothem Lichte erschien, während die Albanerberge in tiefem Blau standen. Der Morgen war heiter und klar, aber empfindlich kalt, die Erde mit Reif bedeckt und die kleinen Pfützen mit einer Eisrinde versehen. Rechts und links zeigten sich hier und da einige Trümmer; die größten gehörten der Villa des Lucullus an. Ein Haufen alter Ruinen, den man weiterhin erblickt, heißt jetzt Roma vecchia. Wir schlugen den Weg nach Grottaferrata ein, der ziemlich schlecht war und, als die Sonne höher stieg, sehr morastig wurde. Grottaferrata, welches wir erst nach 3½ Stunden erreichten, ist ein altes Kloster der Basilianer (um das Jahr 1000 gegründet) und von Julius II. mit einer mittelalterlichen Befestigung versehen. Es hat eine kleine, wenig bedeutende Kirche, aber neben derselben (rechts) die große und berühmte Kapelle, in welcher Dominichino an den Wänden seine schönsten Fresken gemalt, die Geschichte des heiligen Nilus vorstellend. Hier muß man betrachten, um diesen Maler würdigen zu lernen. Alle

---

nossen. Dabei legte er viel Herzensgüte, richtiges Urtheil und vortreffliche Gesinnung an den Tag. Er bestätigt, was ich schon so oft gehört, daß man, je länger man in Rom verweilt, sich um so besser gefällt. Mehrmal war er in Deutschland und immer ist er mit der größten Sehnsucht wieder nach Italien zurückgekehrt, obgleich ihm hier im ersten Winter Alles unbehaglich war. Er hat schon Verschiedenes geschrieben und kennt hier alle gelehrten Sprach- und Alterthumsforscher."

diese Bilder sind vortrefflich, am schönsten jedoch die Zusammenkunft des Kaisers Otto mit dem heiligen Nilus, die Heilung des besessenen Knaben und das Wunder mit der Säule. Cardinal Consalvi hat die Gemälde gut restauriren lassen und dabei auch die Büste Dominichino's aufgestellt. — Von da ging es über Berg und Thal nach Frascati, welches wir nach $^{3}/_{4}$ Stunden erreichten. Außer der malerischen Lage bietet die Stadt nicht viel Merkwürdiges dar. Die zahlreichen Villen, Lieblingssitze der reichen Römer, haben gesunde Luft und herrliche Aussichten. Gebäude und Gärten sind aber meist im altfranzösischen Zopfgeschmack, Bäume und Hecken beschoren. Nach eingenommenem Frühstück ritten wir zu Esel (Puggaard ging zu Fuß, um Steine zu sammeln) einen angenehmen schmalen Pfad bergan, der auf beiden Seiten mit Lorbeergebüsch eingefaßt war und schöne Durchsichten zuließ, an einem Capuzinerkloster vorbei (in der Nähe sind auch Camaldulenser), durch die Villa des Königs von Sardinien, immer höher hinauf bis zu dem Bergrücken, auf welchem das alte Tusculum stand. Man sieht hier nur noch einzelne Steinhaufen, ein Stück altes Straßenpflaster, die Ueberreste eines kleinen Amphitheaters und weiter unten die Ruinen eines Gebäudes, welches für die Villa des Cicero ausgegeben wird. — Von Tusculum wandten wir uns südlich und gelangten, einen halsbrechenden Fußpfad herabsteigend, in ein wildes Thal, aus welchem wir dann auf der entgegengesetzten Seite wieder aufwärts ritten, um wo möglich noch den Gipfel des Monte Cavo zu erreichen, von welchem man bei gutem Wetter eine der herrlichsten Aussichten genießt. Dieser Plan mußte aber aufgegeben werden, weil inzwischen ein immer dichter heraufziehender Nebel Alles verschleiert hatte, die Sonne auch bereits zu sinken begann und unsere Esel schon sehr müde waren. Dennoch drangen wir noch bis Rocca di Papa vor, ein großer

runder Fels, auf dessen uns zugewandter Seite das gleichnamige Paese mit seinen weißen Häusern, die terassenförmig gleichsam in den Felsen eingehauen sind, sich höchst romantisch präsentirte. Auf dieser Höhe, die ein Abhang des Monte Cavo bildet, wachsen viele Eichen und Kastanien. Die Temperatur war viel niedriger als im Thal. Hier kehrten wir um und kamen auf einem kurzen Wege, der zuletzt mit dem von Grottaferrata zusammentraf, in Zeit von 1½ Stunden nach Frascati zurück. Die Bergluft hatte mir wohl gethan und obgleich ich 5 Stunden geritten war, fühlte ich nur wenig Ermüdung. Unsere Cavalcade sah übrigens höchst possirlich aus. Die Mäntel, die wir angezogen, bedeckten fast den ganzen Esel; meine Mütze war mit Lorbeerzweigen geschmückt; der kleine Treiber, ein Muster von Cicerone, schlug hinten nachlaufend tüchtig auf die Thiere los und der junge Däne umkreiste uns wie ein Hühnerhund. In Frascati wurde noch gut und theuer gespeist und dann auf gerader Straße bei schon erlöschendem Abendroth und mattem Sternenschein die Rückfahrt gemacht. Gegen 8 Uhr waren wir wieder in Rom. Die Stille und Oede der Campagna ist nicht zu beschreiben. Auf dem ganzen Rückwege ist uns, außer einigen Weinbauern vor Frascati, kein lebendes Wesen begegnet; selbst innerhalb des Thores, auf dem Platz von San Giovanni, sowie in der langen Straße die nach Santa Maria maggiore führt, herrschte tiefes Schweigen. Erst in der Nähe der Quattro fontane konnte man Regungen von städtischem Leben bemerken.

Den 1. Februar.

Um 1 Uhr war ich in der Wohnung des Cardinal Mezzofanti, um diesem außerordentlichen Manne wenigstens einmal persönlich meine Verehrung zu bezeugen. Bei ihm ist, da er nicht reich,

Alles einfacher, als bei Patrizi. Im Vorzimmer warteten noch mehrere Fremde, unter welchen auch der Bibliothekar Kopitar aus Wien und Phillips. Der Cardinal begleitete einen Prälaten heraus und kam sehr freundlich auf uns zu. Kopitar, mit dem er krainerisch sprach (Kopitar ist aus Krain), wurde zuerst von ihm ins Käbinet geführt. Als dieser sich bald wieder entfernt, wurde ich mit Phillips zugleich hineingewinkt, nachdem der Cardinal zuvor gefragt, ob wir Beide auch mit einander bekannt wären. Wir mußten uns setzen, und die Unterhaltung war sehr ungezwungen, natürlich in deutscher Sprache, die Mezzofanti ganz vortrefflich spricht. Er zeigte uns ein neu erschienenes deutsches Buch, welches mir noch nicht bekannt war, fragte wie uns Rom gefiele, wie lange wir noch bleiben würden u. s. w. Dann war von Sprachen und Dialekten die Rede, wobei der Cardinal bemerkte, daß man früher die Stelle des bekannten Psalmes: Laudate Dominum omnes gentes, übersetzt habe mit: Laudate Dominum omnes linguae. Ich erlaubte mir zu sagen, daß nach dieser Uebersetzung Se. Eminenz den Herrn ohne Zweifel am besten loben könne. Darauf erwiederte er ernst und bescheiden, das wahre Lob Gottes müsse aus dem Herzen und nicht von den Zungen kommen. — Ueberhaupt sind große Demuth und Freundlichkeit und eine milde Heiterkeit und Einfachheit diejenigen Eigenschaften, die dem Cardinal alle Herzen gewinnen. Als ihm neulich ein Fremder seine Bewunderung in Betreff des Sprachvermögens bezeugte, erwiederte der bescheidene Mann: „Was ist an mir viel zu bewundern? Ich bin ja nichts mehr, als ein altes Lexikon und überdies ein sehr schlecht eingebundenes.“ Mit den letzten Worten deutete er auf seine schwächliche Gesundheit hin. Beim Abschiede küßten wir ihm die Hand und er entließ uns wie alte Bekannte.

Den 2. Februar.

Gegen 9 Uhr ging ich zu Alertz, der mir unterhalb des Capitols im Wagen entgegen kam und mich nach St. Peter brachte, wo das kirchliche Fest (zugleich der Wahltag des Papstes, der heute 10 Jahre regiert) mit großer Solennität gefeiert wurde. Ich bekam einen sehr guten Platz noch vor den Tribünen, nicht weit vom Thron und konnte Alles in der Nähe sehen. Wäre ich mit Uniform oder Escapins versehen gewesen, so hätte ich aus der Hand des heiligen Vaters eine Kerze empfangen und in der Prozession mitgehen können. Die Vertheilung der Kerzen währte über eine Stunde, zuerst an die Cardinäle und den zahlreichen Clerus, dann an die Laien, unter welchen ich mit Vergnügen auch einige Preußische und Englische Militär-Uniformen bemerkte. Die Procession (der Papst auf dem Tragsessel) und das Hochamt waren sehr feierlich und es folgte das Te Deum, Gebet und Segen und zuletzt der imposante Auszug. Die ganze Feierlichkeit dauerte über 3 Stunden und der gute Gregorius, den ich mir recht genau betrachten konnte, sah etwas angegriffen aus. Dennoch ertheilte er den letzten Segen mit einer sehr kräftigen Stimme und mit einem Aufblick zum Himmel, den ich nicht vergessen werde. — Auf dem Petersplatze mögen wohl gegen 1000 Equipagen gestanden haben.

Den 4. Februar.

Heute habe ich die größte Ehre genossen, die einem Fremden in Rom wiederfahren kann: ich habe eine Privat-Audienz beim heiligen Vater erhalten. Noch gestern Abend benachrichtigte mich Alertz in einem Billet, daß Se. Heiligkeit mich heute empfangen wolle. Um halb 10 Uhr holte mich der Doktor in einem Wagen ab und brachte mich bis zur Peterskirche, wo

sich bald auch die beiden Grafen Salm aus Westphalen in gleicher Absicht zu mir gesellten. Monsignor Courtins hatte den Auftrag, uns einzuführen und Alertz kehrte zu seinen Geschäften zurück. Wir gingen hinauf in den Vatican durch die beiden großen Vorsäle und mehrere kleinere Anticamere. In der vorletzten (im Thronsaal), worin sich ein Thron und gegenüber ein großes Crucifix befand, mußten wir warten, was ziemlich lange dauerte, da seit zwei Tagen wegen des Festes keine Audienz stattgefunden und eine Zahl von Einheimischen und Fremden sich bereits eingefunden hatte. Unterdessen zeigte uns unser Führer die kleine höchst einfache Hauskapelle, worin der Papst täglich die heilige Messe liest. Endlich wurden wir ins letzte Vorzimmer (anticamera nobile) geführt und der Cardinal Tosti, der sich darin befand, war so gütig, zu warten und uns den Vortritt zu lassen. Die beiden Salms gingen vor mir zum Papste hinein und nachdem sie (ziemlich bald) entlassen waren, wurde die Thür des Cabinets von dem höflichen Oberkammerherrn für mich allein geöffnet. Der Papst stand in seiner weißen Soutane vor einem mit Büchern und Papieren bedeckten Tische und hatte ein rothes Buch in der Hand. In bescheidener Entfernung hielt sich Monsignor Courtins. Ich erwies Sr. Heiligkeit die übliche Ehrerbietung des Fußkusses und wurde sehr leutselig aufgenommen. Vor der Audienz besorgte ich, es würde mir das Italienische im Munde stecken bleiben; allein beim Anblick dieses ehrwürdigen und milden Greisengesichtes und nach den ersten Worten, die man hört, verschwindet alle Scheu und ich sprach besser als sonst. Der Papst fing sogleich an, in dem rothen Buche zu blättern, welches ein alphabetisches Verzeichniß aller Bücher war, die ihm von Schriftstellern zugeschickt werden. Ich half ihm selbst meinen Namen aufsuchen (ich hatte ihm vor 6 Jahren mein Pestbuch gesandt und dafür ein höchst

liebevolles Schreiben erhalten) und der erste Gegenstand des Gespräches war die Pest. Bedauernd, daß ich nicht italienisch geschrieben und er mein Buch nicht selbst habe lesen können, that er die gescheidte Frage, welche Art von Pest ich eigentlich beschrieben und ob die antike oder die Bubonen=Pest schlimmer (più fatale) sei. Ich erklärte, daß die heutige (Bubonenpest) minder grausam als die alte sei. Ma — sagte er — sempre è peste! Ob ich nicht noch anderes geschrieben? Ich nannte die „Lungenkrankheiten.“ Se. Heiligkeit schien dies für eine schwierige Sache zu halten und sagte scherzhaft und wohlgefällig, ihm habe es bloß die Nase ergriffen und davon sei er durch Alertz befreit. Auf die kirchlichen Verhältnisse von Schlesien übergehend, erwähnte dann der heilige Vater des neuen Bischofs (Knauer), worauf ich den Wunsch und die Hoffnung ausdrückte, daß dieser seine Schuldigkeit thun werde. Der Papst erwiederte, freilich sei der Bischof schon sehr alt, doch habe er von ihm einen Brief voll von Submission und den besten Versprechungen erhalten. Zuletzt meine persönlichen Angelegenheiten berührend, erzählte ich hauptsächlich, daß ich meinen Sohn nach Rom begleitet, der Theologe sei, im römischen Seminar wohne, vielleicht bald Sr. Heiligkeit den Fuß küssen werde und nichts sehnlicher wünsche, als hier die heiligen Weihen zu empfangen. Lebhaft fragte der Papst: Quanti anni ha? (Wie alt ist er?) Antwort: noch zu jung — erst 22 Jahre. Hierauf folgte eine zufriedene Bewegung mit der Hand und einige gütige Worte, die ungefähr sagen wollten, daß sich dieses Hinderniß leicht werde beseitigen lassen. Die Audienz war zu Ende; indem ich mich beugte, um das goldene Kreuz des Schuhes zu küssen, wurde ich mit dem apostolischen Segen entlassen.

Gregor XVI. hat im Gespräch etwas Lebhaftes, Heiteres und Humoristisches, was in Verbindung mit einem leicht zur

Wehmuth neigenden Gefühl und einer strengen Frömmigkeit eine Mischung von Charakter gibt, durch die er im Umgange viele Menschen entzückt. Dies war namentlich der Fall bei dem Prinzen Friedrich von Preußen, wie mir noch gestern vom Grafen Salm versichert worden, der es aus des Prinzen eigenen Munde hörte. Die Lebensweise des Papstes ist sehr thätig, regelmäßig und keineswegs beneidenswerth. Er schläft nur 6 Stunden und zwar nicht in dem Prunkbett, welches in seinem Schlafzimmer gleichsam nur zur Schau aufgestellt ist, sondern auf dem einfachen Lager, dessen er sich früher im Kloster bedient hat und an welchem ein derber Strohsack das Beste sein soll. Er steht früh auf und liest schon um 6 Uhr (Winter und Sommer) in seiner kleinen Capelle täglich die heilige Messe, nur vor zwei Zeugen, und hört dann gewöhnlich noch eine zweite Messe bei seinem Capellan. In sein Gemach zurückgekehrt, trinkt er eine Tasse schwarzen Kaffee und ein Glas Wasser. Dann arbeitet er bis 10 Uhr mit den Cardinälen, die ihm Vorträge zu machen haben. Von 10 bis 12 Uhr wird Audienz ertheilt. Diese Audienzen müssen oft sehr lästig sein, da die meisten Fremden von Distinktion sich vorstellen lassen und die Zulassung nicht schwierig ist. Gegen 1 Uhr wird gespeist (immer allein!), höchst einfach, nie mehr als 3 Speisen, in der Regel nur Fische und Mehlspeisen, an die der Papst als Camaldulenser gewöhnt ist, höchst selten Fleisch. Die Fasttage werden sehr strenge gehalten. Courtins versicherte, daß er viel besser esse, als der Papst. Von 3—5 Uhr werden die eingegangenen Briefe und Bittschriften gelesen und wieder Geschäfte besorgt. Um 5 Uhr geht der Papst, um sich Bewegung zu machen, in seinen Garten, wo er nicht in den weichen Gängen, sondern auf einem harten Steinwege promenirt, den er zu diesem Behuf hat anlegen lassen. Später betet er sein Brevier. Das Abendbrod besteht

lediglich aus Suppe. Sein größter Luxus ist, daß er Tabak schnupft und täglich dreimal eine Tasse schwarzen Kaffee nimmt, den er sehr zu lieben scheint. Diese Ordnung leidet nur dann eine Abänderung, wenn große kirchliche Funktionen stattfinden. Erwägt man dabei, daß diese Funktionen für einen Greis sehr anstrengend sein müssen und daß die Regierung der Kirche in der ganzen Welt ihm fortwährend viele Sorgen und Bekümmernisse macht, so wird man ihn mehr bedauern, als beneiden dürfen.

Den 5. Februar.

Seit zwei Tagen bedrängt mich der leidige Sirocco wieder sehr; die Glieder sind sehr zerschlagen und die Verdauung scheint stillzustehen. Heute dauerte den ganzen Tag hindurch ein unaufhörlicher Platzregen, des Morgens mit Donner und Blitz, dabei heftige Windstöße, die in der Nacht und gestern Abend sich zum Sturm steigerten. Phillips wird mit seinen Damen eine traurige Reise nach Neapel machen. Und wie wird es mir ergehen?

Den 6. Februar.

Regen, Sirocco und Naßkälte dauern fort, die umliegenden Berge sind mit Schnee bedeckt und heute früh sind auch in Rom Schneeflocken gefallen. Die Tiber ist aus ihren Ufern getreten und hat einige Straßen überschwemmt. — Heute ist Franz mit mehreren ausländischen Seminaristen vom Rektor des Seminars dem heiligen Vater vorgestellt worden. Der Papst zeigte ihm in dem bewußten rothen Buche meinen Namen und erkundigte sich nach meiner Abreise. — Die Witterung ist ungünstig zum Reisen und mein Befinden nicht das Beste. Auch hat man mir vor Ueberschwemmungen bange gemacht. — Gott geleite und beschütze mich!

Den 10. Februar (in Florenz geschrieben).

Die letzte Nacht in Rom war fürchterlich. Es hagelte, stürmte und goß fast ununterbrochen und zwischen 1 und 2 Uhr kam ein heftiges Gewitter hinzu. Ich glaubte bei diesem Unwetter nicht abreisen zu können und meine für den Platz auf dem Corriere bezahlten 100 Frank im Stich lassen zu müssen. Die Ueberschwemmung breitete sich immer mehr aus und hatte bereits das Pantheon und den Corso erreicht. Der Himmel klärte sich auch am Tage nicht auf und zwischendurch wiederholten sich die Regengüsse; der Wind blieb Südwest und hinderte das Einströmen der Tiber ins Meer, was ein fortwährendes Steigen des Wassers in der Stadt und in der Campagna zur Folge hatte. Um 6 Uhr Morgens ging ich in die Kirche zu den Kapuzinern, um mich für diese anscheinend sehr unangenehme und vielleicht gefährliche Reise durch die himmlische Wegzehrung zu stärken. Gegen halb 4 Uhr ging ich mit Franz auf die Post. Dort warteten wir noch über eine halbe Stunde und jeder suchte dem andern noch soviel als möglich zu sagen. Endlich wurde die hübsche und bequeme Kutsche hervorgeschoben und mit 4 Pferden bespannt. Außer mir und dem Courier stieg nur noch ein Engländer ein. Die letzten Küsse und Segenswünsche hatte ich dem Sohn noch vor dem Einsteigen auf der Piazza del monte Citorio gegeben; ein paarmal reichte ich ihm noch die Hand zum Wagenschlage hinaus und davonrollend sah ich mich noch einmal nach ihm um. Er ging nach Hause, um für mich zu beten. — Da der Corso überschwemmt und Ponte Molle unzugänglich geworden war, so mußten wir über die Engelsbrücke und jenseits in der Straße, die nach St. Peter führt, ein gutes Stück im Wasser fahren; hierauf durch die Porta Angelica auf einem weiten und schlechten Umwege längs der Stadtmauer auf die Höhe des Monte Mario, von welcher

ich erst die Größe der Ueberschwemmung überschauen konnte und die Campagna wie ein Inselmeer unter mir liegen sah. Das Letzte, was ich von Rom erblickte, war die Peterskuppel, sowie sie auch das Erste gewesen war.

Nachdem wir 8 bis 10 Miglien gefahren, mündeten wir in die gewöhnliche Straße ein. Der Krater von Baccano war mit dickem Nebel angefüllt. In der Nacht passirten wir Viterbo und Montefiascone, wo Alles finster war, da der Mond nicht durch die Wolken drang. Angenehmer war am Morgen des 8. Februar der Anblick des großen von Bergen eingeschlossenen Bolsena-Sees mit seinen Inseln. Der Weg führte uns an dem bergigen Ufer über eine Stunde fort. Bolsena selbst ist ein elendes Paese, aber wie hier die meisten Orte, sehr malerisch. Um 10 Uhr kamen wir nach Aquapendente und wurden von dem römischen Courier dem toscanischen überliefert. Die Nachrichten von der uns hier bevorstehenden Wassersnoth lauteten anfangs widersprechend und zuletzt ungünstig. Mehrere Reisende hatten in elenden Wirthshäusern liegen bleiben müssen; selbst unser Toscaner hatte am Sonntage 5 Stunden bei Toricella gelegen. Das Schlimmste war, daß Regen und Südwind fortdauerten und das Wasser noch immer stieg. Indeß passirten wir ohne Unfall die Paglia, wo eine Brücke wieder frei geworden war. Die eigentliche Gefahr zeigte sich erst eine Poststation hinter Aquapendente bei einem sonst kleinen Flüßchen (L'Ervella), welches, ohne Brücke in einem sehr breiten, ungemein steinigen Bett dahinrauschend, zu einem wilden Strom geworden war. Außerdem waren die Wiesen und der größte Theil des Thales überschwemmt. Die Postleute zuckten die Achseln und nannten die Durchfahrt molto difficile. Wir wußten nicht, was zu thun oder zu unterlassen sei. Der Courier selbst war nicht ohne Furcht, entschloß sich aber dennoch,

uns fortzubringen, da noch am Morgen ein Reisewagen, freilich mit großer Kraftanstrengung und bei niedrigerem Wasserstande, herübergekommen war. Es wurden also 8 Pferde vorgespannt, von tüchtigen Postillonen regiert; so fuhren wir in Gottes Namen hinein und zogen zuvor noch unsere Mäntel aus. In weniger als 4 Minuten waren wir im Trabe unter heftigen Bewegungen des Wagens glücklich durch die reißende Fluth hindurchgeschleift. Das Wasser ging bis über die Axen. Bald nach uns kam die römische Diligence an, konnte aber nicht mehr passiren und mußte, wer weiß, wie lange? stehen bleiben. Adesso siamo in Firenze! rief unser Courier, Gott dankend, aus, als wir am andern Ufer uns in salvo befanden. Froh wegen der überstandenen Gefahr und voll Dank für den Schutz der Vorsehung, in welchem ich die Wirksamkeit des Gebetes erkannte, setzten wir dann auf gutem Wege unsere Reise weiter fort.

Von San Lorenzo bis Florenz ist die Gegend fast immer gebirgig, übrigens ziemlich öde, kahl und steril. Am höchsten steigt das Gebirg bei Radicofani; dort oben war Alles, soweit das Auge reichte, in Schnee begraben, es schneite und nebelte dabei unaufhörlich fort und man glaubte, nicht in Italien, sondern mitten in Rußland zu sein. Von Siena, wo wir um 10 Uhr Abends ankamen, weiß ich weiter nichts zu sagen, als daß dort ein gutes Kaffeehaus und vortreffliches Straßenpflaster existirt. Den herrlichen Dom habe ich bei der Dunkelheit nicht einmal von Außen sehen können. Des ferneren Weges bin ich mir noch weniger bewußt, da ich viel im Wagen geschlafen. Mit Anbruch des Tages (am 9. Februar) erblickten wir das schöne Florenz und gegen 7 Uhr waren wir darin. Auf der Post wurde von einem Doganiere nur pro forma eine leichte Visitation des Gepäckes vorgenommen. (Das Reisen mit dem Courier hat unter anderem auch den Vortheil, daß man von

der Dogana und Polizei weit weniger chicanirt wird, als mit dem Vetturin.) Ich quartirte mich im Scudo di Francia ein, wo ein gutes Zimmer und prompte Bedienung meiner warteten. Nachdem ich mich gereinigt und gefrühstückt, ging ich zuvörderst auf die Post, um mich auf dem Courierwagen bis Mantua einschreiben zu lassen und bezahlte für diese Tour 64 Francs, verhältnißmäßig viel weniger als in Rom. Dann wanderte ich nach Santa Maria del fiore, um Gott für den erfahrenen Schutz zu danken und um ferneren Beistand zu bitten. Gegen Mittag ging ich in die Galerie degli Uffizi, wo nur die schönsten Gemälde noch einmal betrachtet wurden. Bei diesem dritten Besuch (zweimal war ich schon früher dort) ist mir Vieles verständlicher geworden. Später zu Tische alla Luna, die jedem Fremden als die beste Restauration zu empfehlen. Nachmittag wurde ein Spaziergang in die Cassini gemacht, groß-herzogliche Parkanlagen am rechten Arno-Ufer vor der Porta di Prato, wo unzählige Equipagen spazieren fuhren und die feine Welt, Einheimische und Fremde, sich erging. Das Beste in diesen Gärten ist die schöne Aussicht, die man ringsumher auf die Gebirge, Villen und die Stadt genießt. Unter den Spaziergängern sah ich auch den Großherzog Leopold, zu Fuß, in einfacher schwarzer Kleidung, die Vorübergehenden freundlich grüßend oder anredend, ein milder und gütiger Fürst, von seinen Toscanern sehr geliebt.

Am 10. Februar war das Wetter, welches gestern sich aufgeheitert hatte, wieder trübe geworden. Gegen Mittag ging ich über die Ponte degli Orefici nach dem Palast Pitti, wo die prachtvollen Bildersäle in voller Muße wieder gesehen und auf's neue betrachtet wurden. — Florenz gewährt nicht so viele geistige Genüsse als Rom, doch ist es freundlicher und man lebt hier, physisch betrachtet, viel comfortabler, als dort, was

mir, nach den gehabten römischen Entbehrungen, gar nicht unangenehm ist. Die Florentiner sind mehr polirt und aufgeweckt, als die Römer, und scheinen mir ein sehr gutes Völklein zu sein. Die Verwaltung ist auch wohl besser, die Luft gesünder und das Leben wohlfeiler. Wein und Nahrungsmittel sind den römischen vorzuziehen. In manchen Dingen glaube ich eine Spur von Oesterreichischem Wesen zu bemerken.

Den 13. Februar (in Verona geschrieben).

Außer dem Courier und mir stieg in Florenz nur ein Pater Franziskaner in den Wagen, der nach Mailand reiste, um dort Fastenpredigten zu halten. Auf dem Wege nach Bologna lag wenig oder gar kein Schnee; nur die hohen Berge waren weiß. Covigliajo, wo wir Nachts 1 Uhr ankamen, war wieder in Nebel gehüllt und der Wind erhob sich stark. Sonntag den 12. Februar des Morgens um 9 Uhr waren wir in Bologna. Der Pater las neben der Post in einer Kapelle die heilige Messe, der ich beiwohnte. Um 10½ Uhr wurde weitergefahren. Der Pater war sehr gesprächig und gab uns im Wagen den Eingang seiner ersten Predigt zum Besten, die er unmittelbar nach dem Carneval den Mailändern in San Ambrogio halten wollte. Er war sehr praktisch, angemessen und verständlich. Von Bologna bis an die Alpen erstreckt sich die einförmige, fruchtbare und ziemlich langweilige lombardische Ebene. Nach 2 Uhr waren wir in Modena, einer nicht großen, aber netten und modernen Stadt. Hier verließ uns der Franziskaner und machte einem italienischen Abbate Platz, der von Wien die Leiche einer vornehmen Frau nach Reggio gebracht hatte und nun wieder nach Oesterreich zurückkehrte. Seine Gesellschaft war angenehm. Gegen 9 Uhr kamen wir nach San Benedetto, wo bald darauf in einer Fähre über den Po gesetzt

wurde. Der Mond schien hell, hatte aber einen großen Lichtkreis, der von den Schiffern auf Regen oder Sturm gedeutet wurde. Nach der Ankunft in Mantua (um 11 Uhr) ließ ich mich sogleich zur Diligence nach Verona einschreiben, die precisamente um Mitternacht abgehen sollte. Ich ging ins gegenüberliegende Kaffeehaus, und pünktlich nach der Post zurückgekehrt, mußte ich neben dem angespannten Wagen noch über eine halbe Stunde warten, bevor mein Paß von der Polizei zurückgebracht wurde. Als endlich der ausgesandte Bote ankam, verzog sich die Abfahrt noch um eine zweite halbe Stunde, weil die zwei Cavalleristen, welche im Oesterreichischen Italien wie in Toskana den Courier bei Nacht als Escorte begleiten, noch nicht angelangt waren. Meine alten Beobachtungen über das k. k. Postwesen bestätigten sich aufs neue. Es war precisamente ein Viertel auf 2 Uhr, als ich, ganz allein in der großen Diligence sitzend, aus den Festungswerken von Mantua fuhr. Die Nacht war kalt und neblig. Um 6 Uhr Morgens waren wir in Verona, wo das Gasthaus gegenüber der Post eine erträgliche Herberge gewährte.

Innsbruck, den 16. Februar.

Ich war entschlossen, schon mit dem um 1 Uhr abgehenden Eilwagen nach Innsbruck zu reisen. Das Herumgehen in der Stadt war ohnehin unthunlich, theils wegen Müdigkeit, theils wegen des starken Regens, den die Schiffer am Po ganz richtig vorhergesagt hatten. Gegen 1½ Uhr nahm ich meinen Platz im Cabriolet neben dem Tiroler Condukteur ein. Das Innere des Wagens hatten 2 Veroneser Kaufleute besetzt. Der Anblick der bekannten Straßen, Kirchen und Plätze von Verona war ungeachtet des dicht bewölkten Himmels recht angenehm. Unmittelbar hinter der ersten Poststation (der Weg steigt immer

etwas bergan) fuhren wir durch das majestätische, von der wilden Natur gebildete Alpenthor — die Chiusa, die mir von der italienischen Seite noch imposanter, als von der tiroler, erschien. Trotz der ausgestandenen Mühsale hatte der Abschied von Italien etwas Trauriges. Um halb 9 Uhr wurde im weißen Roß zu Roveredo das Abendbrod eingenommen. Noch vor dieser Stadt hatte der Regen nachgelassen, der Mond brach durch die Wolken hervor und die Berge zu beiden Seiten — röthlich mit weißen Häuptern. — standen in klaren Umrissen da. Schaurig war in diesem noch gebrochenen Mondschein das wüste Steingefilde des Slavino di Marco anzusehen. Bis Roveredo lag kein Schnee auf der Straße; hinter dieser Stadt zeigte sich anfangs wenig, dann immer mehr, je näher wir Trient kamen, welches um 11 Uhr Nachts erreicht war. Inzwischen hatte sich der Himmel zu meiner Freude fast gänzlich aufgeklärt und der alte Concilien-Dom nahm sich bei heller Mondbeleuchtung auf dem stillen Platze ganz vortrefflich aus. In einem Kaffeehause wurde noch in Gesellschaft der beiden Veroneser eine gute schwarze Schaale genommen. Der Platz neben mir war vom Condukteur an einen jüdischen Musterreiter-Jüngling aus Böhmen abgetreten worden, der zu meinem Glück die meiste Zeit schlief. Die Postillons fuhren vortrefflich, die Luft war frisch, der Weg gefroren, fahrbar und gut. Ein paar Stunden brachte ich im Halbschlaf zu. Meine Stimmung war so heiter, wie der Himmel, als am Morgen des 15. Februar die Sonne ganz wolkenlos aufging und wir in das liebe wohlbekannte Thal von Botzen kamen.

Die Alpen sind auch im Winter schön, ja in Hinsicht des Contrastes der Farben vielleicht noch schöner, als im Sommer. Um 7 Uhr hatten wir die Stadt erreicht und nahmen im „Mondschein" einen guten Kaffee mit Butterbrod ein. Nun

ging es, nachdem die Etsch uns verlassen, in dem romantischen Eisak-Thale immer höher hinauf, am Wirths- und Posthaus Atzwang vorüber, durch Kollmann und Klausen, bis nach dem freundlichen Brixen fort, wo im „Elephanten" ein gutes Mittagsmahl auf uns wartete. Welche Vorsicht aber der Uebergang von der italienischen Küche zur deutschen erfordert, das habe ich in Brixen zu meinem eigenen Schaden erfahren. Denn nachdem ich hier mit gutem Appetit zum erstenmal wieder deutsch, und relativ zu viel und kräftig gegessen, mußte ich den ganzen Tag und Abend dafür büßen und befand mich in einem höchst unbehaglichen Zustande. Je mehr wir uns jetzt dem Brenner näherten, desto tiefer lag der Schnee und desto mehr nahm auch die Kälte zu. In Sterzing (7 Uhr Abends) begab ich mich ins Innere des Wagens, wo es um mehrere Grade wärmer war. Der Mond schien hell, allein durch die gefrornen Glasscheiben konnte man nichts deutlich sehen und nur bemerken, daß der Schnee zu beiden Seiten des Wagens mannshoch aufgeschaufelt war. Vor 5 Tagen, als es in Rom so stark geregnet, war hier dieser tiefe Schnee gefallen. Um 9 Uhr Abends waren wir oben auf dem Brenner beim Wirthshause angelangt. In anderthalb Stunden fuhren wir dann nach Steinach hinunter. Schläfrig, matt und frierend kam ich um 3 Uhr Morgens (den 16. Februar) in Innsbruck an, wo ich zum erstenmal seit Florenz, d. h. seit 4 Tagen wieder mehrere Stunden in einem ordentlichen Bette schlief.

Das deutsche Leben spricht mich wieder freundlich an. Tirol ist aber auch ein liebes, herrliches Land und wer zum erstenmal aus Italien hier einzieht, muß von Deutschland eine höchst vortheilhafte Idee bekommen. Die großartige Natur, die Sauberkeit, der Fleiß und der Wohlstand, der sich in jedem Dorfe an der Straße zeigt, das gute fromme Volk, mit den

offenen, biederen und fröhlichen Gesichtern, die vielen netten Kirchen und Kapellen, die Kreuze und Bethäuschen, die guten Herbergen — Alles dieses und noch vieles Andere muß einen freundlichen und äußerst wohlthuenden Eindruck hervorbringen. — Gegen Abend, während ich Vorstehendes schrieb, umflorte sich der ganze Himmel und es sieht so aus, als würde es morgen mit dem schönen Wetter vorbei sein und wieder zu schneien anfangen. — Eine Lawine, die ich gestern vor Sterzing noch liegen sah und welche die Straße zum Theil zugedeckt hatte, war mit großen Baumstämmen und Aesten angefüllt und grausig anzuschauen.

Leipzig, den 21. Februar.

.... Den Vater Görres traf ich leidend an; — es wird nicht sehr lange mehr mit ihm dauern. Rührender Anblick! Ein ruhender Löwe, der seiner Auflösung entgegenharrt! — Wäre das Klima besser, so möchte ich in keiner Stadt lieber leben, als in München. Franz ist nicht mehr da und dennoch bin ich ungern geschieden.

Den 19. um Mittag kam ich in Nürnberg an und fuhr schon um 3 Uhr wieder ab mit einem wohlhäbigen Berliner, den ich nach seinen Manieren und Reisezielen nur für den Inhaber einer nahrhaften Bierkneipe halten mußte. Glücklicher Weise setzte sich dieser Mann zum Condukteur ins Cabriolet, um (bei Nacht) die „Jejend zu jenießen." Er gehörte, wie ich schon beim Einsteigen und später beim Abendessen erkannte, zu der zahlreichen Klasse unserer reisenden Landsleute, die durch ihre geistige Armuth, Suffisance und naive Unverschämtheit vorzüglich dazu beitragen, den Preußischen Namen im Auslande herabzusetzen. Ich blieb allein im Wagen, bis in Bayreuth ein protestantischer Prediger neben mir Platz nahm, der ein

gemäßigter Altlutheraner war, und über Leipzig nach Berlin reiste, um dort seine Geistesgenossen und besonders auch die ihm wohlbekannte Prinzessin Wilhelm zu besuchen. Ich hatte mit ihm eine merkwürdige, aber ganz ruhige und freundliche Unterhaltung über Religion und kirchliches Leben. Als wir mit dem gelben (sächsischen) Conducteur in die erste sächsische Stadt, Plauen, gelangten, wurde das Wetter schlecht, die Kost schmäler und theuerer und die Unterhaltung hörte auf. In diesen bevölkerten Fabrikorten des Erzgebirges füllte sich der ganze Postwagen an und es mußte noch ein Beiwagen angeschafft werden. Allerlei Sachsenvolk, vorzüglich Handelsleute, schwatzten laut über hundert und tausend Dinge in die Nacht hinein und der Saxismus machte sich so laut und breit, daß mir und meinem Prediger nicht nur der Schlaf, sondern auch alle Lust zum Reden verging.

In der „Stadt Rom" zu Leipzig, wo ich einkehrte, wird man mit dürftiger Eleganz, unkräftigem Essen, dünnem Kaffee und hohen Preisen bedient. Ich habe den ganzen Tag (das Wetter war abscheulich) nichts weiter gethan, als bei Weigel die Kupferstich-Mappen gemustert und einige Einkäufe besorgt.

(Mit dem Schluß des Tagebuches über die italienische Reise ist die Fortführung der Selbstbiographie zunächst wieder auf die Briefe als ihre Quelle angewiesen, welche ich in Rom von meinem Vater empfing. Aus diesen möge Folgendes hier eingerückt werden.)

Oppeln, den 31. März 1843.

Nun, mein lieber Sohn, bist du schon ein halbes Jahr in der ewigen Stadt und mir ist dieselbe bereits seit 2 Mo-

naten wie ein wunderbares Traumbild entschwunden. Doch so köstlich ist die Erinnerung, daß es fast angenehmer scheint, eine Reise nach Italien gemacht zu haben, als sie zu machen. Alles Widrige und Beschwerliche tritt mir als ein Fernes und Vergangenes immer mehr in den Hintergrund; das Gedächtniß hält nur Schönes, Gutes und Merkwürdiges fest und die Fantasie wird nicht müde, dieses stets mit neuen Farben aufzufrischen. Auch die Urtheile (auf die in Rom mein schlechter Magen nicht ohne Einfluß geblieben) berichtigen und mildern sich allmählig jetzt, da ich mich gesünder als jemals fühle und nicht mehr von den kleinen Dornen gestochen werde, in die ich dort fast täglich mich verwickelt fühlte. Selbst diese Stacheln waren heilsam, da die Nachwirkung, wie sich jetzt zeigt, ganz vortrefflich ist. Ich bin mit Italien versöhnt und wenn es dir dort ferner so geht, wie bisher, so weiß ich gewiß, daß du dereinst an deinen Aufenthalt im römischen Seminar mit Freude und Sehnsucht zurückdenken wirst. Für mich war es gut, daß ich nicht länger blieb. Es macht mir Vergnügen und beruhigt mich sehr, daß ich das Haus und die Verhältnisse kenne, worin du jetzt lebst. Wäre ich nicht selbst in Rom gewesen, so würde ich weit mehr um dich bekümmert sein. Mit meinen Gedanken versetze ich mich recht oft in deinen Bienenstock, suche dich in deiner Zelle und in der Kirche auf, oder begleite dich auch, wenn du ausfliegst, um — Honig zu sammeln. Wie schön muß es sein, in Rom während der Fastenzeit die alten Stationen zu besuchen! Ich habe mich dort nicht selten über meine Kräfte mit Laufen angestrengt und doch bedauere ich jetzt sehr, die alten Basiliken nicht öfter und nicht alle besucht zu haben. Wahrscheinlich wird dich dieser Brief in den Exercitien treffen und die Antwort werde ich wohl erst vom Subdiakon erhalten. O wie freue ich mich, dich so nahe am Ziele deiner Wünsche zu wissen!

Den 2. Mai 1843.

Daß ich zu Ostern nicht in Rom und insbesondere nicht bei deiner Weihe in San Giovanni sein konnte, habe ich freilich sehr zu bedauern. Indessen haben wir fleißig für dich gebetet. Den ganzen Tag war ich mit meinen Gedanken bei dir im Lateran; nach Mittag mußte ich das jüngstgeborne Kind des Grafen Bernhard Stolberg über die Taufe halten — aber nicht in einem prachtvollen Battisterio, sondern in der kleinen ärmlichen Dorfkirche zu Schönwitz. Deine ehemaligen Mitschüler sind nun bereits zum Theil an ihrem Ziele, zum Theil ganz nahe daran. Vorgestern wohnte ich der Primiz des guten M. hier bei, die sehr feierlich gehalten wurde. Wo wirst du dein erstes Opfer darbringen? Vielleicht ist es gut, daß dieses nicht in der Heimath geschieht. Ja, wenn die selige Mutter noch hier wäre! Hat Sie diese Gnade nicht erlebt, so verdiene ich sie noch weniger und verzichte willig darauf.

Den 30. Mai 1843.

Mir ist von mehreren Seiten wieder zugemuthet worden, für Zeitschriften zu arbeiten; allein zu diesem ephemeren Wirken ist mir die Lust ziemlich ausgegangen. Doch wird das große Elend in der Medicin mich vielleicht dahin bringen, daß ich noch einmal die Feder ergreife, um dadurch nach meinen geringen Kräften zur Vertreibung des Irrthums mit beizutragen und wo möglich das Wohl der armen Kranken zu fördern. Ich möchte auf meine beiden Pestschriften noch einen dritten Theil folgen lassen, der von den Fiebern und der Cholera handeln und den Schluß meiner speziellen Untersuchungen bilden soll. Dann aber drängt es mich immer mehr, das Allgemeine der Medicin (Institutiones medicae oder Pathologia et Therapia generalis) zu bearbeiten und durch ein solches Werk (ein Desiderat unserer

Zeit) eine Art von Vorschule zur Philosophie der Medicin zu eröffnen.

Den 4. Juli 1843.

Was du in Vergleich zu den Scholastikern von den modernen Franzosen und Deutschen sagst, ist leider nicht ungegründet. Glaube nur nicht, daß ich die Wissenschaft überschätze und ihr mehr zutraue, als sie leisten kann. Die eigene Erfahrung hat mich ja belehrt, wie Wenig im Ganzen dabei herauskommt und die redlichsten und begabtesten Männer stimmen mit mir in dieselbe Klage ein. Ist es aber unser Beruf, die Unwissenden zu belehren, so ist es auch unsere Pflicht, uns in den Besitz des nöthigen Wissens zu setzen, und dieses gehörig an den Mann zu bringen. Eine Hauptaufgabe bleibt immer, daß wir erkennen, wie die doctrina sana et vera in unserer verwirrten Zeit auf die zweckmäßigste und fruchtbarste Weise darzustellen, zu lehren und zu verbreiten sei. Zu dieser Erkenntniß kann ohne Zweifel die Betrachtung und Vergleichung der falschen Methoden und krankhaften Richtungen sehr viel beitragen, denn die Idee des Abnormen (der Krankheit) ist nicht denkbar, ohne die des Normalen (der Gesundheit). Das stupide Einsammeln spezieller Kenntnisse führt zu nichts, wenn der Geist fehlt, diese zu verbinden, zu ordnen und zu beherrschen. Ebenso bodenlos ist das vage, wenn auch geistreiche Schwebeln und Nebeln ins Blaue hinein. Der reichste Stoff ist und bleibt todt, wenn er nicht von einer Idee beseelt wird und diese wird zum Dunst und Hirngespinnst, wenn sie nicht auf jenem fußen kann. Ehemals war die Harmonie zwischen beiden viel größer; nach der sogenannten Reformation nahm die Zerrissenheit zu, und heute scheint die Confusion im Specificiren und Generalisiren auf die höchste Potenz gesteigert zu sein. Allein die Er-

treme berühren sich bereits und über kurz oder lang muß aus dem Uebermaß der Verwirrung eine neue Ordnung hervorgehen. Rathen und Vorschreiben läßt sich dabei nichts, oder sehr wenig. Wohl dem, der Einfalt, Demuth und Reinheit des Herzens besitzt — initium sapientiae timor Domini; am Ende wird Jeder nur das, wozu ihn seine Gesinnungen, Anlagen und Gaben; und die äußeren Umstände und Gelegenheiten machen. Grund genug zur Nachsicht, Bescheidenheit und zum Mißtrauen gegen uns selbst.

Den 30. August 1843.

Wahr ist es: das unpriesterliche, feige und taktlose Benehmen mancher Geistlichen betrübt mich weit mehr, als das Verfahren der Protestanten, und ich rathe dir, bei deiner Rückkehr dich in voraus mit großer Geduld, mit großer Demuth und mit großer Liebe zu waffnen. Ich möchte dir die Worte zurufen, die ich neulich im Ecclesiasticus las: „Fili, accedens ad servitutem Dei, sta in justitia et timore et praepara animam tuam ad tentationem.“ Ein eitler Priester — qui quaerit quae sua sunt, non quae Jesu Christi, — ist der größte Widerspruch, den ich mir denken kann, und weil eben die Eitelkeit einem Diener Christi offenbar höchst übel ansteht, so erkläre ich mir daraus auch die Heuchelei, die im geistlichen Stande so häufig zu sein, ja Manchen durch lange Angewöhnung zur anderen Natur zu werden scheint. Selbst eine geringere Dosis dieses Egoismus, der bald feiner, bald gröber, bald offener, bald versteckter sich zeigt, kann bei einem schwächeren Geiste leicht gefährlich werden, am gefährlichsten aber, wie es mir vorkommt, bei einem Priester.

Den 3. Oktober 1843.

Literarisch habe ich mich diesen Sommer bei den vielen Störungen und endlosen Dienstgeschäften fast gar nicht unterhalten können. Die sauere und geistlose Arbeit erfordert mit allen damit verbundenen persönlichen Berührungen eine fortwährende Selbstüberwindung; indeß verdient sie mir mein Brod und muß als eine Uebung der Buße betrachtet werden. Sonst würde ich wenig Kummer haben, wenn ich mir nicht zuweilen, mehr als gut ist, den traurigen Zustand unserer kirchlichen Verhältnisse zu Herzen nähme und mich darüber ärgerte.

Ich hoffe, daß die italienischen Unruhen, die nach der Allg. Zeitung noch immer fortdauern, dich nicht berühren werden. Nach meiner von dort mitgebrachten Ansicht scheint leider eine Revolution in Italien bei dem jetzigen Zeitgeiste früher oder später unvermeidlich zu sein. Ueberall jedoch, wohin man sich auch wendet, sieht es jetzt trübe und unruhig aus; ein epidemischer, aufregender Hauch scheint durch die ganze Welt zu wehen. Die falschen Maximen und Lehren durchdringen Alles und beherrschen Alles; immer schwieriger wird es, eine ungezwungene und von Außen nicht belästigte Existenz zu finden. Die großen Herren sind am übelsten daran, wenn gleich nicht Alle ihre mißliche Lage fühlen. Ich bin froh, daß ich dich im friedlichen Asyl des Seminario Romano und frei von allen modernen Thorheiten und Irrthümern weiß. Für die Zukunft bitte ich den lieben Gott, nicht daß er dich auf einer glänzenden Laufbahn zu Würden und Ehren erhebe, sondern daß er dir einen stillen, möglichst ruhigen Wirkungskreis gewähren wolle, wo du ihm mehr im Verborgenen, als öffentlich dienen kannst.

Den 8. Dezember 1843.

Was du jetzt, so nahe am Eingange zum Allerheiligsten, empfinden magst, kann ich begreifen und mitempfinden. Ich werde auch gewiß nicht verfehlen, meine heißesten Gebete für dich darzubringen und auch Andere für dich beten zu lassen. Meine Liebe zu dir und Alles, was ich für dich gethan habe, wirst du mir niemals besser, als durch Gebet um mein ewiges Heil vergelten können. Eile, mir damit zu helfen, nicht allein für den Ueberrest der Zeit, die mir noch zu leben bestimmt ist, sondern vorzüglich auch dann, wenn ich nicht mehr auf dieser Erde sein werde. Nun weiß ich zwar noch nicht ganz gewiß, ob und wo du zu Weihnachten deine erste heilige Messe lesen wirst, doch werde ich mich jetzt schon im Gebete mit dir vereinigen, ut sacrificium tuum pingue fiat. Daß ich nicht persönlich dabei sein kann, fällt mir allerdings schwer; doch ist es vielleicht gut, wenn deinem großen Opfer auch noch von meiner Seite diese willige Entsagung hinzugefügt wird.

Mein Unterleibsleiden, durch Erkältung gesteigert, kehrte neulich heftiger als sonst zurück und die Kolikschmerzen, sowie die Schwäche, waren so lästig, daß ich mich kaum auf den Beinen erhalten, sondern fast immer sitzen oder liegen mußte. Jetzt bin ich Reconvalescent.

Den 14. Januar 1844.

Lob und Dank unserm Herrn und Gott, der die Liebe und Barmherzigkeit selber ist, der dich ans Ziel deiner heiligen Sehnsucht gebracht, die Ahnungen deiner Kindheit erfüllt, die Wünsche und Gebete deiner Eltern erhört und dich zu seinem Freunde und Hausgenossen erwählt hat! Du bist ein Priester der heiligen römischen Kirche! Meine Freude ist unaussprechlich. Mit großer Sehnsucht verlangt mich, unmittelbar von deiner priesterlichen Hand gesegnet zu werden und aus ihr das Brod

des Lebens zu empfangen. Wird mir noch diese Gnade zu Theil, dann möchte ich mit Simeon sagen: Nunc dimittis servum tuum in pace! Die Freudenthränen sind nicht zu zählen, die ich seit dem Empfang deines letzten Schreibens schon vergossen habe. Gott wollte mir aber diesen Trost nicht gewähren, ohne mich zuvor noch mit einer anderen Gnade heimzusuchen. Niemals habe ich mit größerer Sehnsucht einem Briefe von dir entgegengesehen; ich zählte die Tage und Stunden und am 8., spätestens am 9., hoffte ich die gewünschte Nachricht zu erhalten. Indessen wurde diese Hoffnung getäuscht, weil der gesegnete Brief diesmal nicht wie gewöhnlich über Wien, sondern (ohne Zweifel durch ein Versehen der Posten) durch Bayern und über Berlin nach Oppeln kam. Erst gestern, den 13., ist er in meine Hände gelangt, also 17 Tage unter Weges gewesen. Die Besorgniß um dich, war bei uns Allen um so größer, je höher die Erwartung stieg. Einmal träumte mir in der Nacht, daß ich aus Rom einen seltsam couvertirten Brief mit einer fremden Aufschrift erhielt, in welcher nichts Geschriebenes, sondern ein Kreuz enthalten war. Unter diesen Umständen und bei meiner fruchtbaren Einbildungskraft war ich selbst im Anfange sehr beunruhigt und diese Versuchung dauerte so lange, bis ich nach einem harten Kampfe auf mich selbst verzichtet, und dich, lebend oder todt, aufgeopfert hatte, wie ich dies schon öfter, aber noch niemals in so ernster Weise gethan. Das Gebet und die Zusprache zweier lieber Freunde, nemlich Fenelon's und der heiligen Theresia, haben mir geholfen und die letzten Tage vor der Ankunft deines Briefes befand ich mich in einem so stillen Frieden, daß ich, wie mir scheint, selbst die Nachricht von deinem Tode mit Ergebung hätte aufnehmen und ertragen können. Die Mutter Gottes (gestern war Samstag) hat sich in gewohnter Weise wieder recht mütterlich und gnädig erzeigt.

Den 7. Februar wird ein Jahr verflossen sein, seitdem ich auf Monte Citorio von dir Abschied nahm. Damals sagtest du zu mir: „So Gott will, siehst du mich als Priester wieder," und diese Worte klingen mir noch jetzt wie süßer Trost ins Ohr. Gott weiß es, wie sehr ich mich darnach sehne, dich als Priester in meine Arme zu schließen! Indessen kann ich auch noch lange warten, wenn es Seiner Weisheit so besser gefällt. Benutze die kostbare Zeit und Gelegenheit in Rom zu deinem Heil so lange, als es dir erforderlich scheint; ich will dich nicht drängen, nach Egypten zu ziehen. Mache dich in voraus auf Kreuz und Trübsal gefaßt; sie werden nicht ausbleiben, wenn du einst wiederkehrst. Denn die Kirche liegt heut zu Tage fast überall unter einer harten Presse, damit sie geprüft und gereinigt um so besser gedeihe. Unterdessen will ich Gott bitten, daß er dir die Wege und den Platz bereite, auf welchen es Ihm gefallen wird, daß du wandeln und ihm dienen sollst.

Den 9. Februar 1844.

Vorgestern, am Jahrestage meiner Abreise von Rom, habe ich mit Sehnsucht und Wehmuth an dich und an Italien gedacht. Des Morgens ging ich, wie damals, zur heiligen Beicht und Communion und mußte mich dankbar des armen Capuziners erinnern, der unter den kritischen Umständen und bei der großen Wassersnoth mir sein Gebet für eine glückliche Reise versprochen. Ueberhaupt ist die Erinnerung an das in Italien Erlebte und Gesehene sehr angenehm.

Mit deinen Ansichten über das Doktorat, und was sich daran knüpft, bin ich vollkommen einverstanden. Indessen ist es gut, daß du dem natürlichen Laufe der Dinge und dem Rathe deiner ehemaligen Lehrer folgst, obgleich ich noch keineswegs versichert bin, ob du den Lehrstuhl besteigen oder in der Seelsorge

bleiben wirst. Daß es dir unter den jetzigen Verhältnissen in Breslau gefallen werde, bezweifle ich; doch tröstet mich die Ueberzeugung, daß Gottes Wille allzeit dein höchstes Regulativ sein und bleiben wird. Unser Bischof ist noch sehr leidend und geht langsam seiner Auflösung entgegen.

Den 12. März 1844.

Indem ich heute die Feder ergreife, um dir nebst allem anderen Guten besonders eine glückliche Reise und Heimkehr zu wünschen, überfällt mich ein frohes und zugleich wehmüthiges Gefühl bei dem Gedanken, daß dieser Brief nach allem Anschein der letzte sein wird, den ich nach der ewigen Stadt senden werde.

Unser gegenwärtiger Kirchenzustand, über den ich lange nicht geschrieben, ist ebenso unerquicklich wie sonst, aber viel unruhiger. Der Protestantismus hat abermals einen Fieberanfall bekommen und befindet sich in einer turbulenten Aufregung, die wohl eine Metastase, aber keine heilsame Krise verspricht. Die Bürokratie und die Freimaurer arbeiten der Kirche wie gewöhnlich entgegen und zwei neue Erscheinungen, nemlich der Gustav-Adolph-Verein (jetzt schon über ganz Deutschland verbreitet) und der in Berlin gestiftete Schwanenorden (zu wohlthätigen Zwecken, hauptsächlich zur Einführung evangelischer Diaconissinnen bestimmt) werden die Zwietracht noch vermehren helfen. Das neue Preßgesetz kommt nur den Leuten zu gut, die liberal heißen, aber es nicht sind gegen Andersdenkende und Andersglaubende. Zuweilen werden noch immer die armen Waisen aus den katholischen Schulen durch Gensdarmen in die protestantischen geschleppt. Alle diese Tribulationen wären noch zu ertragen, wenn es nur in der Kirche selbst nicht an Stärke und Eintracht fehlte. Diese innere Zerrüttung, besonders auf der Insula sancta, ist das Betrübendste von Allem.

(Mein Aufenthalt in Rom verzögerte sich bis nach dem heiligen Osterfest. In eben dieser Osterwoche hatte sich bei meinem Vater, wie ich später erfuhr, zum erstenmal jenes Gichtleiden eingestellt, welches die letzten Jahre seines Lebens ihn vielfach geplagt, seine Gesundheit allmählig tief untergraben und endlich (nach 9 Jahren) seinen Tod herbeigeführt hat. Er hat darüber Folgendes in seinen Kirchenkalender eingetragen: „Ich habe zum erstenmal einen Anfall von Podagra bekommen, an welchem auch mein Vater und meine Brüder gelitten. Schwache Mahnungen — in flüchtigen Schmerzen der Füße bestehend — habe ich schon seit einigen Jahren empfunden, aber wenig darauf geachtet. Es scheint ein allmähliges Herabsteigen meines pathologischen Zustandes stattzufinden. In der Jugend häufiges, im Sommer fast tägliches Nasenbluten, 1815 Brustentzündung, 1820 Anfang von Hämorrhoiden. Im Mannesalter von (1830 bis 1842) rheumatisch-gichtische Kopfleiden, 1839 Lungen- und Leberentzündung, 1842 und 43 Unterleibsleiden und Hämorrhoidalkoliken, 1844 Podagra." Erst zum Pfingstfest kam ich in Oppeln an, nachdem mich in München noch die theologische Doktorpromotion einige Wochen aufgehalten und verweilte dann bei meinem Vater bis zu meiner Anstellung (im September desselben Jahres) in Breslau als Kaplan an der dortigen Marienkirche auf dem Sande. Für die Biographie der nun folgenden letzten Lebensjahre meines Vaters bieten wiederum seine Briefe und die kurzen Aufzeichnungen in den Direktorien die besten Anhaltspunkte. Ich stelle im Nachfolgenden das Wesentlichste davon kurz zusammen.)

Oppeln, den 29. September 1844.

Von meiner Oberschlesischen Reise, die ich bei den schlechtesten Wegen und unter täglichen Regengüssen, jedoch, Gott Lob, gesund zurückgelegt habe, sind die besten Stunden in Deutsch-Piekar bei unserem lieben Fietzek verflossen. — Eine wunderbare Veränderung ist im Lande vorgegangen! Nirgend habe ich einen Betrunkenen gefunden und selbst am Sonntage Nachmittag auf dem Wege von Piekar nach Myslowitz, wo sie sonst schaarenweise in den Straßengräben lagen, nur einen Taumelnden, offenbar einen fremden Arbeiter, wahrgenommen. Anstatt des bestialischen Lärmens ist eine wahre Sabathstille eingetreten, die Wirthshäuser sind verödet, die Menschen nicht mehr so roh und zerlumpt wie sonst, Alles ist anständig, ordentlich und vernünftig geworden. Evviva Maria, e chi la creò! Fietzek hat mir darüber merkwürdige Dinge erzählt. Ich bin fast Willens, dem Witt von Döring, der für den König eine Geschichte unserer oberschlesischen Enthaltsamkeitssache schreiben will, zum Verständniß derselben einen Beitrag zu schicken.

Den 17. September 1844.

Jetzt ist nicht mehr Zeit zur alten Controverse, (schon de Maistre hat dies gesagt), sondern die Arme müssen wir ausstrecken nach den irrenden Brüdern und sie durch die unbezwingliche Wahrheit, Liebe und Schönheit der Kirche zu versöhnen und mit uns zu vereinigen suchen. Auf diese Weise wird nicht allein deine äußere Stellung unantastbar sein, sondern du wirst auch ganz gewiß weit mehr ausrichten, als der conträre und hitzige Eifer jemals bewirken wird. Mein Manuscript über die Branntweinpest ist vollendet; es geht in diesen Tagen nach Leipzig, um dort gedruckt zu werden. Uebrigens wird die Broschüre in Oppeln bei W. erscheinen und etwa zu Weihnachten fertig

sein. Die Mutter Gottes möge das Ihr zu Ehren Geschriebene in Schutz nehmen.

Den 4. Dezember 1814.

Die confessionelle Aufregung scheint mir jetzt in ganz Deutschland viel größer, als selbst bei dem Kölner Ereigniß zu sein. Was die Zunge und die Feder nur irgend vermag, ist ausgesprochen und geschrieben worden. Es fehlt nur noch, daß es zum Handgemenge und zum Blutvergießen komme. Die Breslauer Zeitungen lese ich nicht mehr und selbst von dem berüchtigten Schmähbrief habe ich keine nähere Kenntniß genommen. Wegen des Letzteren ist auch hier viel Lärmen und Aerger entstanden. Mir selbst kommen darüber nur Gerüchte zu Ohren, da ich keine Gesellschaften besuche, am Tage meine Geschäfte besorge, und des Abends nur selten einen Bekannten bei mir sehe.

Den 4. Januar 1845.

Die längst erwartete große Scheidung zwischen den Kindern des Lichtes und der Finsterniß hat wirklich schon begonnen; wir dürfen uns dies nicht länger verhehlen und müssen auf immer schwerere Kämpfe gefaßt sein. Gestern Abend brachte mir M. das revolutionäre Manifest, welches die Jacobiner unter Ronges Namen geschmiedet und jedem Caplan umsonst in's Haus geschickt haben. Allen Protestanten müßten bei diesem offenen Aufruf zu Rebellion die Augen aufgehen, aber der Zeit- und Sektengeist ist so mächtig und die Verblendung so groß, daß auch die Verständigeren sich thöricht darüber freuen und mit Händen klatschen. Indessen hoffe ich, daß der neue Häresiarch wenig Anhänger unter den Priestern finden wird; die Meisten sind noch immer zu gut und die Schlechten zu feig für solchen Verrath. Immer jedoch bleibt es eine Schande für Schlesien, jenen Menschen zum Priester geweiht zu haben. Wie

man säet, so erntet man. Durch fortgesetzte Polemik und den ekelhaften Kampf mit den Zeitungen werden wir wenig oder nichts gewinnen. Um das innerste Heiligthum müssen sich jetzt die Katholiken schaaren und gegen die Mächte der Hölle den Himmel zu ihrem Bundesgenossen machen. Sei guten Muthes, mein lieber Sohn, und laß dich von dem Gebrüll des bösen Feindes nicht niederbeugen. Der Herr verläßt die Seinen nicht und Maria wird uns als Turris Davidica beschützen.

An Vater Görres habe ich ein Exemplar der „Branntweinpest" gesandt. Die Protestanten urtheilen natürlich höchst verschieden. Unter den Wenigen, die sich wirklich darüber freuen, muß ich vor Allen unseren Präsidenten loben, der sich wie ein Edelmann darüber ausgesprochen hat. Auf sein dringendes Begehren habe ich auch dem Minister das Büchlein zusenden müssen, was anfänglich nicht in meiner Absicht lag.

Den 16. Januar 1845.

Durch deinen Brief habe ich zuerst das Ergebniß der Bischofswahl erfahren. Gott und der heiligen Jungfrau sei dafür gedankt, daß diese Wahl auf einen Mann gefallen, den wir unter den auf der Liste Bezeichneten für den Besten halten müssen. Ich kann sagen, daß ich nach Allem, was ich von ihm gehört und gelesen, ihn für einen Mann halte, wie seit der Preußischen Occupation von Schlesien noch Keiner auf dem Stuhle zu Breslau gesessen, und bedauere jetzt um so mehr, daß wir ihn im Jahre 1840 in Regensburg nicht zu Hause gefunden.

Den 5. Februar 1845.

Fremuerunt gentes et populi meditati sunt inania. Sollte das Toben sich nicht bald legen, so werde ich zwar nicht aufhören, auf Gott als den alleinigen Helfer zu hoffen, aber

an der Einsicht der Menschen, die zu Wächtern bestellt sind, völlig verzweifeln müssen. In Breslau scheint der Unfug und Skandal am ärgsten zu sein und ich habe schon oft gewünscht, du wärest lieber auf ein Dorf, als in diese heillose Stadt gezogen. Die Schrift über Censur und Preßfreiheit ist das Beste, was ich bis jetzt von Professor Baltzer gelesen habe; klar gedacht und gut gesagt. Wenn dieses nicht hilft, so ist alles fernere Schreiben umsonst. Ich bin begierig auf den Erfolg. Der Minister Eichhorn hat mir auf die ihm eingereichte „Branntweinpest“ ein artiges Rescript gesandt und mich darin besonders noch veranlaßt, über die medicinischen Folgen der plötzlichen Entsagung weitere Beobachtungen anzustellen, weil die Furcht vor diesen Folgen und angeblichen Nachtheilen für die Gesundheit bisher in anderen Provinzen der Einführung der Mäßigkeitsvereine am meisten entgegengestanden habe. Wenige Tage später erhielt ich von derselben Excellenz den Auftrag, binnen 8 Tagen ein „erschöpfendes“ Gutachten über die jetzt halb Europa in Bewegung setzende Rinderpest abzufassen, die bei der großen Unkenntniß der Beobachter zu den abgeschmacktesten und zugleich höchst verderblichen Ansichten und Vorschlägen Veranlassung gegeben hat. In wenigen Tagen habe ich daher einen Aufsatz von 40 Folioseiten entwerfen und abschreiben müssen, was mich allerdings etwas angegriffen hat. Die Arbeit ist zwar nicht erschöpfend (dazu müßte man ein Buch schreiben), aber für die Beleuchtung der angeregten Fragen vollständig genügend.

Den 23. Februar.

Herr Weihbischof Latussek hat mir die Ehre erzeigt, sein Pastorale unmittelbar mit einem verbindlichen Schreiben zu übersenden, wahrscheinlich wegen der Anspielungen, die darin auf die Abstinenz vom Branntwein enthalten sind. Einen Brief,

worüber ich mich sehr gefreut, habe ich — von einem protestantischen Superintendenten (S. zu P. bei T.) erhalten. Beigefügt waren zwei Predigten über die Enthaltsamkeit. Dieser Mann hat meine Schrift mit Dank gegen Gott gelesen und wünscht den Katholiken Glück, daß sie vom Herrn die größere Gnade empfangen haben. Im Namen seines Mäßigkeitsvereines bringt er mir eine förmliche Dankadresse dar. Aus seinen Predigten leuchtet Glaube, Verstand und eine sehr milde Gesinnung hervor. Wahrscheinlich ist er ein „protestantischer Jesuit!"

Den 7. März.

Die Via Crucis, welche du übersetzt, ist nicht zu deinem, wohl aber zu meinem eigenen Vortheil in meine Hände gelangt. Der Druck wird sich hier nicht so leicht bewerkstelligen lassen, als du glaubst. Ich habe, da ich selbst in doloribus et sub cruce wieder darniederliege, mich an deiner Arbeit stärken und zur Geduld erheben können, bin aber bis jetzt unfähig, deinen Auftrag zu besorgen. Am 27. steigerten sich meine Unterleibsbeschwerden zu einem Zustande, von dem ich ungewiß war, ob ich ihn Hämorrhoidal-Kolik oder gastrisches Fieber nennen sollte. Vorgestern in der Nacht decouvrirte sich der alte Feind — die Gicht und es stellte sich heftiges Podagra ein, was ungeachtet der vielen Schmerzen und der ganz darniederliegenden Verdauung die Genesung erwarten läßt. Gehen und stehen kann ich dabei nicht und das Fieber dauert auch noch fort. Später wird wohl eine gründliche Cur stattfinden müssen, denn vier Gichtanfälle binnen Jahresfrist sind zu viel. Hätte dies keinen Erfolg, und ginge das decrementum vitae wie bisher bergab, so müßte ich noch früher als ich wollte, um Pensionirung bitten. Geh. Rath Albers schreibt mir, daß meine Arbeit über die Rinderpest vom Minister und seinen Räthen sehr gut aufge-

nommen worden sei und wegen der schlagenden Gründe und Thatsachen einen so großen Eindruck gemacht habe, daß fürs erste von entgegengesetzten Ansichten und Vorschlägen nicht mehr die Rede sei. Die von mir ausgearbeitete, hier nämlich in zweiter Ausgabe gedruckte „Instruktion" soll in allen östlichen Provinzen eingeführt und den Regierungen als Norm vorgeschrieben werden. Ich habe deßhalb noch mehrere Exemplare nach Berlin schicken müssen. — Dagegen habe ich leider von dem Herrn Oberpräsidenten fortwährend viel Mißtrauen und Anfechtung zu erdulden.

Den 22. März.

Mit meiner Gesundheit hat es sich um Vieles gebessert. Die Kirche darf ich leider noch nicht besuchen, weil ich fürchten muß, mir durch die Kälte die Gicht aus den Füßen wieder in den Leib zu jagen. Gott wird weiter helfen.

Obgleich das katholische Prinzip noch überall in der Minorität ist, so erstarkt es doch immer mehr von Jahr zu Jahr und selbst die Bestrebungen der Gegner müssen unwillkührlich und fortwährend seine Verbreitung fördern. Wie Canonicus G. mir schreibt, hat Diepenbrock auf die Aufforderung des Cardinals Lambruschini am 9. März erklärt: „me filiali obedientia ac reverentia erga Summum Pontificem, Christi in terris Vicarium, eo adduci, ut victa omni reluctatione et de viribus meis diffidentia, desideratum Vratislaviensi electioni assensum praebeam."

Die Schrift von Görres ist, wie zu erwarten stand, ein wahres Kunstwerk und hat das Geschichtliche und, ich möchte sagen, das Physiologische der Trierer Wallfahrt meisterhaft geschildert. Nur vermisse ich darin eine genügende Beurtheilung des protestantischen Unfuges vom Standpunkt des Rechtes und

der Politik, vielleicht weil die Geschichte noch immer fortspielt, das Buch noch zu früh geschrieben, oder auch von der Censur beschnitten wurde.

Den 8. April.

Unsere jetzige Literatur, besonders die fliegende, wirkt auf mich immer mehr, wie ein Emeticum in refracta dosi. Mit wenigen Ausnahmen will mir Alles schief, geziert, confus und unwahr erscheinen. Es ist aber auch schwer, unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland etwas Gediegenes zu Stande zu bringen. Die Leute quälen sich ab, um nur recht piquant und geistvoll zu erscheinen, um die Wahrheit ist es ihnen wenig oder gar nicht zu thun. Wenn ich mich erholen oder unterhalten will, muß ich ein Buch aus früheren Zeiten in die Hände nehmen. So habe ich während meiner Krankheit con mucho gusto y deleite wieder einmal die Historia del famoso predicador fray Gerundio, dieses geistlichen Don Quixote, des Padre Isla gelesen.

Den 30. April.

Wundere dich nicht, daß ich deinen Brief mit diesem schlechten Gekritzel beantworte. In Folge eines neuen Gichtanfalles ist mir der rechte Arm erlahmt und bei dem beständigen Zittern das Schreiben sehr erschwert. Das übrige Befinden ist heute schon besser. Unter diesen Umständen und bei der häufigen Wiederkehr meines Leidens will ich den Aerzten folgen, die mich nach Carlsbad und Teplitz schicken wollen. Sobald ich transportabel bin, so Gott will, noch im Mai, werde ich abreisen und auf drei Monate Urlaub nehmen. Ist es möglich, so will ich die Pfingsten bei dir zubringen und dann von Breslau gleich weiter nach Carlsbad gehen.

Den 26. Mai.

Die Klagen über deine Verlassenheit rufen mir ein Stück meiner eigenen Geschichte ins Gedächtniß zurück. Ach, wie groß sind die Täuschungen, denen wir, vorzüglich in der ersten Hälfte unseres Lebens, unterworfen sind, bevor noch die bittere Erfahrung den wahren desengaño erzeugt! Das jugendliche Herz empfindet das Bedürfniß nach Freundschaft am stärksten, weil es zur Hingebung und Mittheilung, zur Freude und Liebe, am fähigsten und voll von Vertrauen ist. Wie betrübend ist bei einer lebhaften Phantasie der Mangel eines alter ego, wie innig habe ich an manchen Menschen gehangen, die mir später ganz anders erschienen, und wie oft habe ich mich selbst zu einer unbegründeten Bewunderung und Begeisterung hinreißen lassen, und wie prosaisch und bitter ist die allmählig erfolgende Enttäuschung gewesen. Ich hatte die Wahrheit noch nicht lebendig erkannt, die mir jetzt mein Kempis und Rodriguez so einleuchtend vor Augen legen: „Sei freundlich und liebevoll mit allen Menschen, vertraut aber gegen die Wenigsten."

Carlsbad, den 18. Juni.

Gestern früh bin ich glücklich hier in Carlsbald angekommen. Die ganze Fahrt wurde vom schönsten Wetter begünstigt und durch keinen Unfall gestört; nur das Nachtwachen, den Staub und die Hitze kann ich nicht mehr so leicht wie sonst ertragen. Ich hoffe, daß ich mich hier wohlbefinden und mit dem Erfolge zufrieden sein werde. Der Abschied von dir ist mir um so schwerer geworden, als ich dich in einer traurigen Stimmung verlassen mußte, dort, in jenem allgemeinen Breslauer Elend und unmittelbar nach dem Hinscheiden jener lieben Kranken, die uns mit dem Zeichen des Glaubens vorangegangen ist. Daß Diepenbrock herrlich consecrirt worden, habe ich bereits in der

Prager Zeitung gelesen. In Böhmen hat man von unseren gräulichen Zuständen gar keinen Begriff; von der neuen Sekte wird äußerst wenig oder gar nicht gesprochen und wenn man die Sache erwähnt, so wird sie entweder verlacht oder mit Verachtung behandelt.

Carlsbad, den 8. Juli.

Da du so liebevoll um meine Gesundheit besorgt bist, so will ich dich vor Allem benachrichtigen, daß ich, Gott Lob, alle Ursache habe mit der bisherigen Wirkung der Brunnencur zufrieden zu sein. Diese hiesigen Aerzte meinten schon im Anfange, ich hätte für meine Zustände nichts Besseres, als das Carlsbad wählen können. Diese Vorhersagung scheint sich zu bestättigen. Ich fühle mich freier und leichter wie sonst und besteige jetzt die umliegenden Berge ohne Schwierigkeit, was ich vor 3 Wochen noch nicht im Stande gewesen wäre. Denke aber nicht, daß hier die Besserung der Gesundheit so leicht und wohlfeil gewonnen wird. Eine Brunnenkur in Carlsbad ist kein behaglicher Müssiggang, sondern eine wahre Arbeit, die mit vieler Langeweile und mit namhaften Beschwerden und Entbehrungen verbunden ist. Um 4 Uhr Morgens steht man auf, um noch vor 5 am Brunnen zu sein. Nun beginnt unter den 2000—3000 Gästen ein drei- bis vierstündiges Hin- und Herlaufen, während dessen man die erforderliche Anzahl von Bechern trinkt (ich nehme jetzt täglich 10) und zu verdauen sucht. Etwa um 8 Uhr oder bald nachher kehrt man ermüdet wieder heim und fällt mit „thierischer Begier", wie ein hiesiger Arzt versichert, über das Frühstück her. Nach kurzer Ruhe soll man sich abermals ins Freie begeben. Erst um 11 Uhr kann man die heilige Messe hören. Das Essen ist fade und knapp und eine strenge Diät durchaus erforderlich. Nach Tische wird eine

weitere Fußpartie unternommen und irgendwo eine halbe Portion „verkehrter" Kaffee getrunken. Die Enthaltsamkeit erstreckt sich aber auch auf den Geist und gebietet sich hier eigentlich von selbst; denn am Vormittage ist der Kopf vom Wasserdunst so umnebelt, daß man sich kaum besinnen oder denken kann; auch ist es Thatsache, daß hier jede geistige Anstrengung nachtheilig auf den Körper wirkt. Somit ist das Leben in Carlsbad ein rein vegetatives; die größten Genie's müssen sich hier wie Idioten verhalten und sind schon zufrieden, wenn nur der gewünschte Erfolg nicht ausbleibt.

Man sollte glauben, es könne hier an einer heiteren und interessanten Unterhaltung nicht fehlen, da sich so viele Menschen aus allerlei Volk und Land zusammenfinden. Doch unter den Wenigsten kommt es zu einer geistigen Berührung und von großer Heiterkeit ist eigentlich nichts zu spüren. Ein guter Theil der Gäste besteht aus Hypochondristen und Melancholikern, von welchen Mehrere ein ganz desperates Ansehen haben. Andere tragen die Gebrechen und den Luxus der Zeit auf eine widerwärtige Weise zur Schau, die Vornehmsten leben abgesondert. Einer klagt dem Anderen seine Noth, man hört fast nichts als Krankheitsgeschichten und die Aerzte werden am häufigsten damit verfolgt, so daß ich bei der Morgenpromenade immer gern das Weite suche. Die vielen Sachsen und Berliner stoßen ab, auch wenn sie munter sein wollen. Ueber die Physiognomik lassen sich die zahlreichsten und auffallendsten Beobachtungen anstellen, aber das Resultat ist im Ganzen sehr unerfreulich. — Einigen guten Seelen bin ich wohl begegnet, sie verschwinden aber im Gewühl und sind in der Regel selbst des Trostes zu sehr bedürftig, als daß sie Andere trösten könnten. Mit dem gestiefelten Clerus ist wenig anzufangen. Am besten gefällt mir ein Mechitaristenpriester, aus Constantinopel gebürtig, mit dem

ich jeden Morgen eine kleine italienische Unterhaltung am Brunnen führe.

Neulich ist Herr v. G. hier eingetroffen und hat mir Gutes von dem neuen Oberpräsidenten erzählt. Bevor dieser Brief in deine Hände gelangt, wird hoffentlich die sacra anchora, d. h. Diepenbrock schon in Breslau seinen Einzug gehalten haben. Zweierlei ist mir seit meinem Hiersein vollkommen klar geworden: erstens, daß die unbegreifliche Verblendung in Preußen ein providentielles Ereigniß ist, und zweitens, daß der liebe Gott die preußischen, und vorzüglich die schlesischen Katholiken noch lieb haben muß, da er sie durch das Feuer der Trübsal gehen läßt.

An die gute Gabriele S. muß ich noch öfters denken und wenige Kranke haben seit langer Zeit meine Theilnahme so sehr wie diese erregt. Du hast ohne Zweifel recht, wenn du sagst, daß etwas Mystisches im Spiel gewesen. Der Tod überhaupt ist eine mystische Erscheinung, vorzüglich aber pflegt das Hinscheiden frommer und unschuldiger Seelen von übernatürlichen Umständen begleitet zu sein. Sie hat in den letzten 8 Tagen sicher die Genesung gehofft und in der That, sie ist genesen, aber nicht unvollständig und auf eine kurze Spanne Zeit, sondern vollständig und für die Ewigkeit. Während der Krankheit konnte sie in Bezug auf diese Genesung noch einer Täuschung unterliegen; als aber der Todeskampf eingetreten, ist sie ohne Zweifel hellsehend geworden und aus den Qualen ihres schon auf Erden bestandenen Fegefeuers gewiß frohlockend eingegangen in die Freuden ihres Herrn, zu dem auch uns dereinst ein so seliger Tod führen wolle. — Wie Wenige diesem Ziel nachstreben und wie einsam die Katholiken sich heut zu Tage überall in der Welt befinden, zeigt sehr auffallend dieses Carlsbad, welches mit seinen 8 bis 10,000 Fremden, die alljährlich kommen

und gehen, einen wirklichen Mikrokosmos darstellt, in dem fast alle Nationen und Stände ihre Repräsentanten haben. Die Kinder Gottes verlieren sich in dieser Masse ebenso, wie die ersten Jünger unter den Heidenvölkern. Ueberall die nemliche Flachheit, Gottvergessenheit und Eitelkeit! Erwägt man die Summe von Krankheit, Sünde und Elend, die hier zusammenströmt, so erscheint dieser Ort wie ein großes Spital, aus welchem man sich mit Verlangen hinaussehnt. Und die große Welt — was ist sie anderes, als ein großes Krankenhaus? Von dieser Seite betrachtet, hat die Carlsbader Schlucht etwas Unheimliches, besonders wenn man weiß, daß der Boden unter den Füßen ausgehöhlt ist und in dem Wasservulkan noch eine wilde und ungebändigte Naturkraft ihr altes Wesen treibt. Jetzt haben wir hier eine neapolitanische Hitze, die durch die Thermen noch erhöht, das ganze Thal zu einem Gluthofen macht. — Es verlangt mich schon sehr, das heitere Teplitz zu erreichen, welches ein behaglicheres Leben verspricht. — Sehr wohlthuend ist es, den schlesischen Jammer hier nicht alle Tage anhören und besprechen zu dürfen. Einen Breslauer Regierungsrath, der mit mir anbinden wollte, habe ich kurz abgefertigt. Auch das ist ein großer Vortheil, daß es hier keine Akten gibt. Dagegen muß ich leider bekennen, daß der tägliche Brunnenrausch, die vielen Zerstreuungen und die unaufhörliche, auf allen Wegen erschallende Walzer- und Opernmusik die Fähigkeit zum Gebet vermindert und daß auch der äußere Gottesdienst hier wenig geeignet ist, den Geist zu erheben.

Teplitz, den 25. Juli.

In Carlsbad lernte ich zufällig den Landphysikus Dr. Bitter aus Hannover kennen, der ebenfalls Hülfe gegen eine langwierige Krankheit suchte. Wir zogen uns gegenseitig an, verkehrten jeden

Nachmittag und Abend mit einander, sind dann auch zusammen nach Teplitz gereist und wohnen hier in einem Hause. Ich muß es wirklich als eine göttliche Fügung betrachten, daß ich unter dem großen Menschenhaufen diese treue Seele herausgefunden habe. B. ist ein Westphale von sehr klarem, ruhigen Verstandesblick, grundkatholisch, selbst in medicinischen Dingen, gelehrt und erfahren, ungemein sanft und mild und bei einer sehr männlichen Gestalt so voll von kindlichem Gottvertrauen und geprüfter Geduld, daß die Art und Weise, mit welcher er sein schmerzhaftes Leiden trägt, mich täglich zu inniger Theilnahme und Rührung erregt. Wie selten ist unter den Aerzten eine solche Erscheinung! — Mein allgemeines Befinden ist gut und Carlsbad hat in dieser Hinsicht trefflich gewirkt. Allein meine Hand ist noch immer krumm, und wenn die nächsten 10 Bäder, die ich noch nehmen will, nicht eindringlicher sind, so werde ich vergebens hier gewesen sein. Meine Hoffnung beginnt schwächer zu werden, obgleich ich gestern in meinem Innern die Stimme der Mutter Gottes zu vernehmen glaubte, die mir zuzurufen schien: „Ich werde eine Hand nicht verdorren lassen, die mir eine Schrift gewidmet hat" *). Nun, Gottes Wille geschehe; ich bin von ganzem Herzen auch mit dieser Strafe zufrieden, wenn sie auf mir ruhen soll.......

Kein Orden hat noch länger als 300 Jahre geblüht und wenn noch später einige Nachblüthen zum Vorschein kamen, so waren sie von geringem Einfluß und von kurzer Dauer. Jetzt sind die Orden größtentheils zerstört, zum Theil durch eigene Schuld. Die Säcularisation der Klöster ist, menschlich betrachtet, zwar ein Raub, aber gewiß auch ein göttliches Gericht

---

*) Der „Sieg über die Branntweinpest" trägt die Dedikation: „Saluti infirmorum, Auxilio Christianorum. D. D."

gewesen. Die künftigen Geschicke der Kirche werden, wie mir Windischmann sagte, in Deutschland und Frankreich entschieden werden, (das fühlen sogar die Italiener) und zwar durch einen Geisterkampf, an welchem die Klöster kaum einen wirksamen Antheil nehmen werden, weil sie hinter der Zeit zurückgeblieben und hier auch meistens aufgehoben sind. Alles deutet darauf hin, daß die Restauration der Kirche in unserer Zeit den Bischöfen vorbehalten ist. In der Reihe derselben ist Clemens August der erste gewesen, der französische Episcopat ist ihm gefolgt und auch der deutsche fängt an, sich seiner Aufgabe bewußt zu werden. Einer der größten Kämpfe in der Weltgeschichte steht offenbar bevor oder hat vielmehr schon begonnen. Es ist verdienstlicher und jetzt auch viel nothwendiger, unter den legitimen Heerführern auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, als hinter einer Verschanzung in Sicherheit zu liegen und bloß für sein eigenes Heil zu sorgen. Für Einzelne freilich wird der Ordensstand immer ein heilsames Mittel und Bedürfniß bleiben; diese aber, sowie alle schwachen, trägen und muthlosen Geister werden in dem großen Kampfe keine geistlichen Lorbeeren erringen und zur Erneuerung der Erde wenig oder gar nichts beitragen können. Der Protestantismus erfordert eine ganz neue Behandlung und was die Protestanten wirklich in der Wissenschaft leisten, muß auch der Kirche zu Gute kommen und von ihr angeeignet werden. Die Orden verstehen dies meistens nicht. — Meine Ansicht von diesen Dingen hat sich allmählig gebildet, ist aber durch den Gang der Ereignisse von Jahr zu Jahr bestimmter und fester geworden, um so mehr, als bessere Männer jetzt derselben Meinung sind. Vorzüglich freue ich mich über den außerordentlich günstigen Eindruck, den Diepenbrock in Breslau schon durch sein persönliches Erscheinen hervorgebracht hat. Auch Bitter versichert mich, das Breslauer Bisthum sei unter den gegenwärtigen

Verhältnissen das wichtigste in ganz Deutschland, Aller Augen seien dorthin gerichtet und Diepenbrock's Wirksamkeit und Beispiel werde einen unberechenbar großen Einfluß auf die anderen Diöcesen haben. Namentlich in Westphalen und am Rheine seien alle katholischen Herzen für unseren Bischof begeistert. Gott stärke und erhalte ihn!

Oppeln, den 25. September.

Vorgestern bin ich nach zehntägiger Abwesenheit von meiner Departementsreise wieder glücklich heimgekehrt. Diese Reise hat mir eine zweifache Genugthuung gewährt. Einmal habe ich mich überzeugt, daß die Bruderschaft von U. L. Frauen Lichtmeß (Mäßigkeitsverein) in unserem Oberschlesien noch unerschüttert fortbesteht trotz der großen Bemühungen ihrer Widersacher und trotz aller Lügen, welche darüber ausgestreut und gedruckt worden sind. Die Zahl der Rückfälligen ist in den meisten Kreisen ganz unbedeutend. Dann ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß die Rongerei in Oberschlesien nichts mehr ausrichten wird. Auf den wenigen Punkten, wo sie eine Gestalt zu gewinnen suchte, fängt sie schon an, in decadenza zu kommen, überall findet sie einen sehr ungünstigen Boden. Die Städte, wo ich gewesen, wollen nichts von ihr wissen und würden, wenn der Demagoge hinkäme, vielleicht ähnliche Demonstrationen wie Tarnowitz machen. Das Oppler Häuflein ist sehr kleinlaut geworden und scheint die Hoffnung, eine Gemeinde zu bilden, aufgegeben zu haben. Einige Zweideutige haben sich hier der Kirche wieder zugewendet. Protektionen, Geld und Versprechungen, ja List und Gewalt sind vergebens aufgeboten worden, um das Volk zum Abfall zu bringen. In S. ist es dem Oberamtmann T. gelungen, durch Drohungen und Gunst mehrere seiner Beamten zur Desertion zu verleiten. Dasselbe Mittel wollte er

auch bei den armen Leuten versuchen, indem er ihnen während der dort herrschenden großen Noth Kartoffelbeete zu unentgeltlicher Benützung anbot, wenn sie Rongeaner werden wollten. Die Leute erklärten ihm aber, er möge nur seine Beete behalten, lieber wollten sie hungern, als ihren Glauben verläugnen.

Den 9. Oktober.

Neulich habe ich herzliche Grüße vom Vater Görres erhalten. Er hat unsere Diöcese scharf ins Auge gefaßt und verfolgt mit lebendigem Interesse alle Erscheinungen, die hier hervortreten. Auf unseren Fürstbischof hält er viel. Dieser habe zwar versprochen, mit aller Liebe zu Werke zu gehen, werde aber als ein alter Krieger nicht allein die Spitze des Schwertes unter dem Chorrock hervorblicken lassen, sondern nöthigenfalls auch den Griff zu handhaben wissen, zumal er mit der Liebe allein nicht durchkommen werde. Was den Staat betrifft, so habe man früher wohl glauben können, dem Könige seien die Gefahren verkleinert und verheimlicht worden; nun aber, da das mysterium iniquitatis in der Leipziger Geschichte aller Welt klar geworden, könne das Gehenlassen nicht länger fortgesetzt werden. — In letzterer Beziehung gibt sich der Alte vielleicht noch einer Täuschung hin. Ich erwarte nichts mehr von den Regierungen, aber Alles von Gott.

Den 19. November.

Ueber die Kürze meiner Besuche mußt du dich nicht beklagen, denn gerade diese Kürze ist es, die mir den Verkehr mit dir sehr erleichtern kann, indem sie mich hier mancher Weitläufigkeit und Rücksicht, dort aber vielen unnützen Complimenten und Einladungen überhebt und keine sehr störende Unterbrechung der Geschäfte veranlaßt. — In jenen 24 Stunden habe ich aufs neue wahrnehmen können, daß deine Stellung im

Weinberge des Herrn nicht ohne Dornen und Disteln ist, die eine große Geduld und Ausdauer und ebensoviel Schlangenklugheit als Taubeneinfalt erfordern. Die beiden letzteren, für den Priester so nothwendigen Eigenschaften, möchte ich vorzugsweise als diejenigen betrachten, zu deren Erlangung ein wohlbestelltes Priesterseminar vor allem Anderen behülflich sein soll. Wie hoch vonnöthen wäre nicht die Verbindung solcher Eigenschaften gerade jetzt, in dieser so aufgeregten und verwirrten Zeit. Wie viel Unheil, Verwirrung und Aergerniß ist nicht schon entstanden, selbst bei gutem Willen, wenn die Leute auf einer Seite hinkend, entweder superklug oder gar zu einfältig sind! Anstatt zur Einfalt und Klugheit zu gelangen, sieht man dann solche schwache und extreme Gemüther nur zu leicht in Imbecillität und Narrheit versinken. Die verrückten Frauen, von denen du geplagt bist, haben mir Veranlassung gegeben, aufs neue darüber nachzudenken, zu welchen falschen Richtungen selbst die Frömmigkeit führen kann, wenn sie nicht geregelt ist und mit einer krankhaften Phantasie oder mit einem geringen Verstande zusammentrifft. Fenelon hat in diesen Sachen viele lehrreiche Erfahrungen gemacht und ich muß dir nächstens seine Oeuvres spirituels übersenden, die mir auch in vieler anderer Hinsicht ungemein schätzbar sind. Ich selbst habe leider kaum eine Empfindung von jenem beständig heiteren Seelenfrieden, den ich so oft und so gern an dem heiligen Philippo Neri, Franz v. Sales u. A. bewundere; doch muß ich gestehen, daß mir das kleinmüthige, gedrückte und melancholische Wesen an Katholiken sehr mißfällt. Es erinnert mich stets an die Kopfhängerei der Pietisten. Corraggio! sagen unsere Italiener, und elargez le coeur! ruft uns beständig der Erzbischof von Cambray zu. Eine Frömmigkeit, die sich mit diesem engherzigen und oft dabei auch sentimentalen Wesen verbindet, kommt mir sogar

gefährlich vor, weil sich leicht Eitelkeit damit vermischt, die endlich zur Heuchelei führt. Der selige Klee in München soll deßhalb, und zum Theil auch aus wirklicher Demuth, nicht nur jede Ostentation, sondern sogar auch jeden Anschein von Frömmigkeit ängstlich gemieden und es sehr übel genommen haben, wenn die Leute ihn für fromm gehalten. Er mag darin zu weit gegangen sein, allein ich kann es mir wohl erklären, wie man aus Abneigung und Furcht vor eitler Scheinheiligkeit selbst die ungezwungene Aeußerung wahrer Heiligkeit zu verbergen im Stande ist. Da nun unsere Schlesier von Natur etwas eitel und sentimental sind, so mag eben deßhalb ihre Frömmigkeit um so leichter eine falsche Richtung nehmen, ein Umstand, der zu beachten für dich nicht unwichtig sein dürfte. Zu deinem Troste, aber in aller Wahrheit, muß ich jedoch sagen, daß deine soliden und praktischen Predigten mir sehr geeignet scheinen, jener Pusillanimität und Eitelkeit entgegenzuwirken. Uebrigens hängt der Erfolg und die Frucht unserer Arbeit, wenn sie auch noch so treu verrichtet wird, von Gott ab, und wir können ganz ruhig sein, wenn wir auch gar keine Früchte sehen. Halten wir nur stets den guten Willen fest. Was mich betrifft, so ist es bei meinen Geschäften nicht der Mangel an Früchten, der mir Kummer macht, (ich weiß, daß ich ein sehr unnützer und unfähiger Knecht bin), sondern mein Kreuz liegt vielmehr in den Geschäften selbst, die größtentheils von solcher Art sind, daß die Natur sich dagegen sträubt. Pazienza!

Den 26. Dezember.

Die Gelehrten, deren Intelligenz ohne Demuth, ohne Keuschheit und Liebe ist, sind Alle von einem (oft versteckten) empörerischen Stolze und von einer wilden Wißbegier besessen, die sie für die Theologie gefährlich, und selbst für andere Wissenschaften

mehr oder weniger untauglich macht. Indessen bleibt es immer sehr zu bedauern, daß man in Oesterreich bei dem höchst dürftigen Unterrichtswesen so wenig lernen kann und daß selbst wirkliche Talente, deren es dort vielleicht noch mehr als hier gibt, so häufig verkümmern, auch bei der herrschenden Versumpfung so leicht auf Abwege gerathen müssen. Autodidakten können es dort in gewisser Richtung sehr weit bringen, sie bleiben aber stets einseitig und man findet, daß sie bei großer Gelehrsamkeit und ausgezeichnetem Scharfsinn an einer auffallenden Bornirtheit leiden. Solche Charaktere sind, wie ich glaube, in exquisiter Form nur in Oesterreich möglich, wo Kirche und Staat jeden helleren Kopf zur Opposition hintreiben, welche, je mehr sie äußerlich unterdrückt wird, sich um so eigensinniger und hartnäckiger im Geiste zeigt.

Es kann Einem die Lust zum Schreiben vergehen, wenn man sieht, wie erschrecklich viel in Deutschland raisonnirt und wie wenig dabei gehandelt wird. Mich verlangt nach Thaten und praktischen Erfolgen. Des ewigen Geredes bin ich fast überdrüssig geworden und nur für das Leben und die Praxis möchte ich noch thätig sein.

Den 11. Januar 1846.

Ich danke dir dafür, daß du mir die Exercitia spiritualia des heiligen Ignatius in der ächten Gestalt mitgetheilt hast, in welcher sie, nach der Bemerkung des P. Rothaan, selbst Vielen inter Nostros unbekannt sind. Je weniger ich bisher an dem großen Nutzen der wirklich angestellten Geistesübungen gezweifelt, desto mehr habe ich stets bedauert, den „ad mentem S. Ignatii“ abgefaßten Anweisungen, die mir in die Hände fielen, so wenig Geschmack abgewinnen zu können. Nun aber belehrt mich der P. General — quod plurimi ex illis, qui

exercitiorum conscripsere libros, mentem S. Patris vix obscure consecuti sunt — quod plerique nec sensa S. Patris nec verba servarunt — vim Exercitiorum enervarunt — ut sacer ille ignis veluti sub cinerum cumulo obrutus ac pene deperditus jaceat.“ Einen ganz anderen Eindruck macht auf mich die wörtliche Uebersetzung; je weiter ich lese, desto mehr muß ich die Kraft und Weisheit, die Ordnung und Präcision, die Klarheit und Vollständigkeit bewundern, mit welcher der Geist Gottes durch den Mund eines noch illiteraten Dieners so großartig und dabei so einfach und selbst naiv zu den Menschen spricht. Freilich soll man die Exercitien nicht lesen, sondern machen; bis aber Letzteres einmal geschehen kann, werde ich dennoch mit Lesen fortfahren in der Hoffnung, dieses unter Gottes Beistand nicht ohne allen Gewinn für das Heil meiner Seele zu thun. —

Mit großer Befriedigung und herzlicher Uebereinstimmung habe ich auch in dieser Woche den zweiten Band von Hurter's Geburt und Wiedergeburt gelesen, der noch weit lehrreicher und anziehender als der erste ist. Ueber die Freiheit des Unterrichtes kann man nirgend etwas Besseres als in diesem Buche lesen, und alle Zeitfragen, die heut zu Tage die katholischen Intelligenzen und Herzen bewegen, finden sich in diesem gründlichen und universellen Schriftsteller gleichsam wie in einem Brennpunkt vereinigt.

Den 16. März.

Es ist natürlich und unausbleiblich, daß das Vertrauen auf die Menschen, immer mehr abnimmt, je besser man sie kennen lernt. Daher das Mißtrauen der Alten. Am schmerzlichsten sind jene Erfahrungen in der Uebergangszeit vom Jünglings- zum Mannesalter, wo der erste desengaño beginnt. Uebrigens weißt du ja, daß man sich nur auf Gott allein verlassen darf. —

Ueble Nachreden und ungerechte Verläumdungen dürfen uns nicht muthlos machen. Ich theile in dieser Beziehung mit dir dasselbe Schicksal und bin jetzt im Lande wie ein schwarzer Vogel angesehen. Zum Beweise ein neueres Stückchen, das noch nicht ausgespielt hat. In Cosel ist eine Kreischirurgenstelle zu besetzen, zu der sich vier Protestanten und ein Katholik gemeldet. Was thut ein protestantischer Competent, um diese Stelle zu erhalten? Er läßt durch eine andere Person an den Fürstbischof schreiben, denuncirt mich bei diesem als einen „streng altrömischen Katholiken“ und bittet Se. fürstl. Gnaden, mir die religiösen Scrupel zu benehmen, die mich abhalten, einem Ketzer eine Stelle zu geben, mir die größte Parteilichkeit und Ungerechtigkeit zur Last legend. Diepenbrock schickte mir vor einigen Wochen dieses saubere Schreiben, blos um mir zu zeigen, mit welcherlei Anliegen er täglich geplagt und behelligt werde. Nächstens muß von der Regierung über die Besetzung ein Beschluß gefaßt werden. Der Denunciant kann die Stelle in keinem Falle erhalten, da er das Examen noch nicht abgelegt hat. Wird sie aber einem Katholiken zu Theil, was leicht möglich, so wird dadurch mein übler Leumund bestätigt und ein neues Halloh wird nicht ausbleiben, obgleich seit meinem Hiersein im Medicinalfach 38 Protestanten und nur 20 Katholiken in Oberschlesien angestellt wurden. Auf alle Fälle laß uns Beide in diesen abtödtenden jejuniis ruhig und ungebeugt ausharren, bis der Herr, der sie zu unserem Heile sendet, früher oder später uns wieder Erquickung schenkt. Und was sind unsere Leiden gegen diejenigen der ersten Christen! Wenn ich jetzt bei meinen Studien über die christliche Charitas lese, was diese starken Seelen nicht bloß geduldig, sondern freudig ertrugen, so muß ich mich allerdings schämen, für meine tägliche und in Wahrheit sehr geringfügige Misère so empfindlich zu sein.

29. März (Dominica Passionis.)

Was meine Gesundheit betrifft, so kann ich darüber noch nichts Befriedigendes melden. Am 23. befand ich mich schon so wohl, daß ich in den Zimmern herumgehen und meine Bibliothek besuchen konnte. Als ich aber am 24. des Morgens aufstehen wollte, konnte ich nicht auftreten und fühlte neue Schmerzen. Kurz, die Gicht ist aus dem linken Fuß heraus, hat aber jetzt den rechten ergriffen. Ich habe also die zweite Auflage zu debitiren. Das Schlimmste ist das ewige Liegen und Sitzen, die Entbehrung der freien Luft, die geistige und körperliche Abspannung, zumal bei der strengen Diät, die ich führen muß. Seit drei Wochen entbehre ich die heilige Messe und der Gedanke, vielleicht auch in diesem Jahre, wie im vorigen, die heilige Woche und das Osterfest als ein Gefangener zubringen zu müssen, ist sehr niederschlagend. Die Kranken, die ich par distance von meiner Stube aus behandelt, sind gesund geworden; für mich selber kann ich leider am wenigsten thun und muß den Verlauf abwarten. Die in Breslau, wie es scheint, noch immer wachsende Gottlosigkeit und Brutalität hat mich sehr afficirt. Diese Stadt ruft offenbar den Zorn Gottes auf sich herab und die Strafgerichte würden vielleicht schon eingebrochen sein, wenn nicht neben der civitas diaboli dort noch eine civitas Dei fortbestände.

Den 1. Mai.

Deine griechischen Studien kann ich nur loben. Die erhabene Idee des Platon von der schönen und häßlichen Liebe ist allerdings nur ein Bild, aber viel sinnreicher und wahrer, als jede Definition. Sie läßt sich nicht allein auf den individuellen Organismus, sondern auch auf den Makrokosmos beziehen. Dem ärztlichen Gesichtspunkte erscheint die schöne und

häßliche Liebe als Gesundheit und Krankheit (Eintracht und Zwietracht), als die Harmonie und Disharmonie des Pythagoras, als die συμμετρία und ἀμετρία des Galenos. Die Griechen erkannten das Dasein und die Wirkung dieser verschiedenen Thätigkeiten; die Ursache aber und das Wesen derselben wußten sie nicht zu deuten. Plato kam der Wahrheit am nächsten. Wir aber können nach der Offenbarung unter jenem zweifachen ἐρώτικον nichts anderes als Leben und Tod verstehen, die ihre tiefsten Wurzeln im Prinzip des Guten und Bösen haben, von welchen das eine erhaltend, das andere zerstörend wirkt. Wir wissen, daß die Liebe das Leben der Geschöpfe hervorgebracht hat und unterhält und wie ihr Gegentheil (Empörung und Sünde) in die Welt gekommen ist. Seit dem Falle besteht die ganze Natur und jeder Mensch aus einer Mischung von Gutem und Bösen, von Gesundheit und Krankheit, d. h. in jedem Menschen kämpft das Leben mit dem Tode. Relativ gesund ist der, in welchem das Leben überwiegt, krank aber, in welchem der Tod nach der Herrschaft strebt. Das Erkranken ist nur durch den Tod, das Genesen durch das Leben möglich. Die Gesundheit ist ein vorwaltender Lebens-, die Krankheit ein vorwaltender Todesprozeß. Kein daseiender Mensch ist absolut gut und gesund, keiner auch absolut bös und krank. Wer aber nicht liebt (d. h. nicht wahrhaft lebt), der bleibt im Tode, (d. h. krank und dem Todesprozeß unterworfen). Die Stellen bei Johannes und Paulus, die sich gegenseitig ergänzen, bilden die wahre Grundlage der Pathogenie. Je länger man über diese Verhältnisse nachdenkt, desto mehr leuchtet ein, wie innig im Menschen Geist und Natur verschlungen, wie analog die Sünden den Krankheiten, wie verwandt die Priester den Aerzten sind, und wie beschränkt die Ansicht derjenigen ist, welche, den Menschen in zwei Theile zerreißend, die Kenntniß und Heilung

der Seelen und Körper durchaus scheiden und mit einander als unverträglich betrachten wollen. Viele körperliche Krankheiten können durch Seelsorge, viele psychische Leiden und Verstimmungen durch leibliche Curen beseitigt werden. Im Mittelalter wurde die cura animarum et corporum von dem Clerus geübt und selbst Prälaten, die sich mit ärztlicher Praxis nicht befaßten, pflegten die Medicin als einen Theil der Philosophie zu studiren. Christus der Herr hat sich selbst einen Arzt genannt und die Krankheiten der Seele und des Leibes ohne Unterschied geheilt. Er konnte dies, weil er das Leben selber war. Und derjenige Arzt würde der heilsamste Praktiker (ἰατρικώτατος) sein, der Christo am ähnlichsten wäre.

Den 6. Juni.

Es ist gut, daß du mich noch vor Pfingsten mit deinem Besuche erfreut hast. Du warst kaum fort, als ich von meiner zudringlichen alten Freundin, der Gicht, die sich schon während deines Hierseins leise angemeldet hatte, aufs neue heimgesucht wurde. An der Pfingstvigil konnte ich noch mühselig in die Kirche gehen, die Feiertage lag ich fest auf meinem Schmerzenslager und jetzt fange ich wieder an, mit Hülfe des Stockes einige Schritte im Zimmer zu machen. Hoffentlich wird aber dieser Anfall schneller als sonst vorübergehen. Als erregende Momente desselben sind wohl die kalten und stürmischen Tage zu betrachten. Was aber die innere Ursache (Disposition) betrifft, so kann ich sie nur in einem gewissen Aerger (moeror) finden, an dem ich schon seit Ostern laborire. Ein ähnlicher Zustand ist auch den früheren Anfällen vorhergegangen. Im vorigen Jahre waren es hauptsächlich die Rongeaner, und diesmal die sogenannten „eifrigen“ Katholiken, die mich in diese pathologische Stimmung versetzt. Gemäß der zweifachen inneren

und äußeren Ursache ist daher für Leib und Seele eine Reinigung erforderlich und während das Blut im Podagra sich purificirt, lese ich fleißig die Retraite spirituelle von Bourdaloue, ein Buch, in welchem auf meisterhafte Weise ausgeführt ist, was der heilige Ignatius nur in den Grundzügen vorgezeichnet hat. Als Folge dieser Lektüre haben sich einige Betrachtungen dargeboten, von welchen ich dir etwas mittheilen will. Du wirst darin ein Stück Beichte finden, welches aber für dich vielleicht ein Stück Beichtspiegel werden kann.

Ich würde viel glücklicher, frömmer und zufriedener sein, hätte sich nicht seit meiner Jugend ein vorwaltender Hang zur Traurigkeit und Schwermuth bei mir festgesetzt. Dieser Zustand ist gemischter Art und ebensowohl vom Geist, als von der körperlichen Organisation bedingt. Die Heiden nannten ihn das melancholische (schwarzgallige) Temperament, weil sie dabei zu einseitig nur die Natur im Auge hatten; die Christen werden darin überhaupt nur eine besondere Form des Erbübels erblicken, welches den Geist und die Natur zugleich verdarb. Dieses Temperament (sit venia verbo) findet sich bei Menschen, die gewöhnlich brünett, immer von starker Phantasie, sehr empfänglich, leicht verletzbar und ebendeßhalb nicht gern in Gesellschaft sind, zumal wenn ihr Beruf viel einsames Denken und Nachsinnen erfordert. Es ist die Mutter der sogenannten Hypochondrie, einer Verstimmung der Seele und des Leibes, die sich bei Manchen bis zum Wahnsinn und zur Auszehrung steigert. Es nimmt oft den Schein einer heiligen Traurigkeit an, ist aber das gerade Gegentheil derselben. Denn während die santa tristezza beständig die Liebe und den Frieden bewahrt, zeigt sich in der melancholischen Traurigkeit etwas Aergerliches, Unruhiges, Herbes und Saures, welches aufbrausend, ungerecht und ungeduldig macht, den Mißmuth nährt und ver-

mehrt, die Liebe und den Frieden nicht aufkommen läßt und so den Menschen dahin bringt, daß er sich selbst und noch mehr denjenigen zur Last wird, die sich beständig in seiner Umgebung befinden und seine Launen ertragen müssen. — Mit diesem Feinde habe ich seit meinem sechzehnten Lebensjahre bis heute zu kämpfen gehabt und Gott weiß es, wie schwer es mir oft geworden ist, ihn nur in gewissen Schranken zu halten. Um alles in der Welt möchte ich nicht, daß die Anlage zu einem so traurigen Uebel sich auf dich, mein liebes Kind, vererbe und in deinem Gemüth sich fortentwickle. Das melancholische Temperament disponirt schon an sich zu jener (mehr oder weniger egoistischen) Zurückgezogenheit, die man, weil sich der Mensch dabei zu sehr auf sich allein beschränkt, den Solipsismus nennt, und zu welchem man ebenso im Weltgewühl als in der Einsamkeit gelangen kann. Nichts ist trauriger, als wenn die Abneigung gegen menschlichen Umgang aus dieser schwarzgalligen Quelle fließt. Im weltlichen Geschäftsleben wird der Zustand wenigstens durch eine größere Freiheit, Abwechslung und Wahl erleichtert, im Kloster aber, wo man beständig an die Regel gebunden ist und tagtäglich mit denselben Personen verkehren muß, kann der melancholische Aerger unerträglich und wahrhaft höllisch werden. Beispiele von solchen Unglücklichen hat die heilige Theresia in ihren Briefen angeführt. Uebrigens findet man in jedem Irrenhause eine Abtheilung von Melancholischen, die in der Welt sich auf sich selbst gesetzt und darüber verrückt geworden sind. Doch dies sind Extreme, zu welchen es nicht häufig kommt. Es gibt andere und sehr bedeutende Nachtheile, auf die man achten muß, so lange man noch Herr über sich selbst und sui compos ist. Ein Melancholicus ist mehr als andere Menschen gefährdet, in einen Kleinmuth zu verfallen, der ihn für alle größeren Unternehmungen ungeschickt macht. Zuweilen findet man große

Gelehrte unter diesen grämlichen Menschen, aber sehr selten einen praktischen Geist. Ihre Bildung ist mehr oder weniger einseitig und beschränkt, weil sie in ihrer Abgeschlossenheit wenig von Anderen empfangen und annehmen, sondern fast Alles aus sich selbst und aus Büchern schöpfen; ihre Ideen sind zwar gewöhnlich sehr fest (fix), aber häufig auch starr, mangelhaft und unvollständig entwickelt, weil durch mündlichen Verkehr und Gespräche nicht berichtigt und belebt, nicht vermehrt, ergänzt und in Fluß gebracht. Selbst ihr bestes Wissen und Denken ist unfruchtbar, wenn sie es der Gesellschaft vorenthalten, wozu sie meist geneigt sind. Endlich verliert der Solipsist die Schnellkraft des Geistes, die sogenannte Geistesgegenwart, was ganz natürlich ist, da er diese Eigenschaft nur erwerben und üben kann in der Gesellschaft, die er verschmäht. Dies ist das gewöhnliche Loos eines melancholischen Menschen, der keine Freunde hat, weil er keine sucht und an sich zieht und der auch in Gott sich nicht versenken kann, weil er zu sehr in sich selbst versinkt. Dabei ist unausbleiblich, daß er von Anderen, weil sie ihn zu wenig kennen, häufig verkannt und falsch beurtheilt wird. — Meine guten Eltern hatten kein melancholisches Temperament. Bei mir ist dieses durch eine sich selbst überlassene (folglich übel geleitete) in Noth und Kummer zugebrachte Jugend, und später besonders durch den Umstand befördert worden, daß ich, in kleinen Orten lebend, keine geistige Verwandte fand und mit Anderen mich nicht näher einlassen wollte. Am schlimmsten war mein Zustand in der Uebergangsperiode vom Jünglings- zum Mannesalter, wo ich in Gefahr war, dem Lebensüberdruß zu erliegen. Indessen hat der Vater der Erbarmungen, wie schlecht ich ihm auch gedient, mich dennoch beständig in seiner Hand gehalten und mancherlei Antidota mich finden lassen, indem Er mich den Zustand frühzeitig als einen krank- und sündhaften

erkennen ließ, in deiner Mutter mir gleichsam einen schützenden Engel zuführte, durch häusliches Glück meine Seele erfreute, in Künsten und Wissenschaften mir oft heilsame Mittel zur Erheiterung und Ableitung gewährte und endlich selbst den Umgang mit geringen und wenig begabten Personen mir erträglich und oft sogar angenehm und lehrreich machte.

Den 21. Juni.

Wir müssen uns in der That sehr zusammennehmen, um alle die großen und kleinen Calamitäten, die sich jetzt ereignen, mit christlichem Gleichmuth ertragen zu können. Der Tod des heiligen Vaters, die Betrachtung der Weltlage, das Elend in unserem eigenen Lande, die Widerwärtigkeiten, die man persönlich erfährt und selbst die Erkenntniß der eigenen Schwäche und Miserabilität — Alles dieses wäre geeignet, uns tief zu beugen, wenn wir uns dabei verhielten sicut caeteri, qui spem non habent. Es scheint wirklich, als ob alle Irrthümer und falschen Richtungen, die nacheinander seit langen Zeiten hervorgetreten sind, sich jetzt vereinigt hätten, um die Völker von dem Felsen der Wahrheit abzuhalten. Der Sieg dieser Wahrheit ist freilich gewiß, aber kaum zu erringen, bevor das Böse durch gegenseitigen Kampf sich selbst zu Grunde gerichtet hat, und die Herzen der Menschen durch großes Unglück gelehrig gemacht sein werden. Vieles könnte besser sein, wenn wir es machten, wie unsere Gegner, d. h. wenn die Guten sich inniger zusammenschließen und Associationen bilden könnten. Das ist aber von jeher ein großes Unglück für Deutschland gewesen, daß hier alle guten Kräfte sich zersplittern und selbst die Besten sich isoliren, wenn nicht die äußerste Noth sie auf kurze Zeit zusammentreibt.

Den 12. Juli.

Dein letzter Brief ist eine Erquickung für einen Gefangenen gewesen; denn seit 10 Tagen bin ich wieder arretirt, in Folge von Erkältung, die mir zuerst ein rheumatisches Fieber verursacht hat, wozu aber, als es schon besser ging, noch ein neuer Gichtanfall (in diesem Jahre der dritte) hinzugekommen ist. Ich sitze also abermals fest und werde sehr zufrieden sein, wenn ich nur zu Ende dieses Monats wieder auf die Beine komme, um noch in diesem Sommer meine Brunnenkur vornehmen zu können. Daß die Hand des Herrn mich jetzt so oft berührt, muß ohne Zweifel seine guten Gründe haben. Vermag ich auch nicht, in die göttlichen Rathschlüsse einzudringen, so glaube ich doch sicher, daß diese körperlichen Leiden nur liebevolle Schickungen sind, zumal der liebe Gott es immer noch mit mir sehr gnädig macht, nicht mehr auflegt, als ich tragen kann und bei dem gegenwärtigen Anfalle, wie auch schon bei dem vorigen, mir eine Geduld verleiht, die ich früher in solchem Grade nicht gehabt habe. — Oefter als je kommt mir jetzt der Gedanke in den Sinn, ob es nicht bald Zeit wäre, mein hiesiges Dienstverhältniß aufzugeben. In diesem Monat werde ich 50 Jahre alt und lange schon war es mein Wunsch, nach diesem Termin dem Allerhöchsten Herrn auf eine bessere Weise als bisher, zu dienen. Es sind auch ohne Zweifel manche Umstände vorhanden, die selbst in weltlicher Hinsicht meinen Abgang von hier zu rechtfertigen scheinen. Allein ich traue mir selbst dabei keine unpartheiische Entscheidung zu, aus Furcht, dem Willen Gottes entgegenzuhandeln, und weil ich nicht läugnen kann, daß dem Verlangen nach einer baldigen Entlassung vorzüglich der Druck meiner hiesigen Verhältnisse und die Sehnsucht nach größerer Ruhe und Behaglichkeit zu Grunde liegt. Solche Motive sind verdächtig und jedenfalls ungenügend. Nun aber wäre es nicht

unmöglich, daß der liebe Gott durch die Krankheiten, die er mir schickt, unter anderen Absichten auch die erreichen wolle, mich zu meinem Amte untüchtig zu machen, d. h. mich dessen zu entheben oder mich zu nöthigen, wegen Gesundheitsrücksichten von hier fortzugehen. Denn du mußt wissen, daß unser Oppeln wegen seiner windigen Beschaffenheit, vielleicht auch wegen des Kalkbodens, für alle gichtischen und rheumatischen Subjekte ein schlimmer Aufenthaltsort ist und daß gerade diese Krankheiten hier ungemein häufig, ja fast einheimisch sind. Wollte ich aber schon im nächsten Jahre meinen Abschied nachsuchen, so würde mir nach den gesetzlichen Bestimmungen und im Verhältniß zu meiner Dienstzeit nur eine Pension von 400 Thalern zu Theil werden können. Ein solches Einkommen scheint aber zu gering zu sein für einen alten gichtbrüchigen Mann, der oft der Pflege bedarf und bei aller Einfachheit der Lebensweise doch an manche Bequemlichkeit gewöhnt ist, der man nicht leicht entsagen kann. — In meiner Infirmität habe ich nun auch den Aufsatz über Rom und die Malaria vollendet.*) Er wird sich leicht lesen, hat mir aber sehr viel Mühe gemacht. Denn es ist schwierig über diesen dunklen Gegenstand populär zu schreiben, die Thatsachen von den vielen Conjekturen und Meinungen zu scheiden und das Physikalische mit dem Historischen in Uebereinstimmung zu bringen. Ich denke, die Römer können mit mir zufrieden sein.

Den 25. Juli.

Ich bin durch die seit 50 Jahren erlebten Schmerzen und Enttäuschungen wirklich so weit gebracht, daß ich mich nur dann noch wahrhaft freuen kann, wenn ich sehe oder höre, daß

---

*) Abgedruckt in den histor. polit. Blättern.

irgendwo noch etwas zur größeren Ehre Gottes geschieht, Sein Reich verbreitet und eine arme Menschenseele für den Himmel gerettet wird. Zu dieser reinen Freude gesellt sich noch ein besonderes trostreiches Dankgefühl, wenn ich mich erinnere, daß du selbst, mein lieber Sohn, als unmittelbarer Diener Gottes, diese heiligen Werke befördern und vollbringen hilfst. Seit vorgestern kann ich mit Hülfe des Stockes schon die Stuben durchwandeln. So Gott will, werde ich daher wohl zu Anfang des künftigen Monats meine Reise nach Carlsbad antreten können. Die erbliche Gicht ist radical fast niemals zu heilen; ihre Anfälle können geregelt, moderirt und in südlichen Klimaten oft sehr gemildert werden, allein sie kehren dennoch periodisch immer von neuem zurück und werden durch nordische Witterung (die auch zuweilen im Süden vorkommt), durch städtische Lebensweise und deprimirende Gemüthsstimmungen hervorgerufen. Es ist gewiß, daß ich diesen dreierlei Einwirkungen hier in Oppeln vorzüglich ausgesetzt bin. Mein Körper vermag den physischen Einflüssen schon lange nicht mehr so kräftig wie sonst zu widerstehen. Der Geist wird immer unlustiger oder unfähiger zu den bloßen Verwaltungsgeschäften, die daher auch jetzt mehr Mühe und Ueberwindung als früher erfordern. Diese Geschäfte sind aber auch an sich selbst viel unangenehmer geworden, nachdem die Medicin seit den letzten 25 Jahren immer anarchischer und das Treiben der Aerzte immer schlechter und bodenloser geworden ist. Die medicinischen Reformschriften (jeder Tag bringt neue hervor) beziehen sich nur auf Aeußerlichkeiten und können nur die Verwirrung mehren. Wenn du dieses Alles erwägst und dabei noch bedenkst, daß mir eigentlich der freundschaftliche Beistand fehlt, der zur Beruhigung und Erhebung der Seele so vieles beitragen kann, so wirst du es begreiflich finden, daß ich nicht mehr an Oppeln hängen kann,

obgleich mir die Ruhestätte unserer seligen Mutter stets ein geheiligter Boden bleiben wird. Ja in Betreff aller jener Widerwärtigkeiten, die mich hier umgeben, könnte ich in Wahrheit sagen: Taedet animam meam vitae meae. Indessen wollen wir Geduld haben, damit wir unsere Seelen besitzen, der Führung Gottes uns hingeben, Ihm das Weitere anheimstellen und vor Allem thun, was unsere Schuldigkeit ist.

Carlsbad, den 20. August.

Im Allgemeinen hoffe ich auf einen guten Erfolg, obgleich mich die schon so lange andauernde Schwäche der Gelenke befremdet und zu besorgen steht, daß dieselbe bleiben werde. Uebrigens bin ich über den Erfolg nicht im Geringsten bekümmert; ich will nur, was Gott will, und werde gewiß aus Seiner Hand Alles mit Danksagung hinnehmen. Bitte ihn, mein liebes Kind, daß dieser Gleichmuth nicht in mir erschüttert werde und daß, während ich so viel für meinen Leib thue, die Seele keinen Schaden leide. — Wie viel Gutes auch in Oesterreich zu finden, so ist doch der allgemeine Eindruck, den Land und Leute auf mich machen, jedesmal kein sonderlich günstiger. Troppau ist eine freundliche Stadt, doch soll dort viel Armuth, Leichtsinn und Liederlichkeit herrschen. Das Volk in der Umgegend ist mir sehr häßlich und zerlumpt erschienen. Die Kirchen in Ollmütz waren voll von singenden Soldaten, während sich die Offiziere vor den Thüren unterhielten. Die Prager Bürger und Beamten, deren Gespräche ich auf der Eisenbahn anhören mußte, waren ohne Urbanität und sind mir wie biertrinkende Philister vorgekommen. Mangel an Geist und eine gewisse Rohheit bemerkt man fast überall; körperliches Wohlsein, Geld und Industrie scheinen die höchsten und vorwaltenden Tendenzen zu sein. Die sogenannten Gebildeten unterscheiden

sich von anderen Leuten größtentheils nur dadurch, daß sie besser essen und trinken, das Theater besuchen, die Wiener Modezeitung lesen und einen übertriebenen Aufwand mit Kleidern machen. Doch — ist es in der Welt nicht überall so?

Carlsbad, den 1. September.

Die Gicht ist eine geheimnißvolle, tief wurzelnde und dabei sehr hartnäckige Krankheit. Meine Beine sind noch immer schwach; ich kann nur kleine Spaziergänge machen. Seitdem ich jedoch Sprudel trinke und zu baden angefangen habe, scheint das schmerzhafte Hinken sich vermindern zu wollen. Glaube nicht, daß ich mir die Krankheit sehr zu Herzen nehme oder viel darüber nachdenke. Dazu habe ich in Carlsbad nicht einmal Zeit, obgleich man hier in beständigem Müssiggange lebt. Du weißt, wie schwer ich mich an fremde Personen anschließen kann und wie sehr das gewöhnliche Badeleben mir zuwider ist. Ich wollte daher von Anfang bis zu Ende der Cur mich möglichst still und zurückgezogen halten, Niemand besuchen und bloß meines Leibes, nebenbei auch, so gut es hier angeht, der Seele pflegen. Indessen habe ich die geträumte Einsamkeit nicht finden können; man hat mich aufgesucht und mehr als im vorigen Jahre in die Gesellschaft hineingezogen. Selbst die Medicinalia, denen ich ganz zu entfliehen hoffte, haben mir hier keine Ruhe gelassen. Kurz vor meiner Abreise von Oppeln erhielt ich vom Minister den Auftrag, über das (gute) Buch des Geh. Medicinalrathes Schmidt in Berlin: „Die Reform der Preußischen Medicinalverfassung" ein Gutachten abzugeben. Den zweiten Tag nach meiner Ankunft bekam ich hier einen Brief von Schmidt selbst, und ersah daraus zu meinem Befremden, daß man mich heute noch als eine Autorität in solchen Dingen betrachtet. Zwei Tage später sendet der Protomedicus Dr. Nadherny

in Prag, den ich im vorigen Jahre eines großen Irrthumes wegen der Rinderpest bezüchtigen mußte, seinen hier anwesenden Bruder, den Direktor des Gubernial-Archivs, zu mir, und vergilt mir meinen Angriff damit, daß er sich meinen Besuch auf der Rückreise erbittet und mir Dinge sagen läßt, die sich wie feurige Kohlen auf meinem Haupte sammeln. Diese Wichtigthuerei mit meiner armen Person kommt mir jetzt, da ich am liebsten das ganze Medicinalwesen von mir abschütteln möchte, ebenso unerwartet als ungelegen und ist vielleicht bloß als eine Versuchung zu betrachten. — Durch Nadherny's Bruder bin ich dann bald auch mit verschiedenen geistigen Notabilitäten in Berührung gekommen; mit anderen hat mich die zufällige Begegnung am Brunnen zusammengebracht. Zuvörderst ist Schelling zu nennen, der keineswegs geistreich aussieht, aber doch einer der bedeutendsten Männer ist und gewiß nicht zu Berlin paßt. Ein Gespräch über Medicin (er ist von Hause aus Mediciner) war mir sehr interessant. Dann begegnet mir häufig der Verfasser der spanischen Skizzen, Professor Huber aus Berlin. Am liebsten unter Allen ist mir die längst gewünschte Bekanntschaft mit dem Baron Clemens v. Hügel, Direktor des Geheimen Haus- und Staatsarchivs in Wien, ein geborner Koblenzer, der schon vor 25 Jahren als junger Mensch das schöne Buch „Spanien und die Revolution" geschrieben, zur Lieber'schen Uebersetzung des De Maistre die mit H. unterzeichneten Noten geliefert, bei den Gesandtschaften von Madrid, Berlin, Paris und Rio Janeiro fungirt hat und dessen Schwester die jetzt in Schlesien lebende Gräfin Hardenberg, die Wittwe des ehemaligen convertirten Hannöver'schen Gesandten, ist. Er zählt jetzt 54 Jahre, sieht aber viel jünger aus, ist unverheirathet, mit Jarke sehr intim, erinnert hinsichtlich des Humors vielfach an Clemens Brentano und weiß auf eine bewundernswerthe Weise

den firmen katholischen Christen mit dem soliden Gelehrten, sowie mit dem feinen Staats- und Hofmann zu verbinden. Wir kommen täglich zusammen und es ist für mich ein wahrer Genuß, ihm zuzuhören. — Endlich hat auch der kranke Erzbischof von Erlau und Expatriarch von Venedig, Ladislaus Pyrker, mich kurz vor seiner Abreise noch zu sehen gewünscht. Wäre dessen Jugend (er ist jetzt 74 Jahre alt und hier todtkrank gewesen) nicht in eine so schlechte Zeit gefallen, so würde er eine der glänzendsten Kirchensäulen geworden sein. Doch muß ich sagen, daß seine ehrwürdige und geistvolle Persönlichkeit auf mich einen viel besseren Eindruck als seine Gedichte gemacht hat. Der Abschied von ihm (er wird bald auf immer von der Welt scheiden müssen) hat mich wirklich gerührt. Er küßte mich zweimal und machte dann, als ich schon fortgegangen war, Nadherny noch Vorwürfe darüber, daß er mich nicht früher zu ihm gebracht. — Mein Tagewerk ist trotz dieses Weltverkehres sehr einförmig. Abends wird im Bourdaloue gelesen, der mich nach Carlsbad begleitet hat und hier außer dem Brevier meine einzige Lektüre ist. Diese Lektüre sichert mich vor Zerstreuung und ich bin hier weit mehr gesammelt, als zu Hause. Tagtäglich beschäftigt mich ein Ausspruch von Bourdalone: „Il faut se detacher du monde et de soi même, mais — prenez garde, je vous prie, que ce detachement ne se tourne en ennui et degout.“ Von letzterem bin ich nicht frei. Ich begehre nichts sehnlicher, als Gott besser dienen zu können und mich zu einem guten Tode vorzubereiten, wenn dieser auch noch fern sein sollte.

Carlsbad, den 11. September.

Heute kann ich, Gott und der heiligen Jungfrau sei's gedankt, dir über meine Gesundheit gute Nachricht geben. Unter

diesen Umständen gefällt es mir in Carlsbad je länger, je besser; dazu trägt aber auch vorzüglich die gute und interessante Gesellschaft bei, in der ich mich täglich zu bewegen das Vergnügen habe. Ich meine damit vor allen Anderen den höchst belehrenden und erhebenden Umgang mit dem Baron v. Hügel, der sich hier an keinen Menschen so innig angeschlossen hat, wie an deinen Vater, obgleich ihm als einem hochvermögenden und angesehenen Herren von gar Vielen die Cour gemacht wird. Ich weiß bereits seine ganze Lebensgeschichte und selten vergeht ein Tag, da er mir nicht aus dem reichen Schatze seiner Anschauungen und Manuscripte etwas zum Besten gibt. Ich muß überhaupt bekennen, daß ich von diesem herrlichen Manne in drei Wochen mehr gelernt habe, als aus 500 Büchern. Schelling ist abgereist und hat mich noch zuletzt eingeladen, ihn in Berlin zu besuchen; Huber geht heute fort und war noch gestern Abend bei mir, um mich als Mitarbeiter für seine conservative Zeitschrift: Janus zu gewinnen, woraus aber nichts werden wird.

Oppeln, den 11. Oktober.

Meine Brunnenkur hat mich in der That an Leib und Seele so erfrischt, daß selbst die hiesige Misere mich bisher nur wenig angefochten hat. Die Erinnerungen sind auch diesmal zu stark, als daß sie so leicht verwischt werden könnten; ja sie sind geeignet, auf lange Zeit Geist und Herz zu stärken. Du und ich, wir dürfen Beide nicht unsere südliche Abkunft verläugnen und müssen uns sorgfältig hüten, von jener Preußischen Säure angefressen zu werden, in die man hineingeräth, sobald man nur die Landesgrenze überschreitet. Um aber nicht zu versauern (dies ist der rechte Ausdruck) und von den tristen Leuten angesteckt zu werden, wird es gut sein, von Zeit zu Zeit eine mildere Atmosphäre einzuathmen und wenigstens zuweilen

nach Oesterreich oder Baiern zu gehen, wenn man keine weiteren Reisen machen kann.

Den 19. November.

Du klagst über den Mangel an Freunden, die dich ganz verstehen. Ach wie oft und wie lange ist dieselbe Klage aus meiner eignen Brust mit Seufzen hervorgedrungen! Nun meine ich aber, daß der Mensch auf Erden mit solchen Klagen sich selber täuscht und daß die tiefe Sehnsucht, die ihnen zu Grunde liegt, erst im Himmel befriedigt werden kann. Glaube mir, in ganz Europa sind vielleicht nicht hundert Menschen zu finden, die sich ganz verstehen. Ich habe in meinem Leben kaum drei gefunden, die mich halb verstanden, keinen, der vollkommen mit mir übereingestimmt hätte. Man muß schon zufrieden sein und Gott dafür danken, wenn man einige gute Menschen findet, die einem einigermaßen verwandt sind und bei denen sichs wohl sein läßt. Klagte doch auch Hügel, daß er in der großen Stadt Wien keinen Menschen habe, mit dem er „über die Sachen" reden könne, die ihm vor Allen am Herzen liegen. Und was sagte mir die selige Frau v. Schlegel, als ich lamentirte, daß ich getrennt von meinen lieben katholischen Freunden leben müsse? „Ihr sollt nicht beisammensitzen; das ist gar nicht der Wille Gottes; sondern zerstreuen müßt ihr euch und vereinzelt das heilige Feuer weiter tragen!" Zuweilen, ja sehr oft, steckt auch in jener Sehnsucht ein feiner Egoismus, der sein eigenes Genügen und Vergnügen sucht. Was uns trösten kann, ist dieses, daß im Grunde alle wirklichen Katholiken uns in der Hauptsache verstehen, daß es ohne Zweifel unter diesen auch solche gibt, die uns in Nebensachen verstehen würden, wenn wir so glücklich wären, sie kennen zu lernen, daß aber das wahre und volle Verständniß sowie die rechte Erkenntniß nur dereinst in der Anschauung Gottes uns zu Theil werden kann.

Den 3. Januar 1847.

Das neue Jahr hat, wie gewöhnlich, mit Strapazen angefangen. Die vielen Wünsche und vorzüglich die vielen Petitionen, mit welchen ich überschüttet bin, alle die Leute, denen man Rede stehen muß, darunter auch einer Menge von Candidaten, die sich um die erledigten Physikusstellen bewerben, und so manche Angriffe anderer Art, machen zusammen eine förmliche Belagerung aus, die man aushalten und wogegen man sich auch vertheidigen muß. Ich bitte den heiligen Geist und den Erzengel Michael, mich in diesem Streite nicht verlassen zu wollen. Machen wir uns auf Tribulationen in der Zukunft gefaßt, denn die Constellationen des angefangenen neuen Jahres scheinen nicht günstig zu stehen. „Agere et pati fortia christianum est.“

Den 10. Januar.

Das öftere Vorkommen meines Namens in den Zeitungen ist mir sehr zuwider. Nun fürchte ich schon den Lärm, den es geben wird, wenn Schmidt in Berlin auf den Einfall kommt, mein scharfes Gutachten über das Preußische Medicinalwesen vollständig abdrucken zu lassen. Hoffentlich wird es nur im Auszuge bekannt werden.

Den 23. Januar.

Ich dachte es mir wohl, daß du mich bald an meinen Zeitungsartikeln erkennen würdest. Du wirst aber auch gefunden haben, daß ich dich offenbar bestohlen habe, indem ich ein Paar Stellen aus deinem Briefe fast wörtlich habe einfließen lassen. Ich habe sogar Lust, gelegentlich noch öfter solchen Raub zu begehen. Die Oberzeitung soll schlechte Geschäfte machen und jetzt sogar weniger Abonnenten zählen, als im vorigen Jahr. Dies ist der Hauptgrund, warum ich mich verpflichtet

fühle, ihr ein kleinwenig zu Hülfe zu kommen. Uebrigens bin ich weit davon entfernt, mir von meinen Artikeln auch nur den mindesten thatsächlichen Effekt zu versprechen; ich würde zufrieden sein, wenn es nur gelänge, dem katholischen Gefühl oder Bewußtsein zuweilen einen entsprechenden Ausdruck zu leihen und manchen Leuten eine übersehene und zu wenig erkannte Wahrheit in die Augen zu reiben. Ich sende soeben wieder einen Aufsatz „zur Statistik der Confessionen in Schlesien“ ab, über welchen der schlesische Clerus nachdenken mag. Denn sagen darf man nicht Alles, schon der Censur wegen; „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“, wie Göthe sagt, und ein schlechter Scribent ist, wer seine Leser nicht zwischen den Zeilen lesen läßt. Diese Kunst muß in der heutigen Zeit vorzüglich der Journalist verstehen und sie ist schwerer zu üben, als ich mir vorgestellt. Ich will mein Möglichstes thun, wünsche aber anonym zu bleiben, soweit dies nur immer in dem klatschhaften Breslau möglich ist. Gott weiß es, welche Dinge wir bald in Preußen noch erleben werden. Soweit ich sehen und lesen kann, gehen wir hier mit immer stärkeren Schritten der Revolution entgegen.

Den 20. März.

Ueber ganz Bayern scheint sich ein kalter, giftiger Nebel zu lagern und es steht nun zu erwarten, ob das katholische Leben, welches dort seit ungefähr 20 Jahren gepflegt und entwickelt worden, schon so tief und kräftig gewurzelt ist, um diesen bösen Schwaden zu überwinden oder auszustoßen. Ist aber das conservative Prinzip noch nicht stark genug, so muß man befürchten, daß die frühere, und wie es scheint noch nicht hinlänglich abgebüßte „Verwilderung“ (wie sie Görres nannte) noch einmal überhand nehmen wird. Was der sanfte und stille

Herr v. Moy verbrochen haben mag, begreife ich nicht; wir wollen sehen, wie es dem alten Görres und Phillips noch ergehen wird und ob auch diese härteren Säulen umgestürzt werden sollen. Läßt die feindliche Parthei sie stehen, so geschieht es sicher nicht aus Schonung, sondern nur aus elender Furcht.

Den 20. Juli.

Im Südosten unseres Bezirkes, wo die Armen ausschließlich von Quecken, Hederich und Sauerampfer mit etwas Kleie lebten, ist keine Woche vergangen, wo man nicht Leichen verhungerter Menschen im Freien gefunden hätte. Und die noch lebende arme Bevölkerung ist größtentheils siech geworden. Die Maßregeln der Regierung sind viel zu spät gekommen. — Im grellsten Gegensatze zu dieser Calamität der Armen amüsirt sich die gebildete Welt so gut es geht, und auf den Dampfwagen fahren einheimische und fremde Speculanten, Juden und Judengenossen, einher, um womöglich noch von dem Elend einen Vortheil zu ziehen. Die Gesellschaft auf der Eisenbahn ist von der Art, daß mir dagegen ein armer, halb verhungerter Pole, ja ein zerlumpter Kohlenbrenner wie ein Gegenstand der höchsten Verehrung erscheint.

Carlsbad, den 7. September.

Was mein körperliches Befinden anlangt, so läßt dieses nichts zu wünschen übrig. Die Seelenstimmung ist aber nicht so heiter, wie im vorigen Jahr. Es fehlen die lieben Freunde, welche damals so wohlthuend und herzerhebend auf mich eingewirkt haben; die neuen Begegnungen genügen mir nicht und mit einigen alten Mitschülern, die ich hier wiedergefunden, ist eigentlich nichts anzufangen, da wir im Laufe der Jahre durch ganz verschiedene Richtungen uns entfremdet haben.

Oppeln, den 24. Oktober.

Deine sich gleich bleibenden Erfahrungen auf der Trebnitzer Wallfahrt sind sehr erfreulich und so lange sie sich wiederholen, wirst du finden und fühlen, daß auch das arme und geistig verwüstete Schlesien noch immer eine katholische Heimath ist. Das arme Landvolk ist allein noch „voll der Gnaden“ und bleibt es unveränderlich, mögen seine Hirten noch so treulos und seine gebildeten Dränger noch so ungerecht sein. Ein Blick auf dieses im Glauben festgewurzelte Volk ist hinreichend, mich zu beruhigen, wenn ich sehe, daß geistliche und weltliche Behörden verkehrte oder falsche Schritte thun. Diesen Sturmbock wird ohne Zweifel weder die Bosheit, noch die Dummheit überwältigen und am allerwenigsten die Trägheit! — Die Welt liegt jetzt viel mehr als jemals im Argen; Irr- und Drangsal überall und die Zuchtruthen Gottes vervielfältigen sich augenscheinlich. Man muß mit gekreuzten Armen Posto fassen, Augen und Ohren erheben und mit Verstand und Demuth, mit Ruhe und Geistesgegenwart die Dinge erwarten und behandeln. Zum Verzagen ist aber kein Grund vorhanden; im Gegentheil, ich habe das sichere Gefühl, daß diese Stürme und Zuchtruthen nothwendig sind und daß hernach die Sonne viel schöner und glänzender wieder aufgehen wird.

Den 7. November.

Gestern habe ich dein Buch erhalten und über das Innere und Aeußere desselben mich sehr gefreut. Es ist ein Buch, welches in concentrirter Form eine Fülle von Stoff enthält, daher auch zum Nachdenken einladet und öfter als einmal gelesen werden kann. An der Schreibart wird hier und da noch die nur durch längere Uebung zu erlangende Rundung und Glätte vermißt; dafür aber ist fast überall eine frische, noch nicht ab-

gewetzte Feder zu erkennen, ein Vorzug, auf welchen mancher berühmte Vielschreiber keinen Anspruch machen kann. Gegen Lob und Tadel, die beide nicht ausbleiben werden, wirst du wohl gewappnet sein. Der Tadel, er sei gegründet oder nicht, ist ein vortreffliches Correktiv für den Scribenten; das Lob ist selbst von viris laudatis immer nur cum grano salis hinzunehmen. Am Aergerlichsten ist es, wenn der Unverstand sich beikommen läßt, den Verstand loben zu wollen.

Den 16. November.

Ueber Gioberti habe ich mir noch kein bestimmtes Urtheil bilden können. Nach dem Wenigen, was ich von ihm auszüglich in den Hist. Pol. Blättern und in der Allg. Zeitung gelesen, scheint er mir allerdings ein großer Geist, aber auch merklich vom französischen und belgischen Liberalismus inficirt zu sein. Ob und welche Elemente der Wahrheit in seinem Liberalismus enthalten sind, ist zur Stunde noch nicht ausgemacht. Ich weiß nur so viel, daß mit den Grundsätzen der Zopf- und Perückenzeit nicht mehr auszukommen ist, daß die Staaten und auch die Kirche, insofern diese eine irdische Seite hat, in einem neuen unvermeidlichen Entwicklungsprozeß schon begriffen sind, aus welchem nothwendig neue Produkte hervorgehen und alte als caput mortuum zu Grunde gehen müssen. Deßhalb finde ich es ebenso falsch als lächerlich, wenn unsere Oberzeitung beständig auf der Rosinante des sogenannten Rechtsstaates herumreitet. Mit der juristischen Formel: fiat justitia et pereat mundus wird die Gährung nicht zum Stillstand gebracht und werden die großen Geschicke der Welt nicht aufgehalten oder abgewendet werden können. Zu diesen guten Leuten, die sich selber und mit Wohlgefallen Conservative nennen, mag ich also gar nicht gerechnet werden, schon deßhalb nicht, weil ich Vieles der Er-

haltung weder für werth, noch für fähig halte. Nicht Conservation, sondern Instauration ist das Problem der Zeit.

Den 5. Dezember.

Es ist einmal das Loos der Kirche auf Erden, daß sie im Kampfe mit ihren Feinden fast jedesmal scheinbar unterliegt, zuletzt aber immer das Schlachtfeld behauptet. Denn sie selber bleibt ja immer übrig, wenn ihre angeblichen Besieger längst nicht mehr sind. Ich bin auch gewiß, daß die Fortschritte des Radicalismus, der in der Schweiz seine ganze Scheußlichkeit entwickeln kann, sehr viele Menschen zur Besinnung bringen werden, was jetzt um so nöthiger ist, da ja dieselben Gegensätze, welche sich in den Alpen befehden, überall vorhanden und faktisch bereits in einem Kampfe auf Leben und Tod begriffen sind, wenn gleich dieser Kampf noch nicht mit Säbeln und Schießgewehr geführt wird. Uebrigens muß ich gestehen, daß mich die Niederlage des Sonderbundes weit weniger afficirt hat, als das Benehmen der Diplomaten; ich fürchte nämlich, daß die Unterlassungssünde zum Himmel schreien und die Strafe dafür nicht ausbleiben wird.

Den 23. Dezember.

Je mehr ich mich mit dem Primato von Gioberti befreunde und das ingegno dieses außerordentlichen Geistes ehre, desto mehr ist mir bange um seinen Gesuita moderno, den ich noch nicht kenne. Die neuesten Freudenbezeugungen in Rom und Florenz über den Sieg des Schweizer Radicalismus — offenbar Demonstrationen gegen die Gesellschaft Jesu — haben auf mich einen höchst widerwärtigen Eindruck gemacht; sie beweisen, daß in der nazione principe noch viel Schwachköpfigkeit und canaglia zu finden, welche der Ruthe des Vaters bedarf.

Den 8. Januar 1848.

Den Primato (von Gioberti) lese ich mit immer steigendem Interesse und gestehe offen, daß unter den philosophischen Büchern der neueren Zeit mich keine in so hohem Grade angezogen haben, als die Werke der zwei Piemontesen, die sich De Maistre und Gioberti nennen. Beide gehen von Gott dem Schöpfer aus und führen zu Ihm zurück, Beide stehen auf unantastbarem Fundament, beherrschen ein ungeheures Material, sind durch Tief- und Scharfsinn ebenso, wie durch eine hinreißende Darstellungsgabe ausgezeichnet. Und wenn Gioberti seinem berühmten Landsmann nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt, so liegt wohl der Grund nur darin, weil Maistre, weniger Italiener, französisch geschrieben hat und weil er überdies ein Aristokrat, ein großer Verehrer der Jesuiten und kein strenger Systematiker gewesen ist. Diese Umstände sind zu beachten, wenn man von dem starken, klugen und — leidenschaftlichen Gioberti nicht überwältigt werden will. Ich glaube auch, daß man ihm in Sachen des Geschmackes, der bekanntlich in Italien sehr entartet und gesunken ist, nicht beistimmen darf. Sein Kunstsinn steht weit unter seinem großen philosophischen Talent und deßhalb ist auch erklärlich, daß er den Michelangelo überschätzt und für die Romantik, für Shakspeare und deutsche Kunst, namentlich für die gothische Architektur, kein Verständniß hat.

Den 18. Januar.

Mit deinem Urtheil über Gioberti's „Gesuita moderno" *) stimme ich vollkommen überein. G. ist, wie er selbst sagt, von

---

*) Die betreffende Stelle in meinem Briefe lautete: „Vinzenzo Gioberti hat in meinen Augen sehr verloren, seit ich seinen Gesuita moderno erhalten habe. Dieses Werk ist eine mit der leidenschaftlichsten Heftigkeit und der größten Verblendung geschriebene Schmähschrift, die eines Priesters unwürdig ist."

den Jesuiten persönlich verletzt, seines Lehramtes entsetzt und ins Exil geschickt worden. Hinc illae lacrymae — e tanti furori!

Den 12. Februar.

Es ist jetzt eine Zeit, in welcher vielerlei Calamitäten sich vereinigen, wo man sich zusammennehmen, den Kopf aufrecht halten und die Füße feststemmen muß, um nicht die rechte Position zu verlieren. Gott stärke uns! Im Plesser und Rybniker Kreise ist noch immer keine Abnahme der Krankheit (des Hunger-Typhus) wahrzunehmen. Diese ist indeß nicht das Uebel selbst, sondern nur eine Wirkung desselben. Gewiß werden die barmherzigen Brüder die besten Dienste leisten. Das Volk hat kein Vertrauen zu den rationellen Aerzten, aber die größte Ehrfurcht vor dem geistlichen Kleid. Pflege, Trost und Lebensmittel thun vor Allem noth und die Kranken werden meistens ohne Arzt gesund. Cessante causa cessat effectus. Und was für Aerzte haben sich gemeldet? Meistens junge Leute (sogar aus Berlin), die keine Praxis haben, sich versuchen wollen, kein Wort polnisch verstehen und selber am Hungertuche nagen. So ein Mann, zuweilen noch von allem Hochmuth der Schule aufgebläht, verlangt täglich 3 bis 5 Thaler Diäten, außerdem noch Reisekosten und würde für ein paar Dörfer alle Tage um 30 Thaler Medicin verschreiben, mithin einen Kostenaufwand verursachen, mit welchem die ganze Bevölkerung des Dorfes gespeist werden kann. Ich bin von Anfang gegen die Hinsendung von solchen fremden Hülfstruppen gewesen und der Ober-Präsident hat sich bei seiner Anwesenheit selbst überzeugt, daß diese Maßregel nicht ausführbar ist und überall von den Leuten verschmäht wird. — Geh.-Rath B. aus Berlin ist am 6. d. M. hier gewesen und hat auf Befehl des Königs, in

Folge der Fürstbischöfl. Beschwerde, den Lehrer P. in N. suspendirt, den die hiesige Regierung so lange in Schutz genommen. Er hat auch mich besucht und mir im engsten Vertrauen die fulminante Cabinetsordre vorgelesen, welche der König in dieser Angelegenheit an den Minister Eichhorn erlassen hat. So spricht ein wahrhaft christlicher Monarch und wir können Gott nicht genug danken, daß er uns einen solchen Herrn gegeben.

Der Tod des Vaters Görres hat mich tief bewegt. Gönnen wir ihm die Ruhe, nachdem er einen so langen, schweren und guten Kampf gekämpft. Wer in Deutschland wird diesen Mann ersetzen? Doch der Saame, den er ausgestreut, wird nicht verloren sein und ohne Zweifel seine Früchte bringen.

Den 4. März.

Die ganze Woche habe ich angestrengt arbeiten müssen und erst heute, nachdem das Nöthigste besorgt und auch die verlangten ausführlichen Berichte an die Ministerien und den Oberpräsidenten erstattet sind, kann ich dir schreiben, daß ich gesund von meiner Reise zurückgekehrt und a sagitta volante in die, sowie a timore nocturno frei geblieben bin, obgleich die Krankheit sehr ansteckend ist und der verderbliche Hauch in den Höhlen des Elendes mich täglich umgab. Schon sind 8 bis 10 Aerzte, 7 barmherzige Brüder und eine Anzahl von Geistlichen erkrankt und mehrere gestorben. Meine Familie hat sich um zwei arme Waisenkinder vermehrt, die mir der brave Künzer auf meine Bitte im Plesser Kreise ausgesucht und glücklich hergebracht hat. Der Knabe ist 5, das Mädchen 11 Jahre alt. Um die Ereignisse in Frankreich und Italien habe ich mich wenig bekümmern können, da mir die Zeit gefehlt, die Zeitungen vollständig zu lesen. Die Strafe für das Benehmen in der Schweiz ist schnell genug gefolgt.

Den 19. März.

Was jetzt um uns vorgeht, geschieht in Folge providentieller Fügungen, denen wir uns nicht entziehen können, noch dürfen. So wie es war und ist, kann's nicht bleiben in der Welt. Der große Prozeß geht seinen Gang und die Krisis muß durchgemacht werden, bevor eine Genesung eintreten kann. Wie stürmisch und gewaltsam auch die neue Ordnung der Dinge sich gestalten mag, die Religion wird immer die wahre Retterin und am Ende auch die Siegerin sein. In diesem Gedanken finde ich Ruhe und Zuversicht, obgleich es noch viel zu leiden geben wird und ich das Ende schwerlich erleben werde. Wenn man die trostlose Geschichte der letzten Jahrhunderte (besonders die deutsche von Menzel) liest, so wird man davon mit Ekel und Abscheu erfüllt und kann selbst in der gegenwärtigen Verwirrung und Auflösung die Keime einer besseren Zukunft unmöglich verkennen. Das Böse, was uns erschreckt, ist keine absolute Macht; es muß oft unfreiwillig nur dem Guten dienen. Salutem ex inimicis nostris. — Es gibt Stunden und Tage im Leben, wo der Geist gleichsam verdunkelt, traurig, verwirrt und abgespannt wird, und dieser Zustand ist nicht selten durch körperliche Stimmungen und Einflüsse herbeigeführt. In solchen Momenten ist es am besten, daß man, auf alle hohen und tiefen Gedanken verzichtend, sich auf den Standpunkt des einfachen (einfältigen) Christen stellt und sich beschränkt, die drei allgemeinsten Pflichten zu üben: „evitar culpas, hacer buenas obras, sufrir penas." Thut man dies mit aller Geduld, so wird der Sonnenschein nicht lange auf sich warten lassen und der innere Störenfried wird weichen müssen. Dann aber werden wir auch die äußeren Feinde und Tribulationen um so muthiger und ruhiger ertragen und besiegen können.

Den 25. März.

Wir haben eine welthistorische Woche durchlebt. Der Enthusiasmus wegen der neuen Freiheit will aber noch nicht recht zum Durchbruch kommen, weil das Gefühl der Unsicherheit und Gefahr noch nicht gewichen und noch unendlich viel zu thun ist, bevor es wirklich besser werden kann. Das eigentliche Volk versteht die Ereignisse nicht, die Honoratioren sind größtentheils ängstlich geworden und bei den öffentlichen Demonstrationen scheint viel Comödie und wenig Ernst zu sein — abgesehen von den Leichen, die auf dem Berliner Straßenpflaster gelegen haben. Viele Anhänger des Liberalismus vagus erschrecken jetzt vor der Saat, zu welcher sie selbst den Saamen ausgestreut haben. Am kläglichsten erscheinen diejenigen Beamten, welche früher in ihrem kurzsichtigen Fortschrittstaumel weidlich gegen den König raisonnirt, Rongethum und Lichtfreundschaft protegirt, Proteste unterschrieben haben u. s. w. und jetzt voll Besorgniß sind, ob sie in nächster Zukunft noch ihren Gehalt werden beziehen können. Auf der Regierung herrscht große Niedergeschlagenheit. Der König hat das größte und schwerste Opfer gebracht, was leider nur von Wenigen nach Verdienst gewürdigt wird; er hat nicht bloß die absolute Macht, sondern auch seine bisherige tiefe Ueberzeugung geopfert.

Während die Welt jetzt viel zerstört und niederreißt, pflanze ich in meinem Gärtchen und baue mir ein kleines Sommerhaus. Die Sonne scheint noch ebenso warm als sonst und die Natur ist dieselbe geblieben. Unser Herrgott ist auch die einzige conservative Macht, die noch lebt und der man nichts anhaben kann. Wäre dies nicht der Fall, sie hätten schon längst eine Deputation und Adresse an Ihn abgeschickt. Wir aber (noi altri Romani, wie meine römische Wirthin sagte) wenden

uns täglich mit Adressen an Ihn und dürfen versichert sein, daß diese nie zurückgewiesen werden.

Den 14. April.

Um wieder auf Gioberti zurückzukommen (dieser Mann drängt sich beständig auf), so finde ich, daß er vor der wahren Ascese und ihren Meistern doch einen großen Respekt an den Tag legt, obgleich ihm selbst die höhere Weihe derselben fehlt. Im 7. Capitel Del Buono spricht er sich sehr demüthig aus. — Das Prinzip der Creation ist ohne Zweifel von jeher die Grundlage aller christlichen Philosophie gewesen; aber die allgemeine Anwendbarkeit dieses allumfassenden Prinzips auf alle Wissenschaften hat noch keiner so klar und eindringlich wie Gioberti gezeigt. In dieser Hinsicht kommt er mir vor wie Columbus, der das Ei zum Stehen brachte. Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr erstaune ich über die Fruchtbarkeit dieses Prinzips und über das Licht, welches aus demselben auch die Naturwissenschaft und die Heilkunst empfangen kann. So Gott mir Gesundheit und Muße schenkt, werde ich viel für meine Arbeiten benutzen können und schon jetzt bin ich dabei, mir das betreffende Material zu ordnen. Einen feinen schwarzen Faden trägt wohl jeder Mensch mit sich herum; Gott bewahre uns nur vor einem groben. Auch Gioberti ist ein Mensch und wo den Fehlern so große Vorzüge gegenüberstehen, wollen wir nachsichtiger sein. — Du hast Recht, wenn du das jetzige Treiben in der Welt ein umheimliches nennst. Das Böse macht überall den meisten Lärm, doch ist deßhalb das Gute nicht abhanden gekommen. Alle diese Volksaufstände, größtentheils durch eine blinde Masse bewirkt, haben etwas Dämonisches an sich. Das Berliner Blutbad, als ein glorreiches Ereigniß gepriesen, war nach meinem Dafürhalten nicht bloß unnöthig, nachdem der

König die Konstitution schon versprochen hatte, sondern auch schädlich, insofern dadurch die Autorität aller Obrigkeit erschüttert und in dem Monarchen die Nation selbst verunehrt wurde. Ganz ruhig ist es jetzt nur noch in Sibirien. Uebrigens ist Pommern die stillste Provinz in Preußen. Nächst unseren eigenen Angelegenheiten interessirt mich am lebhaftesten die Entwicklung der österreichischen Zustände. Der Ruf nach Lehr- und Lernfreiheit ist dort am kräftigsten ausgesprochen worden, weil in dieser Beziehung der Druck am längsten und stärksten gewesen. Erinnere dich, daß dieser Druck mich selbst vor 34 Jahren aus Oesterreich vertrieben und zur Auswanderung bestimmt hat.

Den 22. Juli.

Ich muß mich mehr als je vor politischen Emotionen hüten, weil diese mir so leicht Eckel und Mißmuth erregen. Der letztere rührt auch zum großen Theil von meiner amtlichen Stellung her, die immer schwieriger wird in dieser aufgeregten Zeit. Die inneren Eigenschaften, die mich sonst zur Büreaukratie geschickt machten, haben schon seit geraumer Zeit sich mehr und mehr verloren und die Chicanen und Schwierigkeiten, die jetzt von Außen kommen, müssen den amtlichen Dienst noch mehr verleiden. Dazu das Bewußtsein, daß auch meine Gesundheit den nöthigen Anstrengungen nicht mehr gewachsen ist. Ich bringe daher meine Personalakten in Ordnung und fange an, ein Pensionsgesuch vorzubereiten.

Den 31. Dezember (aus dem Tagebuch).

Das Jahr 1848 war das schlimmste meines bisherigen amtlichen Lebens und auch der innere Mensch war schwer geprüft. Gepriesen sei Gott, der meine Schwäche angesehen und mich in allen Nöthen nicht verlassen hat. Wie Vieles gab es

zu leiden, wie Vieles zu überwinden! Die furchtbare Typhus-Epidemie, wie ich noch keine gesehen, die mancherlei Arten des Siechthums, durch Hunger und Noth erzeugt, die Ruhr, die Wechselfieber und zuletzt die Cholera — der Anblick und die Untersuchung dieses unermeßlichen Elendes in den Hütten und Spitälern des Landes — die Arbeit, Sorge und Verantwortlichkeit dabei — die Ungnade der Minister, die Verwirrung und Ohnmacht der Behörden, die Unwissenheit und Indolenz der Armen, die Verblendung und der Eigennutz der Aerzte, besonders der radicalen Juden — die öffentlichen Angriffe, Anklagen und Verdächtigungen in den Zeitungen — die geheimen Machinationen — die Revolution und die Anarchie im Lande — die Besorgniß um die Meinigen — die Gefährdung des Eigenthums — die Unsicherheit der Zukunft — die Gewaltthaten, die Todesfälle, die Vertreibungen — die Aufregung der Partheien — die Frechheit, die Feigheit und der Unverstand — die bedenkliche äußere Lage der Kirche und ihres Oberhauptes — die schwankende Gesundheit und der Eckel gegen alle fruchtlose Schreiberei und Bürokratie! — Dennoch ist das Jahr nicht ohne Heil und Glück verflossen. Nächst meinem lieben Gott, unter dessen Flügeln ich, obwohl oft unbewußt und undankbar gewandelt, haben mich mein Sohn, die edleren Freunde, der katholische Verein und auch meine Waisenkinder am meisten getröstet und erfreut. Meine Gicht hat sich seltner und kürzer gezeigt und von meiner vom Oberpräsidenten Pinder beabsichtigten Dienstentlassung ist nach dessen Sturz nicht mehr die Rede gewesen.

(Im Jahre 1848 war es auch, wo der Gedanke an das später erfolgte Ausscheiden aus dem Staatsdienst zuerst ernstlich

auftauchte und zum Niederschreiben folgender interessanter Bemerkungen Veranlassung gegeben, welche zugleich eine kurze Charakteristik des ganzen bisherigen Lebens enthalten:)

Von Natur mit einem strebsamen Geiste, aber auch mit einem tiefen, weichen und leicht verletzbaren Gemüth versehen, war ich wenig geeignet, einen harten Kampf mit der Welt zu bestehen und schien nur für eine stille und ruhige Wirksamkeit bestimmt zu sein. Durch eine Verkettung von äußeren und inneren Umständen, deren Zusammenhang mir heute noch nicht recht klar geworden, wurde ich auf die unruhige ärztliche Laufbahn getrieben und auf einen Kampfplatz versetzt, den ich nur mit großer Anstrengung aller meiner Kräfte und nicht ohne Wunden behaupten konnte. Die Noth, der Ehrgeiz und die Wißbegierde waren meine Sporen; es fehlte mir aber die Schlauheit, die Biegsamkeit und jenes beredte, gefällige Wesen, durch welches man die Hindernisse in der Gesellschaft am leichtesten besiegt. Alles, was ich erreichen und vollbringen konnte, hat mich große Mühe gekostet. Die Praxis und der Staatsdienst haben mir unzählige Sorgen und Widerwärtigkeiten, aber kein irdisches Gut und keine geistige Freude gebracht. Mein Leben war getheilt zwischen Sehnsucht und Schmerz, ein fortdauernder Zwang, der durch die Religion gemildert, niemals aber gänzlich, oder auf längere Zeit gelöst werden konnte. Meine öffentliche Wirksamkeit, zuweilen bis zur Kühnheit gesteigert, bildete einen seltsamen Gegensatz mit dem Hange zur Einsamkeit und Ruhe, der mich doch niemals verließ. In früheren Jahren, da die physischen Kräfte noch stärker waren, wurde dieser Hang durch Thätigkeit beschränkt und diese fiel mir nicht schwer. Seitdem aber meine Gesundheit zu leiden angefangen und die unheilvolle Zeit auch mich erschüttert hat, ist das Wirkungsvermögen schwächer und die Reizbarkeit größer geworden.

Zwischen Spontaneität und Receptivität ist das Verhältniß geändert. Mein gebrechlicher Körper vermag den äußeren Einflüssen nicht mehr wie sonst zu widerstehen; die Bewegungsorgane sind durch die Gicht erlahmt und jede Gemüthsbewegung, vorzüglich Verdruß und Aerger, wirkt nachtheilig auf die Nerven ein. Ich bin selten im Stande, einer Conferenz oder Debatte beizuwohnen, ohne dabei eine schädliche Aufregung zu erfahren. Das lange Sitzen vertrage ich auch nicht mehr und geistlose Arbeiten sind gerade diejenigen, die mir am schwersten fallen und mich die größte Anstrengung kosten. Ein Arzt, der in jedem Jahr Monate und Wochen lang in Bädern abwesend, oder bettlägerig ist, und keine Nacht sein Zimmer verlassen darf, ist als Invalide zu betrachten. Die Gicht und Lahmheit sind nicht radical zu heilen, die Störungen des Unterleibs lassen sich nur durch strenge Diät und Bewegung verhüten, das Alter ist die Krankheit selbst. — Der Ort, in welchem ich lebe, scheint meiner Gesundheit nicht zuträglich zu sein; besonders habe ich das hiesige Kalkwasser und die scharfen Winde in Verdacht. Es gibt hier verhältnißmäßig weit mehr Gichtkranke, als in benachbarten Städten. Auch die amtlichen und gesellschaftlichen Verbindungen, die ich eingegangen bin — beim Regierungs-Collegium, Kirchen-Collegium, Hospital-Curatorium und anderen Commissionen — bringen Affekte und Conflikte hervor, die jetzt sehr geeignet sind, meine Gesundheit zu stören. In jüngster Zeit ist selbst das Verhältniß zur Geistlichkeit nicht ungetrübt geblieben. Im Hause selbst, worin ich wohne, ist offenbarer Zwiespalt ausgebrochen. Das Land wird auch in Zukunft nicht frei von den verderblichen Seuchen bleiben, die mir stets so viele Sorgen und Beschwerden machen.

1849 (aus dem Tagebuch).

Die Krankheit, das Produkt aller Widerwärtigkeiten, die seit zwei Jahren auf mich eingewirkt, hat im April und Mai mir langen Stubenarrest aufgelegt. Die Symptome waren die früheren. Einigemal kam es zum Erbrechen, wenn ich zu schreiben versuchte. Später, als die Hände von Zittern und großer Schwäche befallen wurden, konnte ich nur noch diktiren. Die Obstruktion nahm so überhand, daß ich 7—8 Wochen keine spontane Leibesöffnung hatte und mich trotz der herrschenden Cholera der stärksten künstlichen Mittel bedienen mußte. Mit jeder Woche nahm die Schwäche zu. Leib- und Gliederschmerzen verließen mich nicht. Das Podagra war nicht hervorzubringen; der Appetit lag gänzlich darnieder. Liegen, Sitzen, Gehen und Stehen waren beschwerlich, das Lesen anstrengend, die fortgesetzte Beschäftigung mit den Akten ebenso ermattend als widerlich, die Sehnsucht nach Carlsbad außerordentlich groß, zuletzt unbezwinglich, obgleich es den Aerzten zweifelhaft schien, ob ich die Reise aushalten könne. Den 21. Mai trat ich gleichwohl in Begleitung meines Sohnes die Badereise an. In Breslau angekommen befand ich mich äußerst schwach, war mehrmal in Gefahr zu fallen und einer Ohnmacht oft nahe. Den 22. ging es besser und die frische Luft that mir wohl. Den 25. um 9 Uhr Morgens kamen wir sehr ermüdet in Carlsbad an, richteten uns in meiner früheren Wohnung ein und überließen uns der Ruhe. Der Frühling war in voller Pracht, die Bäume blühten hier noch, Wald und Wiesen, Berge und Thäler standen in frischem Schmucke. Noch waren nicht viele Gäste angelangt. Die ersten Brunnengänge waren freilich sehr beschwerlich, allein mit jedem Tage ging es besser und bald war ich auch im Stande, meine lieben Erholungsplätze zu besuchen, obgleich die schmerzhafte Zerschlagenheit in den Extremitäten mich

nicht verließ. Allmählig fingen die Kräfte an, sich zu heben, die Gliederschmerzen verloren sich, nur die Lahmheit und Unbeholfenheit der Hände dauerte noch fort. Es fehlte auch nicht an traurigen Nachrichten. Ich erfuhr, daß Clemens Hügel, dessen Ankunft ich jede Woche erwartete, schwer erkrankt und jetzt bei seiner Schwester in Rettkau sei. In Breslau und Oppeln war bald nach meiner Abreise die Cholera mit größter Heftigkeit wieder ausgebrochen. Die Brunnengäste strömten täglich von allen Seiten herbei, doch waren wenig Ausländer, keine Celebritäten und keine alten Freunde darunter. Unter den Bekannten gab es einige, die einen widrigen Eindruck machten. Ohne meinen Sohn wäre ich ein verlassener Mann in Carlsbad gewesen. Durch einen Fall auf einem steilen Fußsteige wurden meine Beine so heftig erschüttert, daß ich mich davon lange nicht erholen konnte und die Kniee leicht wieder von Zittern befallen wurden. Ich hatte täglich 10 Becher, meistens Sprudel getrunken und 22 Bäder genommen. Die Gicht war weggeschwemmt, der Unterleib in Ordnung gebracht, die rechte Hand aber schwach geblieben. Eine stärkende Nachkur wurde von allen ärztlichen Bekannten angerathen und schien nothwendig zu sein.*)

Mein edler Freund Clemens Freiherr v. Hügel war am 2. Juli zu Rettkau verschieden. — Ich muß nun einen Schreiber und einen Barbier annehmen, da mir die Hand den Dienst versagt.

---

*) Als solche wurde eine Reise nach München, Kreuth, das Zillerthal, Salzburg, Gmunden und Wien unternommen, welche glücklich zurückgelegt wurde. (Anm. d. Herausgb.)

Oppeln, den 22. August.

Mein Gesundheitszustand ist unverändert und große Anstrengungen finden nicht statt. Es ist eben jetzt die Zeit (August, September), wo die Büreaukratie gewöhnlich etwas matt wird und weniger als sonst zu schreiben pflegt. — Sonderbar! während meine nächsten Verwandten (du selbst, meine Brüder ꝛc.) mit mir übereinstimmen und mich bald von den Fesseln des Amtes befreit zu sehen wünschen, finden andere Freunde die Sache sehr bedenklich und rathen geradezu davon ab. Man sagt mir, daß ich im Amte, wenn auch nicht positiv viel nützen, doch manches Schlimme verhindern könne, daß ich nicht alt und krank genug sei, um jetzt schon auszuscheiden und daß ich auch den Armen bei meiner kärglichen Pension Manches würde entziehen müssen. Solche Einwendungen, obwohl schon oft zurückgewiesen, fallen immer wieder ins Gewicht, sobald man im Begriffe steht, den entscheidenden Schritt zu thun. Bitte Gott, mein lieber Sohn, daß ich den rechten thue.

Carlsbad, den 30. September.*)

In den ersten Tagen ist mein Zustand allerdings sehr leidend gewesen, weil ich noch nicht gelernt, körperliche Schmerzen mit anhaltender Geduld zu ertragen; jetzt aber haben Schmerzen und Obstruktionen aufgehört und ich fühle mich wie neugeboren, obgleich die Schwäche aller Extremitäten eher zu- als abgenommen hat. Appetit und Schlaf sind wieder da. Glaube nicht, daß ich verlassen und entmuthigt sei. Im Gegentheil, ich bin sehr zufrieden und fühle mich von aller Sorge und Unruhe

*) Ein Rückfall in die früheren Krankheitszustände machte eine nochmalige Reise nach Carlsbad, da kein anderes Mittel helfen wollte, nothwendig.

frei. Auch die Aussicht, nicht mehr in das Joch der Dienstbarkeit zurückkehren zu dürfen*), wirkt ungemein erhebend und beruhigend. Das Grün der Berge ist schon gelb und braun gefleckt, der Blätterfall beginnt, aber die Wiesen stehen noch frisch. Die Ruhe des Herbstes und die allmählig einkehrende friedliche Stille in den Straßen thut mir wohl. Ich glaube, es würde mir nicht schwer fallen, hier auch den Winter zuzubringen. Guido Görres, mit dem ich täglich zusammen komme, habe ich hier erst näher kennen gelernt und recht lieb gewonnen.

Carlsbad, den 12. Oktober.

Mein Unterleibsleiden scheint völlig verschwunden zu sein, ich bin frei von allem Schmerz und auch das Aussehen soll sich, wie man mir sagt, schon sehr verbessert haben. Aber die Hände bleiben krumm und lahm und ich brauche zwei Tage, um einen Brief zu schreiben. Meine früheren Kräfte werde ich wohl niemals wieder erlangen. Eine Schwäche oder Ermattung, Folge der Anstrengung der letzten Jahre, ist zurückgeblieben; sie zeigt sich in allen Bewegungen und läßt mich stets das Bedürfniß der Ruhe empfinden. Guido Görres ist vorgestern abgereist. Es bleiben mir nur noch meine redselige Hausfrau und einige Aerzte, mit welchen nicht viel anzufangen ist. Die Stadt erscheint bereits wie ausgestorben, der sparsame Sonnenschein wechselt mit Kälte, Nebel, Reif und Regenschauern; die kahlen Scheitel des Erzgebirges sind seit dem 9. mit Schnee bedeckt. Am Brunnen muß sich der einsame Gast oft selber den Becher füllen. Ungeachtet dieser etwas tristen Umstände gefällt es mir in Carlsbad noch immer recht wohl. Ich bin jetzt 3 Wochen

---

*) Ein längerer Urlaub, als Einleitung zur vollständigen Pensionirung, war bewilligt worden.

hier und eben so lange denke ich noch zu bleiben. Die Dankbarkeit gegen Gott und den fons sacer ist inniger als sonst. Was mir den Aufenthalt sogar angenehm macht, das ist die Ruhe, die ich hier genießen kann und die auch in Bezug auf die körperliche Pflege mit aller Bequemlichkeit verbunden ist.

Carlsbad, den 24. Oktober.

Trotz alles Schadens, den eine mangelhafte Erziehung und ein verkehrter Unterricht stiften, läßt sich nicht verkennen, daß in unseren Schlesiern sich noch ein aufgeweckter Geist und ein empfängliches Gemüth im Allgemeinen erhalten haben; wenigstens ist dies bei uns weit mehr der Fall, als in manchem katholischen Lande, wo zwar formell Alles geordnet erscheint, aber eine gewisse Geistlosigkeit, Rohheit und Stumpfheit viel häufiger ist.

Obwohl nicht völlig hergestellt und vor Rückfällen nicht gesichert, scheide ich doch mit vieler Dankbarkeit von Carlsbad, wo ich große Hülfe, Erholung und Theilnahme gefunden habe. Nicht ohne Bangigkeit kehre ich nach Schlesien zurück. Seitdem das Podagra nicht mehr zum Vorschein kommt, hat meine Gicht immer mehr den nervösen Charakter angenommen, so daß jede stärkere Gemüthsbewegung, besonders Verdruß und Aerger, sich sofort in den Bewegungsnerven reflektirt und Schwäche oder Lähmung veranlaßt. Um daher größeren Uebeln, namentlich einer totalen Lähmung oder einem Nervenschlage vorzubeugen, werde ich viel Ruhe, Gelassenheit und Selbstüberwindung nöthig haben. Bitte Gott, daß mir diese Eigenschaften in höherem Grade als bisher verliehen werden.

Oppeln, den 26. Dezember.

Mein Gesundheitszustand ist unverändert. Das Studiren, zu dem ich mich mehr als sonst wieder aufgelegt fühle, schadet mir nicht; aber Alles, was man Geschäft nennt, wirkt nur zu leicht erregend und herabstimmend auf meine Nerven. Der Minister ist auf mein Pensionsgesuch nicht eingegangen, hat mir indeß ein volles Jahr (nemlich das ganze Jahr 1850) Urlaub bei unverkürzter Beziehung meines Gehaltes ertheilt. Zu Ende soll angezeigt werden, ob ich wieder dienstfähig sei. Eine definitive Entlassung wäre mir freilich lieber gewesen; doch das volle Gehalt wird mir bei den nöthigen Badereisen noch sehr zu statten kommen. Gott gebe mir Gnade und Erleuchtung, dieses Jubeljahr bestens zu benützen. Ob ich noch einmal dienstfähig werde, ist zweifelhaft; dienstwillig gewiß nicht. Ich wünsche, Gott allein zu dienen.

Den 13. Januar 1850.

Mein Sabbathjahr hat begonnen, aber die Welt um mich her bewegt sich noch immer im alten Zirkel, ihre Misere dauert fort, mit Ausnahme der Amtsgeschäfte, die ich glücklicher Weise los geworden bin. Dieser Weltlauf und all' das verschiedene, allgemeine nnd besondere Elend der jetzigen Zeit vermag ein sterblicher Mensch weder zu hemmen noch zu bessern. Gott allein kann helfen und glücklich ist nur derjenige, der in Gott lebt und dem selbst die Argheit der Welt dazu dient, sich im Guten zu üben und seine eigene Seele zu bessern. Dies ist ohne Zweifel jedem frommen Christen bekannt, aber das Wissen bleibt in der Regel unfruchtbar, so lange es sich nicht durch Erfahrung bewährt. Bei allem Guten, was ich unter den Menschen thun und wirken wollte, bin ich stets auf Hindernisse gestoßen und habe mich dann über die Dinge und Personen

beklagt. Diese Klage war bisweilen sehr begründet, sie entsprang aber meistens aus zwei Ursachen, die ich dir offenherzig bekennen will: einmal, weil ich meinen Kräften weit mehr zutraute, als sie zu leisten vermochten; dann aber auch, weil ich aus Mangel an Abtödtung den äußeren Dingen (Hindernissen) einen zu leichten Eingang und eine zu große Gewalt auf mein von Natur reizbares Gemüth verstattete. Beides hat mir viel geschadet und nicht selten auch manches Gute vereitelt oder verkümmert, was sonst hätte geschehen können. Ich ziehe hieraus (etwas spät) die Lehre, daß man in Betreff der Hindernisse, die sich unserem Wirken entgegenstellen, vor Allem diejenigen entfernen und überwinden müsse, die sich in unserem Innern befinden, die oft die größten, aber doch unserem Willen unterworfen sind, wogegen wir die äußeren Schwierigkeiten nicht immer besiegen können. Freilich sind wir zum Leiden geboren und werden diesem niemals entgehen. Aber jene inneren Gebrechen zu heilen, durch welche alle Leiden unendlich vergrößert werden, den Stolz zu demüthigen, die Empfindlichkeit zu mäßigen, die Selbstsucht durch Selbstverläugnung zu bezwingen, contraria contrariis zu heilen — dies würde schon die weiseste Regel der menschlichen Klugheit sein, wäre es auch nicht von Gott geboten. Diese Heilung wünschte ich mit Gottes Beistand in meinem Ruhejahr vollbringen zu können; sie ist nothwendiger und wichtiger als jede andere Cur, und du kannst mir nichts Besseres wünschen und erbitten, als daß ich stärker im Kampfe gegen mich selbst, demüthiger und geduldiger im Leiden und unempfindlicher gegen die Außenwelt werde. —

Die politischen Bekümmernisse haben mich verlassen, seitdem ich zur Ueberzeugung gelangt bin, daß heute alle Politik ohnmächtig und zeugungsunfähig ist. Desto mehr aber nehme ich Antheil an der Kirche und an dem, was ihr in Zukunft

bevorsteht. Die Prophezeihungen, die sich von Tag zu Tage mehren, befriedigen mich nicht, und für den scharfsinnigsten Menschenverstand ist es schon eine schwere Sache, zur richtigen Erkenntniß der gegenwärtigen Zustände zu gelangen und auf deren nächste Wirkungen zu schließen. Auf dem Felde der Politik und Religion geschieht daher oft gerade das Gegentheil von dem, was die Klügsten erwarten. Für Deutschland, das zerrissene und verwirrte, hoffe ich zunächst das Wenigste, aber ich hoffe. Wir verzagen oft nur deßhalb, weil wir bei dem wahrscheinlich bevorstehenden Ruine des Staates unwillkührlich an den Ruin der Kirche denken und weil der gegenwärtige deplorable Zustand der Letzteren uns allzusehr niederbeugt. Und in Wahrheit halte ich die Ertragung dieses Zustandes für die stärkste Prüfung und das größte Leiden, welches Gott in dieser Zeit seinen Getreuen aufgelegt hat. Wir sehen und erfahren es täglich, wie traurig es noch in Schlesien aussieht und es ist ein schlechter Trost, zu wissen, daß es hier noch lange nicht so schlimm steht, als in Oesterreich, in Baden und in Würtemberg. Wie oft habe ich gewünscht und wünsche es noch, dem schlesischen Elend entfliehen und anderswo mit guten gleichgesinnten Christen leben zu können! Thomas von Kempen hat mich vor einer solchen Flucht gewarnt und jetzt beschämt mich sogar ein Heide (Senec. epist. 28), den ich immer gern gelesen, weil sich in seiner antiken Weisheit schon die ersten Strahlen des Evangeliums spiegeln. Seine Aeußerungen sind merkwürdig: „Animam debes mutare, non coelum. Quid miraris nihil tibi peregrinationes prodesse, cum te circumferas? Premit te eadem causa, quae expulit. Quaeris, quare te fuga ista non adjuvet? Tecum fugis. Onus animi deponendum est; non ante tibi ullus placebit locus." Würden wir aber selbst in der rechten inneren Verfassung unseren Wunsch erreichen?

Ach ich fürchte, der alte Jesuit werde Recht haben, der mir einst in Tyniec sagte, daß die Zahl der guten Katholiken überall und zu allen Zeiten nicht groß gewesen sei. Doch sind wir nicht an die Scholle gebunden und ein vernünftiger Wechsel kann heilsam sein. —

Da ich wieder Student geworden bin, besonders quoad philosophiam medicam, so habe ich wegen des Zusammenhanges auch wieder einmal die Alten in die Hand nehmen müssen und finde, daß dies sehr gut ist. Ich lese den Hippocrates und Galenus mit weit mehr Genuß und Nutzen als früher, und werde auch von Cicero (op. philos.) und Plato noch etwas lernen. Wo möglich will ich in diesem Jahre den ganzen Galen durchackern, was eine Riesenarbeit ist, aber auch die Lektüre fast aller anderen medicinischen Werke bis zum 16. Jahrhundert erspart.

Den 30. Januar.

Es bleibt immer wahr, daß vereinigte Kräfte das Zustandekommen jedes Werkes befördern; Gott bedient sich aber auch nicht selten der isolirten Kraft eines einzelnen Menschen, um die allgemeinsten Wirkungen hervorzubringen. Die Vereinigung kann fehlschlagen oder wieder auseinandergehen und über die Motive derselben, wie über den Erfolg, können die größten Täuschungen auch bei den besten Menschen stattfinden.

Schon lange hat es mir geahnt und die Erscheinungen der letzten Jahre haben mir die Gewißheit gebracht, daß die Generation, die mit mir alt geworden ist und die neue, die von jener erzogen worden, im Allgemeinen eine verdorbene und keines Aufschwunges, keiner Besserung mehr fähig ist. Sieh dich um in Europa, in Asien und Amerika, wo immer unsere falsche Civilisation hingedrungen ist, überall wirst du unter den heutigen Menschen das Gleiche finden — geistige Entkräftung,

Verwirrung, Entsittlichung, Abfall von Gott; daher auch so viel physisches Elend. Mit diesem bankerotten Geschlecht ist nichts mehr anzufangen; ihm kann weder geholfen werden, noch kann es sich selber helfen. Gott erbarme sich seiner! Lebend in einer Atmosphäre von Lüge, Irrthum und Laster, versuchen sie wohl ihr wüstes und selbstsüchtiges Dasein und ihre Staaten noch zu fristen durch Gesetze, Constitutionen, Industrie und Politik; aber diese Mittel wollen nicht mehr verfangen und werden täglich mehr zu Schanden. Die allgemeine Fäulniß und Auflösung läßt sich nicht mehr verbergen. Die Guten und Frommen, die nicht mit diesem Strome fortgeschwommen oder dem Schiffbruch noch bei Zeiten entronnen sind, bilden eine kleine Minorität, deren Nachkommen nicht sicher sind, von der Majorität gleichfalls verführt zu werden. Damit nicht Alle zu Grunde gehen, muß eine positive und erbauende Kraft entwickelt werden, die der negativen und zerstörenden entgegenwirkt und ihr überlegen ist. Diese Kraft ist die des G l a u b e n s und keine andere. Das Mittel, sie zu wecken und zu befördern liegt in der c h r i s t l i c h e n E r z i e h u n g. Die Menschen müssen neu erzogen und gebildet werden und darin besteht nach meiner Meinung die ganze Aufgabe unserer Zeit. Wird sie nicht gelöst, so herrscht der Antichrist. Kann aber die christliche Erziehung dem Menschen zum Glauben verhelfen, so verhilft sie ihm damit auch zu seiner wahren Macht; denn diese reicht immer gerade so weit, als sein Glaube reicht. Was also soll der Christ thun in dieser schiffbrüchigen Zeit? Sein eigenes Seelenheil wirken und — M e n s c h e n e r z i e h e n. Das ist Alles. Von dieser Verpflichtung spreche ich k e i n e n frei und wer auch nur ein einziges Kind vor dem Verderben schützt oder einen Jüngling auf den Weg des Heiles führt, der hat schon viel gethan. Das Meiste aber werden diejenigen thun, die dazu beitragen,

daß auch Priester, nemlich wahre, erzogen werden; dies ist meine innigste Ueberzeugung. Die Schulmeister verderben mehr als sie nützen; das Predigen hilft auch nicht viel; der Mensch muß dem Menschen viel näher kommen, ihn viel inniger umfassen und die Erziehung unter Christen muß eine allgemeine und wechselseitige werden. Das Bedürfniß dieser Education (des Herausführens aus der civitas diaboli) wird auch allgemein gefühlt, ist aber noch nicht recht verstanden, noch nicht zum klaren Bewußtsein gebracht. Viele an sich sehr erfreuliche Erscheinungen der neuesten Zeit — die Unterrichtsfrage, die Seminaria puerorum, die Ausbreitung der Missionsgesellschaften und der barmherzigen Schwestern, selbst die katholischen und Vincentius-Vereine — scheinen mir nur verschiedene Aeußerungen eines und desselben educativen Bedürfnisses zu sein. Immer jedoch bleibt noch zu wünschen, daß an der christlichen Jugenderziehung, von der allein die gewünschte Regeneration und ein besseres Geschlecht zu hoffen ist, sich jeder Christ selbst und unmittelbar betheilige und das als seine heilige Pflicht betrachte.

Den 9. März.

Die Gesundheit fängt wieder an, etwas wacklich zu werden. Es scheint, als ob ich zur Zeit der Frühlings- und Herbst-Aequinoctien wie die Vögel eine Art von Mause überstehen müsse. Ich hoffe noch, daß die Unbehaglichkeit wieder verschwinden werde, wenn die mir feindlichen Stürme und Regengüsse nachlassen. Sollte jedoch der Unterleib sich länger weigern, seine Schuldigkeit zu thun, so wirst du mich bald nach Carlsbad absegeln sehen.

Den 26. März.

Gestern Abend besuchte ich nach langer Zeit wieder einmal den katholischen Verein und hielt über die Göttlichkeit der Kirche

einen stundenlangen Vortrag, zu welchem mich Lacordaire begeistert hatte. Dieser gewaltige Prediger hat den „großen Grafen" (Maistre) gründlich studirt und aus der hinterlassenen Saat desselben die reichsten Blüthen zur Entwicklung gebracht. Ich habe lange kein Buch gelesen, welches mich so befriedigt und erhoben hätte, wie diese vortrefflichen Reden.

Der gute Meinhold gehört zu den Pomeranern, denen man gut sein muß und nicht genug Liebe erweist. Er besitzt eine reiche Kenntniß, viel schmerzlich erkaufte Lebenserfahrung und, was Alles dieses überwiegt, ein gerades und aufrichtiges Herz. So etwas wissen aber unsere Pharisäer nicht zu schätzen. Ob seine Hoffnungen sobald sich erfüllen werden, dies wage ich weder zu vermuthen, noch zu bezweifeln.

Den 8. Juni.

Das schwache Podagra, von welchem ich neulich schon Meldung machte, ist am Frohnleichnamstage stärker geworden und hat in den folgenden vier Tagen eine ungewöhnliche Heftigkeit erreicht. Die Entzündungsgeschwulst erstreckte sich gleichmäßig über beide Füße und die Schmerzen waren so beschaffen, daß man ein Vorgefühl von den Flammen des Fegfeuers bekommen konnte. In der That ist so ein Anfall wirklich ein purgatorium, sicherlich für den Körper, vielleicht auch für die Seele. Die Krankheit ist diesmal ein reines Podagra, ohne alle Unterleibsbeschwerden; es kam wie angeblasen und ich bin mir weder eines Diätfehlers, noch der geringsten Erkältung bewußt. Es scheint, als ob die stark elektrische Atmosphäre nicht ohne Einfluß sei, denn alle renommirten Podagristen von Oppeln haben Anfälle überstanden, oder haben sie noch, und wie ich höre, ist sogar der König auf seinem Throne nicht davon verschont geblieben. — Aus diesen Prämissen folgt unwiderleglich,

daß ich über meine Badereise jetzt gar nichts bestimmen kann. Geht es gut, so bin ich in drei Wochen wieder auf den Beinen; es ist aber auch möglich, daß ich erst nach sechs Wochen beweglich und transportabel werde. Nach meiner sehr populären Ansicht und Erfahrung verläuft so eine Gicht in drei Stadien; im ersten liegt man fest, im zweiten sitzt man auf dem Stuhl und im dritten fängt man an zu hinken und zu gehen; ich bin erst im Anfange des zweiten Stadiums und das dritte ist immer das längste!

Carlsbad, den 20. August.

Wenige Tage nach meiner Ankunft ist auch Guido Görres wieder erschienen, nachdem er zuvor schon zwei Monate in Tirol und der Schweiz herumgestrichen. Er pflegt mich des Abends auf meiner Stube zu besuchen, wo dann die Unterhaltung recht lebhaft wird. Sonst ist er nicht habhaft zu werden, da er gleich nach dem Brunnentrinken sich mit Siebenmeilenstiefeln auf die Beine macht und Niemand ihm auf seinen weiten Excursionen zu folgen im Stande ist. Ich bin nun fast drei Wochen hier und diese Zeit genügt zu einer Vorcur, als welche ich meine hiesige nur betrachte. Ueberdies läßt auch der Unterleib nach dem langen Gebrauch des Ferdinandbrunnens und des Sprudels nichts mehr zu wünschen übrig. Wohin nun jetzt? Die Aerzte empfahlen mir wiederholt das Gasteiner Bad, welches auch meinem jetzigen Zustande am besten zu entsprechen scheint. Ich habe mich daher entschlossen, in Gottes Namen die Fahrt nach den Alpen zu unternehmen und will den 25. von hier abreisen. Meine Kräfte sind soweit gestärkt, daß ich die Reise aushalten kann.

Gastein, den 30. August.

Noch sind viele Gäste hier und bei Tische waren über 100 Personen versammelt, aber darunter kein einziges befreundetes Gesicht. Nichts als fremde Gestalten. — Das Reisen hat für mich seinen Reiz fast verloren. In diesem Sommer besonders hat man mancherlei auszustehen, denn die halbe Welt scheint unter Weges zu sein. Dies hat auch zur Folge, daß die Beförderungsanstalten nachlässiger und confuser und alle Gasthöfe theuerer und schlechter geworden sind. — Es hat mir Ueberwindung gekostet, hier her zu reisen und es wird mir Geduld kosten, drei Wochen hier auszuharren, zumal da kein einziger Freund mir zur Seite steht und weder die Witterung noch auch meine alten Füße mir gestatten werden, mich auf weiteren Excursionen an den Herrlichkeiten der Natur zu erfreuen.

Gastein, den 10. September.

Die ersten drei Tage in Gastein brachten wegen des unaufhörlichen Regens einen sehr beklemmenden Eindruck hervor. Durch die niedrig gehenden Wolken schien das Thal noch mehr verengt zu werden, man sah weder Berg noch Sonne und konnte zuweilen kaum die nächsten Häuser durch den Nebel erblicken. Denke dir dazu noch den ewigen Donner der Wasserfälle, der die ländliche Stille, die ich so liebe, hier niemals eintreten läßt, den Mangel an Licht und die Unmöglichkeit, einen ordentlichen Spaziergang zu machen, so wirst du begreifen, wie unbehaglich und fast ängstlich mein Gemüth durch solche Umstände afficirt werden mußte. Am 2. September fingen die Alpen an, gegen Mittag ihre Häupter zu entschleiern und den 3. hatten wir einen völlig wolkenlosen, prachtvollen Tag. Nun glaubte ich mich plötzlich in eine neue Welt versetzt und war entzückt über den Anblick der grünen Matten mit ihren Alpenhütten, der bunten Felder und Wälder, der Felsen und Cataracten, vorzüglich

aber der Berge, die mit ihren Spitzen und Zacken aus dem reinsten Blau des Himmels scharf hervortretend, an allen Seiten emporragten. Leider brachte ein Sirocco, der hier und in Innsbruck schon sehr fühlbar ist, am anderen Mittag wieder Wolken und Regen, und seitdem hat es nur halbheitere oder regnerische Tage gegeben. Die Witterung ist hier überhaupt ein beständiger Gegenstand der Beobachtung und einem so schnellen und mannichfaltigen Wechsel unterworfen, besonders hinsichtlich der Wolkenzüge, des Lichtes und der Temperatur, daß das Beobachten recht interessant und unterhaltend wäre, wenn man nicht so oft am Ausgehen gehindert und einer empfindlichen Kälte ausgesetzt würde. Bald ziehen dicht geballte Wolken oder schwerer Nebel am Fuße eines oder mehrerer Berge hin, während die „Kogel" ganz heiter darüber hinausragen, bald verhält es sich umgekehrt, und dies ist der häufigere Fall; die Scene ist jeden Augenblick eine andere, die Regenschauer kehren öfters am Tage zurück, sind aber jetzt selten von langer Dauer. Und während es im Thale regnet, schneit es in den Bergen und diese stehen manchen Morgen fast bis zur unteren Region in völlig weißem Gewande da. Seit einigen Tagen rückt der Schnee immer tiefer herab und wenn die Sonne nicht bald wieder kräftiger wirkt, wird er in Kurzem unsere Häuser bedecken. Die meisten Fremden, von allerlei Nation, haben so abstoßende Physiognomien oder sind so leidend, daß mir alle Lust vergeht, Bekanntschaften zu machen. Die Bäder ertrage ich gut und empfinde wenig von der ungemeinen Aufregung und Abspannung, über welche hier die meisten Gäste sich beklagen. Ich sitze jeden Morgen fast eine Stunde im Wasser und pflege noch des Abends ein Handbad zu nehmen. Die Luft und das vortreffliche Trinkwasser bekommen mir wohl; das allgemeine Befinden des Körpers ist durchaus nicht unbehaglich, nur die Extremitäten lassen

an Kraft und Beweglichlichkeit noch immer viel zu wünschen übrig. Die linke Hand hat sich offenbar gebessert, die rechte aber ist noch so krumm und unbeholfen wie zuvor, obgleich es mir manchmal scheint, als ob ich die Feder mit größerer Leichtigkeit führen könnte. Wir wollen sehen, ob und welche Nachwirkung folgen wird. In jedem Falle werde ich die Beruhigung haben, hier gewesen zu sein und gethan zu haben, was das ärztliche Wissen und Gewissen für heilsam hielt. Das Weitere sei Gott dem Herrn anheimgestellt. Was mir hier mißfällt, ist der Mangel an einer passenden Gesellschaft, das ungünstige Wetter (besonders die Kälte), der Mangel an Büchern und das unaufhörliche Sausen und Brausen des Wassers, dem man nur auf weiten Excursionen entgehen kann. Die Ein- und Abgeschlossenheit des Thales hat bei trübem Wetter etwas drückendes. Wie herrlich auch die Alpen sind, besonders an schönen Tagen, wo das Anschauen der großartigen Natur alles Andere vergessen läßt, so möchte ich doch nicht ein ganzes Jahr hier weilen und ziehe als Wohnsitz ein Hügelland bei Weitem vor. — Ich habe hier in den Alpen, von allen schlesischen Verhältnissen entfernt, mit Ruhe über meine Zukunft und persönliche Lage nachdenken können und dabei klarer als sonst erkannt, daß ich mich an einem Wendepunkt des Lebens befinde, den ich mich hüten muß, durch voreiliges Handeln zu verrücken, und daß ich vielmehr der göttlichen Fürsehung, als dem eigenen Belieben und Meinen zu folgen habe. Deßhalb bete ich oft: „Vias tuas demonstra mihi et semitas tuas edoce me!“ Drei Punkte sind es, die mir in diesem „Jubeljahr“ schon vieles Bedenken verursacht haben. Erstlich die Besorgniß, daß die Befreiung von aller Zwangsarbeit und die bedeutende Verkürzung meines Einkommens mir nicht zusagen werden. Dieses Bedenken wird am leichtesten durch die Nothwendigkeit beseitigt, aus dem Dienste

scheiden zu müssen, da mein geistiger und leiblicher Zustand es nicht mehr gestattet, den Dienstpflichten in allem Umfange mich ferner zu widmen. Eine andere Frage ist die, ob ich, verabschiedet, in Oppeln bleiben, oder an einem anderen Orte, und an welchem, mich niederlassen soll. Darüber bin ich noch zu keinem Entschluß gekommen. Denn obwohl die Umstände in Oppeln nicht angenehm sind und ich mich oft, besonders in in der letzten Zeit, weggewünscht habe, so weiß ich doch, daß man eine Ortsveränderung in meinem Alter viel schwerer als in der Jugend erträgt und lange consuetudo altera natura ist. Ich gestehe offen, daß ich die Gleichgültigkeit noch nicht besitze, um ohne Wehmuth einen Ort zu verlassen, wo ich seit einem Vierteljahrhundert so manche Leiden und Freuden empfunden habe, wo viele Menschen mir zugethan sind und wo die irdischen Ueberreste unserer geliebten Mutter in einer geweihten Erde ruhen, die einstens auch die meinigen aufnehmen soll. Nur die Rücksicht auf die Gesundheit wird mich noch zum Umzug bewegen können. Aber wann und wohin, das vermag ich vor der Hand noch nicht zu bestimmen. Oefters endlich habe ich auch daran gedacht und gewünscht, meinen Haushalt aufzuheben, um dadurch mehr Stille und Unabhängigkeit zu gewinnen. Dieser Gedanke ist aber als unpraktisch verworfen, weil ich dann leicht aus dem Regen in die Traufe käme, meine öftere Kränklichkeit häusliche Pflege nicht entbehren kann und auch meine jetzigen Hausgenossen nicht ohne Härte zu entlassen sind. Auch habe ich bis jetzt noch keine andere Person gefunden, die meine gegenwärtige Haushälterin in der Haushaltung und bei meinen Waisenkindern ersetzen könnte. Nachdem sie auch die beste Zeit ihres Lebens in meinem Dienste zugebracht, mir und der seligen Mutter in vielen Krankheiten beigestanden, allezeit treu, sparsam fleißig und eingezogen gewesen und ihre große Anhänglichkeit an

uns schon vielfach bewährt hat, so scheint es mir weder recht noch billig zu sein, ihr jetzt zu sagen: Geh, ich brauche dich nicht mehr. Daher bin ich gesonnen, fernerhin mit ihrer Gemüthsart Geduld zu haben, so wie sie ja auch meine üblen Launen gar häufig mit Stillschweigen ertragen muß. Und wer sind wir denn, daß wir verlangen könnten, stets von fehlerfreien Wesen aufs Allerbeste bedient zu werden? Es ist zu spät und auch zu schwer für mich, es Richard Ketteler nachzuthun und die Kapuzinerkutte anzuziehen; aber Demuth und Geduld, Armuth und Enthaltsamkeit zu üben, ist mit Gottes Gnade überall möglich und die wahre Unabhängigkeit am Ende doch nur durch den beständigen Kampf gegen die Sünde zu erreichen.

Oppeln, den 16. November.

Die Verwirrung dieser Welt scheint mir jetzt so groß zu sein, daß, wer es vermag, am besten thut, sich nur mit der anderen zu beschäftigen. Gott allein kann helfen; aber die Menschen sind noch nicht genug gestraft, um diese Wahrheit einzusehen. —

Der stürmische Drang nach Reformen ist nicht zu billigen, da man auf dem christlichen Standpunkte niemals vergessen darf, daß eine wahre Reform des Ausgearteten, gleichwie die Erlösung, noch schwieriger als ein ursprüngliches Schaffen ist, große Vorsicht, Zeit und Mühe erfordert und ohne Gottes besonderen Beistand gar nicht möglich ist. Von dieser Seite angesehen, läßt es sich wohl entschuldigen, wenn unsere geistlichen Vorsteher mit den allerdings höchst nöthigen Verbesserungen so sehr bedächtig und langsam zu Werke gehen und mehr auf die natürliche Entwicklung und göttliche Providenz als auf die eigenen Kräfte vertrauen; wogegen die politischen Weltverbesserer mit ihrem falschen Eifer Alles überstürzen möchten und Alles in Verwirrung bringen.

Das Interesse an der Philosophie der Medicin vermehrt sich bei mir mit jedem Monat; doch habe ich seit meiner Rückkehr aus dem Bade kaum drei Bogen schreiben können, weil ich noch allzuviel zu lesen und zu lernen habe. Soeben ist unsere pantheistische Naturwissenschaft von dem berühmten Oersted in Kopenhagen mit einem neuen Werke (der Geist in der Natur) bereichert worden, worin der lauterste Spinozismus, versetzt mit dänisch-deutschem Protestantismus, als die höchste Weisheit gelehrt wird. Die große Autorität des Verfassers und ein sehr gewandter klarer Stil machen dieses Buch um so gefährlicher, je weiter es sich verbreiten wird. Solchen Leuten gegenüber ist man genöthigt, selbst der Günther'schen Schule ihre Verdienste zu vindiciren und jedem katholischen Philosophen die Hand zu reichen. Ich bin daher sehr begierig, die Schriften von Balmes zu lesen und bitte dich, was du davon entbehren kannst, mir bald zu senden.

Den 14. Dezember.

Am 3. d. M. habe ich, nachdem ich mich durch den Empfang der heiligen Communion gestärkt, mein Entlassungsgesuch in aller Ruhe entworfen und vorgestern den 12. habe ich es eingereicht. Seltsamer Weise hat auch der Minister Ladenberg an demselben 3. Dezember an den Präsidenten geschrieben und ihn aufgefordert, über meinen Zustand zu berichten, eventuell meine Pensionirung einzuleiten. Nun sehe ich mit ganz ergebenem Gemüthe der Entscheidung entgegen und mache mir keine Bedenken mehr. Gott will es so haben.

Den 8. Januar 1851.

Ich habe den Donoso Cortes zweimal mit höchstem Interesse gelesen und bin mit ihm einverstanden bis auf seine Hoffnungslosigkeit, die ihm den ungerechten Vorwurf des Manichäismus

und den gerechten des Pessimismus zugezogen hat. Kann, wie er zugibt, das Individuum sich retten, warum nicht auch eine Gesellschaft, warum nicht ein Volk? Gottes Gnade ist unerschöpflich und misericordiâ Dei plena est terra. Er hat zu wenig erwogen, daß aus dem Uebel oft das Heil, aus der Züchtigung die Besserung hervorgeht, und daß bei einer schweren Krankheit oft die schlimmsten Symptome nur die Mittel und Bedingungen einer heilsamen Krisis sind. Ganz anders verhält es sich mit Maistre und Balmes, deren Ansichten nicht weniger streng, aber stets von der Hoffnung durchleuchtet sind. A custodia matutina usque ad noctem speret Israel in Domino! Donoso ist früher ein Liberaler gewesen; er ist offenbar nach vielen schmerzlichen Täuschungen und Irrthümern in den spanischen Desengaño verfallen, der seiner jetzigen Ansicht mit zu Grunde liegt. Deßungeachtet halte ich ihn für einen großen Geist und für einen Staatsmann ersten Ranges.

Den 10. Februar.

Jeder interimistische Zustand ist unbehaglich und in einem solchen befinde ich mich jetzt. Dazu kommt noch, daß ich wieder viel an Verdauungsbeschwerden zu leiden habe und auch noch anderen Beunruhigungen ausgesetzt bin, die für den sensitiven Menschen eine wahre Beschwerde sind. Mit dem Hauptentschluß, aus dem Dienst zu scheiden, war meine Sache noch nicht abgethan; es knüpfen sich hieran noch eine Reihe von Folgen, die man hinnehmen, ertragen und überwinden muß. Ich wohne den Sitzungen der Regierung nicht mehr bei, werde aber dennoch als noch im Amte stehend angesehen und zu Gutachten requirirt. Mit Ungeduld sehe ich der Entscheidung aus Berlin entgegen. Unterdessen hat sich bereits im Publikum das Gerücht verbreitet, daß ich Oppeln zu verlassen gedenke. Nun drohen

mir von Seite aller drei Religionspartheien neue und heftige Angriffe, zu deren Abwehr ich mir aes triplex circa pectus wünsche, wenn es Gottes Wille ist, mich diesen Kampf bestehen zu lassen. Unter den Katholiken scheinen sogar mehrere Fraktionen zu sein. Eine derselben, die mit Herrn Wittkowitz an der Spitze neulich schon anrücken wollte, habe ich noch vorläufig mit einer Redensart beschwichtigt. Immer bleibt es fatal und kostet mir Ueberwindung, so treu gemeinte Bitten nicht gewähren oder nur unbestimmt beantworten zu können. — Zuweilen finden sich dabei noch unwillkührliche Besorgnisse und Gedanken ein, die vielleicht ungegründet, aber nichts destoweniger sehr peinlich sind, besonders die Fragen, ob der Umzug nach Breslau mir zum Heil gereichen, ob und wie lange du selbst noch dort verweilen werdest, ob meine Aversion gegen den Handel und Wandel der dortigen großen Menge zu überwinden sei und dergleichen mehr. Nur eins weiß ich mit voller Gewißheit, daß ich nämlich fest entschlossen bin, es koste auch, was es wolle, mich dem göttlichen Willen vollkommen zu unterwerfen. Ohne Zweifel wird auch der Abend meines Lebens nicht frei von Kreuz und Leiden sein; doch bin ich darauf gefaßt und wünsche auch nicht damit verschont zu bleiben, quoniam per multas tribulationes oportet nos intrare in regnum coelorum.

Den 5. März.

Die Asche, mit welcher heute meine Stirn bekreuzt worden, läßt mich alle weltlichen Angelegenheiten viel gleichgültiger als sonst betrachten. Ob und wann ich Oppeln werde verlassen können, ist noch immer unentschieden; von der Behörde ist noch kein Bescheid erfolgt. R. und H. sind nach Berlin gereist, um sich in meine Haut zu theilen: der erste will Hebammendirektor, der andere Medicinalrath werden. Ich habe von ihnen nichts

weiter erfahren können, als daß im Ministerium mein Austritt bedauert wird und daß man sich wegen der Wiederbesetzung der Stellen in Verlegenheit befindet. Gern schriebe ich noch mehr, aber die Hand will den Gedanken nicht schnell genug folgen.

1851 Den 18. März.

Heute ist der zehnte Tag, daß ich in meinem Gichtstuhl sitze und weder stehen noch gehen kann. Dabei sind auch die Arme so schwach, daß ich nicht im Stande bin, mich ohne Hülfe an- und auszukleiden. Leider fällt dieses Erkranken gerade in die Gnadenzeit des Jubiläums und hindert mich, den Ablaß zu verdienen. Ich komme mir vor, wie der Lahme am Teiche Bethesda, der nicht hinabsteigen kann. Sollte ich in künftiger Woche noch nicht gehen können, so werde ich den Heiland bitten, zu mir zu kommen. — In Mitten dieses Leidens habe ich vom Könige meine Entlassung erhalten. Nun fehlt aber noch die Hauptsache, nämlich die Bestimmung und Anweisung der Pension. Vom Ministerium habe ich noch keine Zeile und ich weiß weder, wie viel, noch von welchem Zeitpunkt ab ich etwas erhalten soll. Nur soviel habe ich erfahren, daß der wohlgemeinte Antrag der hiesigen Regierung, die mir eine Pension von 800 Thlr. verschaffen wollte, abgelehnt ist. Graf Pückler war darüber sehr ungehalten und gibt sich alle Mühe, noch jetzt für mein Bestes zu wirken. — Auffallend ist das verschiedene Benehmen der Behörden. In Berlin eine kalte trockne Bürokratie; in Oppeln wenigstens ein warmes Gefühl für Billigkeit und sehr viel guter Wille. — Von meinen Bekannten im Lande empfange ich Beweise einer ungeheuchelten Theilnahme. Das ganze Jahr in einer Stadt zu sitzen, ist mir selbst bei gesunden Tagen kaum möglich gewesen; jetzt aber ist eine „Sommerfrische“ sogar nothwendig für mich und das

beste, ja vielleicht einzige Mittel, um den hinfälligen Körper wieder zu stärken und noch etwas länger zu erhalten. Ein wohlfeiler und nicht zu weit entlegener Zufluchtsort wäre um so erwünschter, je weniger mein künftiges Einkommen mir gestatten wird, kostspielige Bade- und Vergnügungsreisen anzutreten. Ich sehne mich sehr nach dem Frühling, hinaus in die freie, frische Bergesluft! — In den letzten Wochen habe ich einen Band von Gioberti's Introduzione gelesen. Wie viel man auch auszusetzen findet, so bleibt es doch wahr, daß G. ein höchst instruktiver, klarer, gewandter und plastischer Schriftsteller ist, facundia et arte insignis. Eine kritische Paralelle zwischen ihm und Balmes müßte sehr lehrreich und anziehend sein.

Den 8. April.

Deinen Glückwunsch acceptire ich bestens und gestehe dir gern, daß die definitive Erlösung aus dem Staatsjoch und das Bewußtsein einer größeren Freiheit mir zu großer Erleichterung und Beruhigung dient. Ob es nun Gott gefallen werde, meine Gesundheit zu bessern und mich zu einer edleren Thätigkeit auszurüsten, weiß ich nicht und stelle dies seinem heiligsten Willen anheim. Ihm ist ja nichts unmöglich, wenn es mir auch scheinen will, als ob der schwache und sieche Körper nicht mehr im Stande sein werde, als williges Werkzeug dem Geiste zu gehorchen. Man muß auf Alles gefaßt sein. Neulich las ich im Strada (de bello belgico), daß Kaiser Karl V. durch die Gicht gebeugt in meinem Alter seinen Reichen entsagt, dann aber bei den Hieronymiten nur noch zwei Jahre gelebt hat. Die mancherlei Leiden und Einflüsse, die ich besonders seit dem Jahre 1848 erfahren, haben mich, wie man zu sagen pflegt, ziemlich mürbe gemacht. Indessen danke ich dafür dem lieben Gott, der es mir auch an Trost und Geduld nie gänzlich hat

fehlen lassen und mich seine Liebe noch jetzt erkennen läßt. Die häufigen Erkrankungen sind doch im Ganzen erträglich gewesen und wenn auch nach jedem Anfall in der Summe der Lebenskräfte eine Verminderung zurückgeblieben und das Capital abgenommen hat, so ist doch deßhalb der Muth nicht gesunken. Die Religion ist hier die wirksamste Arznei und bisweilen streuen auch die artes liberales noch einige Blumen auf den Weg. Lies die 78ste Epistel des Seneca, und du wirst finden, daß es für einen Kranken nächst dem Evangelium kaum einen vernünftigeren Trost, als diese Weisheit gibt. Schwerer waren die Seelenleiden zu ertragen, die durch allgemeine Calamitäten und besonders durch Unverstand und Bosheit der Menschen hervorgerufen wurden. Auch die lange Bedenkzeit und Ungewißheit in Hinsicht meines Dienstes, die widrigen Unterhandlungen, das unerquickliche Schweben zwischen Freiheit und Sklaverei, hat schwächend und aufreibend eingewirkt. Der Verlust geliebter Freunde (Hügel, Genelli 2c.) wurde gleichfalls und wird noch immer schmerzlich empfunden. Sehr peinigend waren die Erfahrungen, die ich an geistlichen Personen gemacht. Je höher ich die Würde und den Charakter des Priesterthums achte, desto empfindlicher afficiren mich die unwürdigen Träger desselben. Am leichtesten werde ich mich über die bedeutende Reduktion meines Einkommens zu trösten wissen. Die Anweisung meiner Pension von 550 Thlrn., zahlbar in monatlichen Raten, ist nun erfolgt und am 1. d. M. habe ich meine 45 Thlr. mit großer Seelenruhe in Empfang genommen. — Nun bleibt noch die Aufgabe de loco mutando zu überwinden. Ohne Bedenken ist sie nicht, da das Leben so sehr von der Gewohnheit abhängt, eigentlich selbst nur eine Gewohnheit ist und ein alter, kränklicher Baum sich schwer verpflanzen läßt. In meinem jetzigen schwachen und schwankenden Zustande muß ich vor Allem nur

die Geduld zu conserviren suchen; hoffentlich wird aber größere Klarheit und Festigkeit folgen, wenn ich mich durch eine Sommerfrische wieder gestärkt haben werde.

Ostermontag 1851.

Mit meiner Gesundheit geht es seit sechs Tagen besser und ich habe, Gott Lob, an jedem derselben die liebe Kirche besuchen können. Der rechte Fuß ist freilich noch steif und zuweilen auch schmerzhaft, ma — pur si muove. Eine Reise zu machen möchte ich indessen doch noch nicht wagen. Am Charfreitag, als ich von der Verehrung des heiligen Kreuzes aus der Kirche zurückgekehrt war, ist mir ein neues Kreuz auferlegt worden. Es erschien nämlich Graf Pückler bei mir, glückwünschend und mit fröhlichem Angesicht und brachte mir den rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub (Großkreuz, mit breitem Band am Halse zu tragen), der soeben auf der Eisenbahn hergeflogen war. Ich war durch die unerwartete Gnadenbezeugung sehr überrascht und — die Wahrheit zu sagen — auch erfreut. Du weißt, wie ich über die modernen Hof- und Verdienstorden denke; wenn du aber erwägst, welche Fluth von Verdächtigung, Schmach und Verläumdung in den letzten Jahren über mich ausgegossen und wie sehr ich selbst in Berlin von Demokraten und Kirchenfeinden angeschwärzt wurde, so wird auch dir dieses Gnadenzeichen als eine öffentliche Genugthuung erscheinen, als Restitution meines guten Namens oder wenigstens als ein Zeugniß, daß ich meine Schuldigkeit gethan, und deßhalb habe ich den hohen Orden mit Dank empfangen, obgleich ein Jeder, der ein Kreuz trägt, auch auf Spott und Hohn gefaßt sein muß. Nun glaube ich auch mit Sicherheit annehmen zu können, daß meine Pension nach dem Antrag der Königlichen Regierung auf 700 Thlr. erhöht werden

wird,*) weil sonst ein zu großes Mißverhältniß entstehen und meine Kraft nicht hinreichen würde, das Gewicht eines Großkreuzes fortzuschleppen. — Uebrigens bin ich fest überzeugt, und fühle jetzt mehr als sonst, daß Gott sein Auge auf meine Schwachheit gerichtet hält, mich leiten will und Alles auf's Beste fügen wird. Glaube mir, das viele Grübeln und verständige Reflektiren über meine Zukunft führt zu nichts und kann sogar schädlich werden. Ich habe jetzt nichts weiter mehr zu thun, als dem lieben Gott stillzuhalten und seiner Winke gewärtig zu sein.

Juli 1851.

Die dürre Vernunft sagt es und die Evidenz der Sachlage läßt darüber keinen Zweifel, daß ich bei meinem geringen Einkommen auch aus einem öconomischen Grunde (außer vielen anderen) wohl daran thun werde, das theuere Oppeln mit einem wohlfeileren Orte zu vertauschen. Diese Einsicht ist hinreichend, um manche meiner früheren Häsitationen und Bedenken zu beseitigen und mich in dem Gedanken zu bestärken, den ich dir mündlich vorgetragen habe und den du auch im Allgemeinen schon gebilligt hast. Nächstens schreibe ich nach Patschkau, um die Unterhandlungen zu eröffnen. Soviel scheint sicher und gewiß zu sein, daß dieser stille und freundliche Ort meiner Gesundheit, meinen Subsistenzmitteln und meinem Geschmack weit besser zusagen wird, als jede andere Stadt. — Ich kann dir nicht beschreiben, welche Eindrücke die unerwarteten Lettres et opuscules des Grafen de Maistre, meines Lieblingsautors, in mir hervorbringen, wie genußreich es ist, diesen Propheten unserer Zeit in seinem Privatleben zu betrachten, wie anziehend und

---

*) Ist nicht geschehen. (Anm. d. Herausgbrs.)

lehrreich, seine Ansichten und Urtheile über Dinge und Ereignisse kennen zu lernen, die ich mit ihm erlebt und theilnehmend, wenn auch nur von fern, mitangesehen habe. Ich glaubte nie mehr etwas Neues von ihm lesen zu können, denn er hat ja schon lange (14 Tage vor deiner Geburt) die Welt verlassen. In den Briefen aber, die 30 Jahre nach seinem Tode erscheinen, ist er gleichsam noch einmal vom Himmel zurückgekehrt, um noch einmal seine Stimme erschallen zu lassen und der Welt das Bild eines edlen, wissenden und großen Mannes zu zeigen.

Den 15. September.

Ich habe bald nach deiner Abreise meinen langen Bedenken und peinlichen Unterhandlungen ein Ende gemacht und bin nach Patschkau gereist, um das von K. mir so sehr empfohlene Haus in Augenschein zu nehmen. Das Wetter war unangenehm kalt und fortwährend regnerisch, überhaupt sehr geeignet, alle Fantasie abzukühlen und selbst den Verstand recht nüchtern und kalt zu machen. Allein schon bei der ersten und noch mehr bei der letzten Besichtigung habe ich die Beschreibung nicht nur vollkommen gegründet, sondern das Haus noch weit über meiner Erwartung gefunden. Dasselbe ist vor drei Jahren solid und nett gebaut und mit der zweckmäßigsten Benutzung des Raumes sehr bequem und sauber eingerichtet und abgetheilt. Das Gärtchen ist anmuthig und so gut angelegt, daß sich wenig wird verändern lassen. Nach Chamissos Meinung sind die Menschen auf der ganzen Erde sich überall gleich, und wenn dies wahr ist, werden auch die Patschkauer zu keiner anderen Spezies gehören, obgleich mich dort der merkbare Anstrich eines gewissen süddeutschen Wesens recht angenehm berührt hat. Unzweifelhaft ist es aber, daß die Stadt und Umgegend mir in ökonomischer

und sanitätischer Hinsicht erhebliche Vortheile bieten, positive sowohl, als negative: angenehme, ruhige Wohnung, größere Wohlfeilheit, gesunde Bergluft, gutes Wasser, herrlichen Spaziergang, dabei kein Amt, von welcher Art es auch sei, keine Freimaurerloge, wenig Protestantismus und auch wenig Beamten- und Judenthum. Nachdem ich Alles gesehen und erwogen, konnte mein Wille keinen Augenblick mehr wankend sein, denn ich erkannte, daß die göttliche Providenz, der ich mich überlassen, auch in dieser Angelegenheit aufs Beste für mich gesorgt und die Wege mir deutlich gezeigt habe. In diesem Vertrauen habe ich das Haus für 1900 Thaler erkauft. Die Uebergabe wird zu Anfang November, also noch vor dem langen Winter erfolgen, was mir sehr lieb ist. Ein wahrer Stein ist von meiner Brust gewälzt, seitdem ich gewiß bin, daß meine unerquickliche und unhaltbare Stellung in Oppeln aufhören und für mich eine vita nuova beginnen soll.

Den 3. Oktober.

Ich bin so zufrieden mit meinem Hauskauf und so froh, die hiesige misère bald verlassen zu können, daß alle früheren Skrupel und Besorgnisse mich nicht mehr anfechten können. Die ganze Stadt weiß jetzt, daß ich nach Patschkau ziehe. Kein Mensch freut sich darüber; aber Viele wünschen mir Glück und Einige beneiden mich. — Uebrigens bin ich sicher, daß mein Herz, wie weit es auch von der heiligen Indifferenz entfernt sein mag, an jenem Besitzthum nicht allzusehr haften wird. Ich bin bereit, dort zu sterben, wenn es Gottes Wille ist; aber auch ebenso bereit, den Wanderstab wieder zu ergreifen, wenn es heilsam und nöthig wäre. Es widerstrebt auch meinem Freiheitsgefühl, mich irgendwo in einem angulus terrarum als einen glebae adscriptus zu betrachten. — Der Schmerz der Trennung

von dem Grabe deiner geliebten Mutter wird gemildert werden, durch die wahren Worte, die du mir in deinem letzten Briefe geschrieben hast. Zuweilen will es mir sogar vorkommen, als ob die Selige selbst mich freundlich ermuntere, auf kurze Zeit ihre Ruhestätte zu verlassen. Und ist es Gottes Wille, so wirst du wohl dafür sorgen, daß einstens meine Gebeine neben den ihrigen ruhen.

Den 22. Oktober.

Ich habe nach langer Pause auch wieder etwas für die Presse geschrieben und an Guido Görres einen Aufsatz über die geistlichen Hospital- und Ritterorden geschickt, einen Extrakt aus einer Masse von Materialien, die ich seit vielen Jahren zu einer Geschichte der christlichen Armen- und Krankenpflege gesammelt habe, nun aber wegen der Größe der Aufgabe und wegen anderer Beschäftigung nicht weiter verarbeiten kann. Sobald ich mit meinen häuslichen Angelegenheiten in Ordnung bin, kehre ich wieder zur Philosophie der Medicin zurück. Die Uebersiedlung wird allerdings Mühe, Geduld und Geld kosten; ich bin aber in der Seele vergnügt dabei. Denn seitdem ich hier wohne, bin ich meines Lebens nur selten froh geworden. Der unglückliche Typhus, die Revolution, die Verfolgung, die Krankheit und zuletzt noch das Benehmen falscher oder schwacher Freunde haben mir an Leib und Seele geschadet und nur Gott allein ist bekannt, wie viel ich von der Blindheit und Leidenschaft der Menschen, von Trug und Heuchelei und Egoismus zu leiden hatte. Auch manche meiner Untergebenen, die auf meinen Schultern emporgestiegen sind, lohnen mir jetzt mit Fußtritten, nachdem sie meiner nicht mehr zu bedürfen glauben. In Summa — ich würde mich jetzt sehr unglücklich fühlen, wenn ich hier noch längere Zeit bleiben müßte, und nicht die

Aussicht hätte, bald ein rettendes Asyl zu finden. Freilich darf ich in Patschkau keinen Himmel auf Erden suchen; ich komme aber aus einem beunruhigenden Gewirr und stechenden Gestripp heraus und werde dort weniger Gelegenheit und Neigung haben, neue Verbindungen anzuknüpfen. — Ich gedenke am Allerseelentage Vormittags noch in der Kirche für unsere Mutter zu beten und gegen Abend in aller Stille abzufahren.

Patschkau, den 9. November.

Dominus regit me et nihil mihi deerit; in loco pascuae ibi me collocavit. Erst heute kann ich dir mit frohem Herzen den ersten Gruß aus dem neuen Domicil und aus der freundlichen Gebirgsgegend nach Breslau senden, denn der Trubel dieser Woche ist zu groß gewesen und jetzt noch bin ich von einer ziemlich chaotischen Verwirrung umgeben. Gott sei Dank, der Umzug ist glücklich überstanden, adjuvantibus omnibus sanctis, aber die Beschwerden waren auch in der That nicht gering. Mit welch' gemischten Empfindungen ich Oppeln verlassen habe, kannst du dir denken. Ich bin hier überall sehr freundlich aufgenommen worden. Mein Häuschen macht mir viel Vergnügen und ich kann jetzt wie der Engländer sagen: My house is my castle!

Den 25. November.

Kaum vier Wochen bin ich in Patschkau und schon habe ich den schnellen Uebergang des Herbstes in den Winter erfahren. Bei meiner Ankunft war die Wiese vor meinen Fenstern noch mit dem frischesten Grün geschmückt; jetzt liegt Alles im Schnee begraben und mit dem Spazierengehen hat es vorläufig ein Ende. Die socialen und städtischen Verhältnisse sind hier wie überall, nicht erfreulich und die kirchlichen lassen hier wie

überall noch viel zu wünschen übrig. Wenn aber irgendwo, so sind hier die natürlichen Bedingungen vereinigt, unter welchen ich hoffen kann, den Rest meiner Gesundheit zu erhalten und vielleicht noch zu verbessern. Im Frühling muß die Gegend reizend sein; aber auch jetzt thut mir die Ruhe und Stille überaus wohl; denn schon die bloße Abwesenheit aller verdrießlichen Händel und Störungen, denen ich in Oppeln ausgesetzt war, ist sehr viel werth und hoch zu schätzen. Uebrigens will ich nach dem Rathe des gottseligen Kempis den wahren Frieden mehr in der Geduld, als im Troste suchen und mich in dieser Zeit der Verwirrung vielmehr um mich selbst, als um Andere, bekümmern.

Den 3. Dezember.

Ich bin kein Philosoph von Profession, beschäftige mich mit Philosophie nur historisch, um die Bestrebungen und Irrthümer des menschlichen Geistes kennen zu lernen, halte auch nicht viel von der „Logik", weil sie mir wenig oder nichts genützt hat, und bin weit entfernt, irgend ein philosophisches System für vollkommen oder durchaus für wahr zu halten. Das Errare humanum ist nirgend so leicht und so häufig, als in der Philosophie, die für alle anderen Wissenschaften die Prinzipien aufstellen will und nirgend ist es so nothwendig, wie hier, den Spruch des Apostels zu beherzigen, daß all' unser Wissen nur Stückwerk ist. Bisher hat noch jeder Philosoph sein eigenes System für das wahre gehalten und alle anderen verachtet oder geringer geschätzt; keines aber hat allgemeine Anerkennung gefunden. Das Excludiren paßt am allerwenigsten für die jetzige Zeit, die sich im Zustande einer Gährung befindet und auf den Trümmern der früheren Systeme ein neues erbauen will. Balmes hat als christlicher Denker gewiß ein hohes Verdienst. Er

hat aber mehr die Philosophie des Geistes, als die der Natur und Geschichte behandelt, ist mehr Psycholog als Physiolog und neigt sich daher vielleicht zu einseitig zum Spiritualismus hin, ohne Zweifel nur deßhalb, weil er sich zu wenig mit den Naturwissenschaften beschäftigen konnte, was bei der Klarheit seines Geistes höchlich zu bedauern ist. Basta! Ich habe heute die heilige Communion empfangen und bin eben nicht aufgelegt, zu philosophiren.

Wir sind hier ziemlich tief im Schnee begraben und ich komme, wie der Bär, nur selten aus meiner Hütte heraus. Die Einsamkeit dieses Winterschlafes hat das Eigene, daß sie den Träumen sehr günstig ist und die ältesten Erinnerungen wieder auferweckt. Als kleiner Knabe habe ich oft am östlichen Horizont die Sudeten betrachtet und mit Sehnsucht mich über diese Berge herübergewünscht, wo ich mir die Welt ganz anders und viel schöner dachte. Und jetzt wohne ich als alter Knabe wirklich am jenseitigen Abhang, nur etwas weiter in südöstlicher Richtung, und finde hier in Hinsicht der Gegend und des Klimas, der Luft und des Wassers, des Menschenschlages und Volksdialektes, und mancher anderer Dinge eine auffallende Aehnlichkeit mit meinem Geburtsort, bin also gewissermaßen in meine Kindheit zurückversetzt, jedoch mit dem Unterschiede, daß im aufsteigenden Leben die Täuschung vorherrschend war, im absteigenden aber die Enttäuschung — el desengaño — eingetreten ist. Dankbar will ich indeß bekennen, daß die größere Ruhe, die ich jetzt genieße, ein bedeutender Vortheil und mir sehr angenehm ist.

Den 18. Dezember.

Es freut mich, daß deine Ansicht über die Vorgänge in Frankreich mit der meinigen harmonirt. Die Kreuzzeitung scheint dabei aus ihrer Rolle zu fallen und bläst mit der Schlesischen

jetzt aus demselben Horn. Diese Leute nehmen es ordentlich übel, daß die Vorsehung sich herausnimmt, die Geschicke der Völker auf andere Weise zu lenken, als nach den Begriffen und sogenannten Rechten, die sie selbst (die Doctrinärs) erst vorgestern erfunden und in Cours gesetzt haben. — Meine Abhandlung über die Hospital-Ritter ist in München gut aufgenommen worden und schon am 16. November in den historisch politischen Blättern erschienen. Auf dem Umschlage dieses Heftes findest du in dem Verzeichniß der Beiträge für das Görresdenkmal den Dr. C. J. L. in O. mit 50 Gulden aufgeführt. Soviel hat also das Honorar für den Aufsatz betragen und ich bin sehr befriedigt. — Für das verschenkte Honorar von 50 Gulden habe ich fast gleichzeitig von Oppler Freunden zum Andenken ein silbernes Crucifix erhalten, welches 50 Thaler kostet. Die Geber haben sich in ihrer Zuschrift nicht genannt. Beigefügt war noch eine Adresse des katholischen Vereines mit der Bitte, mich fernerhin als ein Mitglied desselben betrachten zu dürfen. Das sehr bezeichnende Andenken hat mich ebenso überrascht als erfreut. Oppeln ist ja eine Stadt, die vorzugsweise unter dem heiligen Kreuze steht; sie trägt es in ihrem Wappen und hat es erhoben auf ihrem Hochaltar. Sie ist für mich der Ort, wo ich die längste Zeit gewohnt und mit welchem ich durch die theuersten Erinnerungen meines Lebens in Freud' und Leid auf immer verbunden sein werde.

Den 6. Januar 1852.

Es ist eigentlich recht hübsch und löblich, daß die Menschen sich zu Anfang eines Jahres etwas Gutes wünschen, weil sie ja Alle des Guten so sehr bedürftig sind. Bei mir sind in wenigen Tagen zwölf glückwünschende Briefe eingelaufen und es scheint in der That, als ob die von Allen mir angewünschte

Gesundheit sich bald wieder herstellen wolle. Denn heute kann ich schon den Versuch machen, den ersten dieser Briefe, nämlich den deinigen, zu beantworten. Nach deiner Abreise habe ich noch mehrere Tage ziemlich hart an meiner Gicht darniedergelegen. Nachdem aber die Schmerzen mich etwas abgetödtet und die „wilden Wasser“ per diaphoresin et diuresin sich verlaufen hatten, ist es besser geworden und seit gestern bin ich im Stande, am Stock in der Stube umherzugehen. Die Schriften von Clemens Brentano haben mir diese Leidenstage sehr verkürzt und vielen Stoff zu Erinnerungen und Betrachtungen geliefert, namentlich auch das schöne Gedicht: „Am Hügel“, welches ein Bild ist von meines Hügels Mutter, die sich über ihre lieben Kinder, Carl, Clemens und Fanny (Hardenberg) freut und jedes nach seinem Charakter bezeichnet. Es war mir dabei zu Muth, als ob die beiden Clementes, die sich im Leben nie gesehen, in meiner Seele sich begegneten, und mit einander ewige Freundschaft schlössen! Die Anziehung, welche geistig verwandte Menschen auf einander üben, ist geheimnißvoll, aber nicht Alle finden sich schon in diesem irdischen Leben zusammen. Einer verfehlt hier oft den anderen und ich bin am häufigsten zu früh oder zu spät gekommen; leider zu spät auch bei Fr. Schlosser, dessen Leben Guido Görres im 11. Heft der hist. pol. Blätter beschreibt, (worin auch meine Schrift über die Branntweinpest ihre späte Anerkennung gefunden hat). — Ich entnehme aus Allem zu meiner Betrübniß, daß in Oppeln die katholische Sache immer mehr zerfällt und Niemand vorhanden ist, der im Stande wäre, die disparaten Elemente zu versöhnen und zusammenzuhalten. Alle sind gereizt, verletzt und unzufrieden. Gott gebe, daß die im März dort beginnende Mission die Eintracht wiederstelle, besonders aber Liebe und Demuth erwecke, deren Mangel allein das Irrsal zuzuschreiben ist. Uebrigens

bin ich froh, von solchen Elementen, quorum pars magna fui, jetzt geschieden zu sein und werde mir Mühe geben, zu vergessen, was dabei verschuldet worden.

Den 16. Januar.

Die Nachricht von dem Tode der Großmutter in Berlin hat mich um so mehr ergriffen, je unerwarteter sie kam und je länger ich Zeuge gewesen bin von diesem in Schmerz und Unruhe hingebrachten, dabei aber immer liebreichen Leben, welches jetzt erloschen ist. Wir verwaisen immer mehr und es ist traurig, zu sehen, wie allmählig die wenigen Seelen uns verlassen, die noch fähig waren, uns standhaft zu lieben und uns nöthigenfalls auch ein Opfer zu bringen. Wenige Mütter haben so viel, wie die Verstorbene, für ihre Kinder geopfert und gelitten, und wenn ich bedenke, welch große Beweise von Liebe und Vertrauen sie auch mir und den Meinigen gegeben hat, so leuchtet mir immer mehr ein, wie sehr wir verpflichtet sind, ihr Andenken mit kindlicher Pietät zu ehren. Sie war überdies eine durchaus redliche und streng rechtliche Seele und hat auch den Armen viel Gutes gethan. Wir wollen sie also einschließen in unsere Gebete, hoffend, daß sie bei Gott Gnade und Barmherzigkeit erlangen werde, weil auch sie barmherzig gewesen, in guter Meinung (bona fide) gelebt und sehr viele Leiden ausgestanden.

Den 27. Januar.

Deine Dedikation und was du darüber in deinem lieben Briefe sagst, hat mir die Augen naß gemacht; ich erkenne darin deine kindliche Liebe, die für mich das süßeste Glück ist, was die Erde mir noch bieten kann. Deine Predigten über die sieben Worte will ich in der bevorstehenden Fastenzeit zum besonderen

Gegenstande meiner Betrachtungen wählen. — Es gibt in Deutschland Männer, die fromm und geistreich schreiben, aber sehr wenige, und vielleicht keinen einzigen, der mit diesen Eigenschaften so viel Feinheit, Schärfe und Durchsichtigkeit wie Balmes verbindet. Was deine Uebersetzung der Briefe betrifft, so hast du dabei Alles geleistet, was man billiger Weise verlangen kann. Nun wünsche ich dir noch den höchsten Gleichmuth gegen alle Kritikaster, denen deine opera in die Hände fallen. Mögen sie krähen, wie sie wollen; sie werden dem wahren Werthe dieser Schriften nicht das Mindeste entziehen können. Ein redlicher Autor betrachtet das Schreiben als ein ihm übertragenes Amt und als eine Pflicht, für die er zunächst nur Demjenigen verantwortlich ist, der ihn dazu befähigt hat.

Den 5. Mai.

Nach allem Anschein werden wir in diesem Jahre gänzlich auf den Frühling verzichten müssen. Eine eisige Kälte dauert fort, die ganze Vegetation ist weit zurück und erst seit gestern hat sich im Garten ganz schüchtern die erste Nachtigall vernehmen lassen. Unterdessen steigt mein kleiner Bau im Hofe (ein Holzstall) immer rascher empor und in einigen Tagen soll der Dachstuhl aufgesetzt werden. Man lernt dabei auf eine anschauliche Weise die Rudimente der Baukunst kennen und kann zuweilen auch erbauliche Gedanken bekommen. So z. B. ist es mir wieder klar geworden, daß die armen und fleißigen Handwerksleute, die etwas machen und ein sichtbares nützliches Werk produciren können, weit höher zu achten sind, als alle vornehmen Leute, die blos consumiren, aber nichts zu Stande bringen, weil sie nichts können. Wäre ich ein reicher Herr, so würde ich recht viel erbauen lassen und die Architektur unter meine Studien mit aufnehmen — nicht nur zum Nutzen und Vergnügen, son-

dern auch um des Nächsten willen, dem man in dieser arbeits- und nahrungslosen Zeit durch Bauten eine wahre Wohlthat erweist.

Den 19. Mai.

In voriger Woche hat mich ein casus betroffen, von welchem ich, um dir alle Unruhe zu ersparen, am liebsten schweigen möchte. Freitag den 14., als ich aus dem Hofe in meine Stube zurückkehren wollte, war ich mit meinen noch immer schwachen Füßen, und vom Schwindel ergriffen, so ungeschickt, die hier befindlichen vier steinernen Stufen rücklings hinabzustürzen und mir den Kopf zu verletzen. Ich verlor schon im Fallen das Bewußtsein und weiß nicht, was darauf mit mir vorging. Als ich allmählig wieder zur Besinnung kam, fand ich mich auf dem Sopha liegend unter den Händen des Dr. Heimbrod, der mir kalte Umschläge machte, blutend am Hinterkopf und unfähig zu sprechen, zu denken und ein Glied zu rühren. Ich weiß aber, daß ich im Herzen mehrmal die Mutter Gottes angerufen habe. Schon um 1 Uhr konnte ich mich aufrichten und zum Bette hinführen lassen. Dies ist Alles. Die Wunde war unbedeutend und hatte bloß die Haut betroffen. — Gestern bin ich schon ausgegangen und halte mich meistens im Garten auf. Misericordia Domini plena est terra! A subitanea et improvisa morte liberavit me Dominus.

Den 19. Mai.

Der neuliche Unfall hat keine anderen Folgen hinterlassen, als daß ich im Gehen und besonders im Treppensteigen noch vorsichtiger als sonst geworden bin. Uebrigens liegt für mich in dem Ereigniß eine eindringliche Mahnung, das Ende besser als bisher zu bedenken. — Von Cooper habe ich die Trilogie (d. l. Mohikaner 2c.) gelesen. Ich finde diese Sachen recht

interessant, lehrreich und größtentheils auch unterhaltend, möchte aber dem Ganzen das Epitheton schön nur mit großer Einschränkung zugestehen, weil die amerikanischen Zustände, welche hier geschildert werden, sowohl bei den Colonisten als bei den Wilden, ihrer Natur nach etwas Unschönes, Mangelhaftes, Halb- oder Ganz-Wildes und selbst viel Gemeines in sich tragen.

Den 1. Juli.

Was man sich in Breslau von meiner Theilnahme an der ärztlichen Behandlung unseres hochwürdigsten Herrn Cardinals erzählt, ist ungegründet. Am 25. v. M. kam sein Sekretär, Herr Paintner, in größter Besorgniß zu mir, referirend, daß der Kranke immer schwächer werde und an diesem Tage schon 2 oder 3mal von vorübergehenden Krämpfen befallen und daß bereits eine Estaffette an Herrn Dr. Patzak abgeschickt sei. Er selbst (Paintner) und Frau v. Wohringen fürchteten das Aeußerste und ersuchten mich dringend, jedoch ohne Vorwissen Sr. Eminenz, die Nacht in Johannisberg zuzubringen, zumal dort kein Arzt zu haben sei. Obwohl nicht wissend, ob und wie ich auf meinen noch sehr schwachen Füßen die hohen Treppen ersteigen werde, ließ ich mich dennoch bewegen, mitzufahren. Man nahm aber Anstand, und gewiß nicht ohne Grund, den Kranken von meiner Anwesenheit in Kenntniß zu setzen und ich konnte mich, nach genauer Erkundigung, nur darauf beschränken, einige einfache Rathschläge zu ertheilen, von welchen ich nicht weiß, ob sie befolgt worden sind. Die Nacht verging ruhig und am folgenden Morgen kehrte ich nach Patschkau zurück, ohne den Cardinal gesehen zu haben. Unterwegs begegnete mir Dr. Patzak, dem ich das Vorgefallene kurz erzählte, ihm selbst, als ordinario, das Weitere überlassend. Seit dieser Zeit habe ich weder eine Aufforderung, noch eine Nachricht erhalten. Von einer gemeinschaftlichen Behandlung kann daher nicht die Rede sein.

Den 17. August.

Mit meiner Gesundheit steht es wie früher. Seit deiner Abreise bin ich schon mehrmal wieder hingefallen, mit Schwindel und elektrischen Schlägen, jedoch ohne Schaden zu nehmen. Ueber den Zustand unseres Herrn Cardinals nur Folgendes: Seit meinem ersten Consilium mit Dr. Passavant, mit dem ich mich auf das freundlichste verständigen konnte, war in der That das Befinden des Kranken besser geworden. Vor acht Tagen besuchte mich Passavant wieder, um mir diesen günstigen Verlauf mitzutheilen und das Weitere mit mir zu besprechen, da er selbst bald abreisen müsse. Durch ihn ersuchten mich auch der Cardinal und die Damen, weil meine Gebrechlichkeit mir nicht erlaube, öftere Reisen zu machen, daß ich fernerhin Botschaften annehmen und von hier aus Rath ertheilen möge, was ich natürlich nicht abschlagen konnte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich erst bestimmt, daß Dr. Patzak entlassen sei. Gestern erhielt ich abermals eine Aufforderung, nach Johannisberg zu kommen, weil wieder krampfhafte Ohnmachten eingetreten seien. Trotz des Gußregens machte ich mich auf den Weg und fand dort auch den Reg.-Medicinalrath Brefeld, den man vermöge seiner Stellung, und auch als Westphalen, als künftigen Leibarzt für die Residenz in Betracht genommen. Passavant reist in einigen Wochen ab. Brefeld will einen jungen Arzt nach Johannisberg schicken, der sich mit mir in Verbindung setzen und rapportiren soll. — Dieser gestrige Besuch hat mich sehr bewegt. Ich kann es nicht genugsam ausdrücken, welch' rührenden Eindruck das Leiden des hochwürdigsten Herren, sowie seine Geduld und Ergebung hervorzubringen im Stande sind, wie freundlich seine Rede gewesen, und wie liebreich und dankbar er mich aufgenommen und entlassen hat. Als ich bedauerte, ihm nicht augen-

blicklich helfen zu können, erwiederte er mit lebhafter Gutmüthigkeit: „Sie haben mir ja schon geholfen; denn ohne Ihren guten Rath hätte ich den schrecklichen Tic douloureux im Rücken nicht überstehen können.“ (Er meinte eine einfache Einreibung, die ihm den Rückenschmerz benahm.) Indessen scheint er auf Alles gefaßt und bereit zu sein: „nach sieben Jahren einem Besseren Platz zu machen.“ Dann sprach er auch von der Geduld der heiligen Theresia, die er vorzüglich zu verehren scheint. Das Einzige, was ihn beunruhigt, ist das Liegenbleiben der Geschäfte. Beim Abschiede drückte er mir wiederholt die Hand, empfahl sich in mein Gebet und gab mir ein Kistchen Havanna-Cigarren mit auf den Weg. — Ich bedauere sehr, ihn nicht täglich sehen zu können. Das Bewußtsein, die Flügel zum Reisen verloren zu haben, ist wirklich drückender, als ich mir früher vorgestellt. Neulich habe ich aus Brüssel vom Conseil superieur d'hygiène die Einladung erhalten, im September zum Congrès general d'hygiène zu kommen, einer höchst praktischen Versammlung, bei welcher sich Männer aus ganz Europa (nicht bloß Aerzte) versammeln werden. Wäre ich gesünder, so würde ich diese Reise gern unternehmen, da der Zweck dieser Zusammenkunft gerade mein Lieblingsfach betrifft; aber jetzt will es Gott nicht mehr haben.

Den 2. Oktober.

Die Tage kommen mir, seitdem du mich verlassen hast, etwas trübe vor und haben mich in eine Stimmung versetzt, worin man sich nach Trost und Muth umsehen muß, um nicht die contenance zu verlieren. Auch habe ich wieder zwei Tage zu Bette zubringen müssen, da sich mein Krankheitszufall wiederholt und diesmal besonders viel Schwindel und Erbrechen hervorgebracht hat. Ich empfehle mich dringend in dein Gebet.

Den 14. Oktober.

Ich danke dem lieben Gott, daß die letzten Wochen glücklich überstanden sind und ich mich jetzt wieder wohler befinde. In der That, bin ich diesmal an Leib und Seele sehr leidend und eigentlich kränker gewesen, als es den Anschein hatte. Seitdem die Gicht sich nicht mehr so oft und so stark auf die Füße wirft, scheint sie mehr das Gehirn und den Magen zu ergreifen. Dies bestätigt der widerliche Anfall, den ich am 28. September erlitt. An jenem Tage befand ich mich nach dem Frühstück ruhig in meiner Stube, die Zeitung lesend, als ich plötzlich von unwillkührlichem Zucken der Gesichtsmuskeln, Uebelkeit und Ohnmacht ergriffen wurde. Meine Wirthschafterin, die bald darauf eintrat, fand mich auf der Erde liegend. Es folgte dann häufiges Erbrechen, anhaltender Schwindel und Kopfschmerz mit äußerst widrigen Empfindungen, weshalb ich 48 Stunden das Bett nicht verlassen konnte. Dabei eine ungewöhnliche, mir sonst eigentlich fremde Niedergeschlagenheit, Todesgedanken und eine große Sehnsucht nach dir. Am dritten Tage konnte ich wieder aufstehen und war im Stande, mich lange mit H. zu unterhalten. Von nun an ließ ich mich, obgleich noch immer schwindlich und schwach, täglich zweimal auf die Promenade führen, da ich fand, daß die Bewegung in freier Luft mir wohlthätig war. Jetzt befinde ich mich wieder in statu quo. — Meine Gesundheit ist offenbar sehr schwankend und unzuverlässig. Ich bin zwar bereit, mich Gottes Fügungen demüthig zu unterwerfen, aber ich fühle mich noch nicht würdig, vor Seinem Angesicht zu erscheinen. Bitte daher immerhin, daß der Vater aller Erbarmung ferner meine Tage friste und, si fieri potest, mir auf Erden noch einige Zeit zur Buße gewähre.

Den 27. Oktober.

Ich lese fleißig die Memoiren von Chateaubriand. Er ist eitel und unruhig, wie alle seine Landsleute und sein Katholicismus geht nicht tief, obgleich er sich selbst einen restaurateur de la religion nennt. Dabei aber ist er eine gute Haut, voll Geist und poetischen Lebens. Diese Memoiren ziehen mich um so mehr an, da sie zugleich eine historia sui (et mei) temporis sind und weil man daraus viel Welt- und Menschenkenntniß schöpfen kann.

Den 8. November.

Für dich scheint etwas Providentielles darin zu liegen, daß du mit Balmes Bekanntschaft gemacht und der Uebersetzer seiner Werke geworden bist, bevor du dich in den nebel- und zweifelvollen Abgründen der deutschen Philosophieen herumgeschlagen und abgequält hast. Wie viel Arbeit, Zeit und Verwirrung würde uns älteren Leuten erspart worden sein, hätten wir uns von Anfang eines so correkten, klaren und präcisen Führers, wie Balmes ist, erfreuen können. Dieser Weise (un sabio) ist freilich kein strenger Systematiker und läßt noch viele Fragezeichen stehen, was ihm jedoch in meinen Augen mehr zum Lobe, als zum Tadel gereicht. Er überschaut aber mehr als irgend einer unserer Zeitgenossen das Ganze; er besitzt einen ebenso umfassenden, als scharfsinnigen Blick und zeigt höchst einfach und bestimmt die Wege und Punkte an, auf welchen man die Wahrheit und Wirklichkeit (verdad y realidad) zu erkennen vermag. Dies ist gerade, was unserer Zeit so sehr Noth thut. Die Franzosen müssen ernster und die Deutschen klarer werden. Beide Nationen können von dem Spanier lernen und ich würde deiner deutschen Uebersetzung einen großen Erfolg versprechen, wenn die Welt nicht heut zu Tage mit Büchern schon gar zu

sehr übersättigt wäre. Jedenfalls wird aber diese Arbeit für dich selbst und für viele Andere von großem Nutzen sein, schon deßhalb, weil Balmes sehr geeignet ist, uns vor der philosophischen Philisterei zu bewahren; denn jeden Philosophen, der Alles und Jedes nur durch die Brille eines Systemes (und besonders eines deutschen) sieht, bin ich geneigt, mit Göthe und Brentano für einen Philister zu halten.

Ein Jahr ist nun verflossen, seitdem ich hier wohne. Was Thomas v. Kempen und der alte Seneca über die bei Ortsveränderungen vorkommenden Täuschungen sagen, kann ich jetzt aus eigener Erfahrung bestätigen. Die Hoffnung, daß meine Gesundheit hier erstarken und daß ich alsdann um so tüchtiger sein werde, noch geistig etwas zu leisten und namentlich mein medicinisches Testament zu schreiben, hat sich nicht erfüllt, wenigstens bis heute nicht. Im Gegentheil! In Oppeln wie in Patschkau, in Rom wie jüngst noch in Berlin, hat mich die Krankheit gefunden; nirgends habe ich ihr entlaufen können und ich glaube kaum, daß ich mich noch in irgend einem Lande vollständig acclimatisiren würde. Sei es darum; wenn mir nur die Hoffnung bleibt, dereinst ins wahre Vaterland zu kommen, ubi auffugiet dolor et tristitia et gemitus, mors neque corporis neque animae erit, sed immortalitatis munere vita jucunda (Beda). Gott sei gepriesen für Alles; nicht bloß für die geistigen und leiblichen Erquickungen, deren ich mich erfreuen kann, sondern auch für die Schmerzen und Krankheiten, die mir noch schwer fallen, obgleich ich sie gleichfalls als Wohlthaten und Gnaden erkenne. In meinem Leben compensiren sich immer wechselseitig Freude und Leid, und wenn ich betrachte, wie weise, barmherzig und gerecht der Herr das eine und das andere über mich verhängt, so finde ich mich jedesmal zur Anbetung und zum tiefsten Dank gestimmt. Immer und

überall begegnet mir die göttliche Barmherzigkeit. Es gibt kein Unglück ohne Glück, kein Leiden ohne Trost. Wenn die Gesundheit jetzt wankt, so kann ich eine ruhigere Pflege genießen, denn die geschäftlichen und amtlichen Sorgen drücken nicht mehr. Und wenn ich mich darüber betrübe, daß ich nichts Gutes mehr schreiben kann, so habe ich dafür wieder die Freude, in den Werken meines Sohnes zu lesen.

Den 27. November.

Betrübe dich nicht und werde nicht muthlos, wenn dich zuweilen eine Stimmung befällt, in welcher du die Unzulänglichkeit deiner geistigen Kräfte mehr als sonst empfindest. Dieses Gefühl ist den Stolzen und Verblendeten fremd, gewiß aber höchst heilsam und achtungswerth, wenn es aus Demuth und richtiger Selbstkenntniß entspringt. Die Bangigkeit aber, die sich dabei einmischt und unsere Thätigkeit zu verwirren oder zu lähmen sucht, ist wohl in den meisten Fällen nichts anderes, als eine Versuchung, der man kräftig widerstehen muß. Laß dich durch solcherlei tristitia nicht niederdrücken; danke vielmehr dem lieben Gott für alle Gnaden und Gaben, die du von Ihm empfangen hast, thue, was du kannst und stelle den Erfolg Ihm ganz getrost anheim. Ich sage dies auch in Bezug auf deine literarischen Arbeiten. Viele Bücher haben den Ruhm; andere verdienen ihn; ein schlechtes wirst du nicht schreiben. Uebrigens ist niemals zu vergessen, daß alles menschliche Wissen nur Stückwerk und all' unser Thun und Wirken unvollkommen ist. Ja Gott selbst will nicht, daß wir Alles wissen und Alles vollbringen sollen, was uns gut zu sein scheint. Das häufig mißverstandene und übel angebrachte Sprüchwort: In magnis voluisse sat est, hat wirklich einen tiefen Sinn. Gott verlangt von Jedem gutes Wollen, nicht aber reiches Wissen oder

können. Die hier nur mit gutem Willen fortarbeiten und oft unter Thränen ihren Samen streuen, will er mit ewiger Freude belohnen, wenn sie auch nur wenige Früchte (manipulos) eingesammelt haben. Der Wissenschaft ist kein solcher Preis gesetzt; und zur Weisheit und wahren Erleuchtung kann Niemand gelangen, der nicht guten Willen hat. Dieser ist und bleibt zur Erkenntniß aller höheren Wahrheit immer die Hauptbedingung; daher auch die merkwürdige Erfahrung, daß oft den Kindern Gottes wie zufällig in die Hand gelegt wird, was die Kinder der Welt mit aller Anstrengung nicht finden können, und daß den Einfältigen und Unwissenden oft einleuchtet, was den Philosophen verborgen ist.

Den 3. Dezember.

Die Vergleichung der Balmesischen Lehren mit den deutschen Philosophieen, insbesondere der Günther'schen, wird nicht lange auf sich warten lassen und ohne Zweifel mehrfach versucht werden, sobald der deutsche Balmes erst vorliegen und vollständig übersetzt sein wird. Eine solche Vergleichung ist auch nöthig; sie müßte aber, wenn sie nutzen soll, eine wahrhaft kritische sein. Ich glaube, daß diese Vergleichung demjenigen am besten gelingen würde, der dabei nach Balmesischer Methode verführe, vorausgesetzt, daß er eine hinreichende Kenntniß von dem deutschen Material besitzt. Dieses sich eigen zu machen, ist aber in der That kein leichtes Geschäft, theils wegen der Masse der Bücher (wenn auch nur der Günther'schen Literatur), theils auch wegen der corrupten und verdunkelten Sprache, in welcher dieselben geschrieben sind. Das non plus ultra dieser Art von barbarischem Stil fand ich neulich in einem neuen Werke der Günther'schen Schule: „Die Welt, angeschaut in ihren Gegensätzen Geist und Natur, von W. Gärtner." Den Hermesianismus

möchte ich als überwunden ansehen, da er immer mehr abstirbt, wenigstens mit Unfruchtbarkeit geschlagen ist und zum Theil vom Güntherianismus verschlungen wird.

Den 24. Dezember.

Ich danke Gott für die Gnade, daß Er mich die Freude seines heiligen Weihnachtsfestes noch immer genießen und empfinden läßt. Freilich ist im Verlaufe der Zeit gar Vieles anders geworden. Sie lebt nicht mehr unter uns, die einst so viel zur Erhöhung unserer Weihnachtsfreude beigetragen. Auch mein Verhältniß zu dir ist umgekehrt; denn während du früher von mir Geschenke empfingest, lasse ich mich jetzt von dir beschenken. Deßhalb fühle ich aber keine Demüthigung, sondern vielmehr eine unaussprechliche Rührung, deren Wesen nichts anderes sagen will, als daß du die Freude meines Herzens bist.

Ich habe mir neulich Günther's Lydia geborgt, dabei aber gefunden, daß dieser Mann in der neuesten Zeit nicht zu-, sondern abgenommen hat. Es war mir unmöglich, dieses Gemisch von Ernst und Frivolität, Kälte und Leidenschaft bis zu Ende zu lesen und das Ganze schien mir vielmehr ein barockes Spintisiren, als ruhige Speculation zu sein. Ich zweifle, ob es die Zeit und Mühe verlohnt, daß du dich mit der Lehre, Methode und Sprache dieser sogenannten Schule noch näher bekannt machest; gewiß könntest du statt dessen etwas Besseres thun. Mir fiel dabei unwillkührlich der alte Görres ein, der (soviel ich mich aus einem Gespräch erinnere) Günther und Consorten nicht bloß zu dulden, sondern sogar in gewisser Art zu honoriren schien, sie aber doch nur als Grenzreiter ansah, bestimmt sich an der Peripherie des Reiches Gottes mit Pantheisten und Rationalisten herumzuschlagen, aber untauglich, das Innere zu verwalten und das Heiligthum zu hüten. Bleibe du

im Innern, lieber Sohn. Uebrigens werde ich mich niemals mit einer Sippschaft befreunden, die quoad philosophiam den heiligen Thomas, Augustinus, Maistre, Windischmann und Ventura mit solcher Rücksichtslosigkeit und hochmüthiger Impietät zu behandeln sich erkühnt. In der Lydia (Bd. III. S. 189) wird auch von dem seligen Professor Klee gesagt: er habe „vom Stallfutter für Kirchenlämmer so viel zu sich genommen, daß er vor Blähungen weder aus noch ein gewußt, doch könne man einem Professor der Theologie nicht wie dem ersten besten Kalbe mit einem Troicartstich zu Hülfe kommen!" Solch' lieblose Aeußerungen beweisen ohne Weiteres, daß diese sogenannten christlichen Philosophen nicht auf dem rechten Wege zur Nachfolge Christi sind.

Den 9. Januar 1853.

Das Uebelbefinden, welches mich in der Nacht vom 30. auf den 31. Dezember befiel, ging schnell vorüber und hatte nicht viel zu bedeuten. Uebrigens ist es im Allgemeinen wahr, daß meine körperliche Gesundheit seit 13 Monaten merklich abgenommen hat. Das Podagra ist seit dem letzten Frühjahr ausgeblieben, dafür aber haben sich bedenklichere Anfälle eingestellt, die ich nur als Wirkungen einer sogenannten irregulären (d. h. inneren und edlere Theile ergreifenden) Gicht betrachten kann. Es wäre mir lieb, wenn anstatt dieser widrigen Zufälle das alte Podagra wiederkehrte, bei welchem der Kopf immer frei blieb und keine Gefahr zu besorgen war, während ich jetzt im Denken, Lesen, Schreiben und Bewegen mich großer Enthaltsamkeit und Vorsicht befleißen muß und, was mich am meisten schmerzt, für die Wissenschaft fast gar nichts mehr leisten kann. An meinem opus posthumum habe ich das ganze Jahr nur 16 Seiten geschrieben. Auch deutet die Abnahme der Sehkraft

und des Gedächtnisses auf die natürlichen Gebrechen des Alters hin, an die ich mich noch gar nicht recht gewöhnen kann. Che fare? Ich rufe den lieben Gott täglich um seinen Beistand an, gehe auch öfter als sonst zur heiligen Beicht und will mit möglichster Geduld erwarten, ob und auf welche Zeit mein Lebenspaß mir noch prolongirt werden wird. — Der Tod unseres guten Jarcke, den ich seit 27 Jahren als einen meiner liebsten Freunde betrachtet, hat mich sehr bewegt. Er war noch einige Jahre jünger als ich, ein Kernmensch wie Wenige! So löscht ein Licht nach dem anderen aus! Gott gebe, daß sich Andere entzünden und die Finsterniß mit neuem und strahlendem Zeugniß erhellen. —

Mit dem Herrn Cardinal geht es allerdings besser, doch ist er sehr herabgekommen und auf seine Genesung nicht mit Sicherheit zu rechnen. Die Zeitungsnachrichten waren bisher alle unrichtig oder übertrieben. Die vor Weihnachten spontan erfolgten reichlichen Entleerungen, mit welchen alle im Unterleibe fühlbaren Verhärtungen schwanden, haben die frühere Annahme von Stricturen und Krebsgeschwülsten im Darmkanal ziemlich vollständig widerlegt. Dieses negative Resultat ist für die Erkenntniß und Cur des Uebels von Wichtigkeit, für den Kranken beruhigend und für mich selbst eine gewisse Satisfaktion, insofern ich schon gegen Passavant die Vermuthung ausgesprochen, daß die angeblichen Geschwülste am Ende nichts weiter, als alte verhärtete foeces sein könnten. Eine bestimmte Diagnose war aber freilich in diesem dunklen Falle höchst schwierig, wo nicht ganz unmöglich.

Den 26. Januar.

Der Tod unseres geliebten Cardinals hat mich in eine wahrhafte Trauer versenkt, obwohl ich längst darauf vorbereitet

sein konnte. Von dem Sektionsbefund bin ich durch Dr. Dittrich vollständig unterrichtet. Ob dieses Ergebniß mehr zu unserer Beschämung, oder mehr zur Beruhigung dienen kann, darüber bin ich noch zweifelhaft. Daß der Magen gesund und meine Vermuthung, wornach die fühlbaren Geschwülste nichts weiter als verhärtete foeces gewesen, richtig war, hat sich zwar bestätigt; Niemand aber konnte wissen und vorhersehen, welch' gräuliche Entartung man in der Leber, im Mastdarm und selbst am Kreuzbein finden würde. Soviel ist gewiß, daß ein Mensch mit so zerstörten Organen nicht leben und nicht genesen kann. Es erscheint fast wunderbar, daß der selige Cardinal bei solchen Uebeln sein Leben noch so lange gefristet und dabei nicht noch größere und anhaltendere Schmerzen ausgestanden hat. Gott ist ihm gnädig gewesen. Er hat sich dem unerforschlichen Rathschlusse unterwerfen müssen, gegen welchen alles menschliche Reden und Meinen so unnütz wie thöricht ist. Dennoch kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß Diepenbrock's Leben vielleicht noch lange hätte erhalten werden können, wenn er noch vor wenigen Jahren seine diätetische Lebensweise hätte ändern und die Quellen von Carlsbad besuchen wollen. Grüße von mir ganz besonders Herrn Canonicus Förster, dem ich bei dem erlittenen Verlust alle Stärkung und Erleuchtung von Oben wünsche. Ich weiß, daß er das Wohl unserer Kirche in seinem Herzen trägt. Ihm hauptsächlich hatten wir unseren jetzt entschlafenen Bischof zu danken; möge er jetzt wieder einen Nachfolger wählen helfen, der eines solchen Vorgängers würdig ist.

Den 25. Februar.

Aus Dankbarkeit für die erquicklichen Bücher, mit denen du mich erfreut hast, schicke ich dir einen kleinen Beitrag zu den biographischen Notizen über Diepenbrock, besonders über

dessen Krankheit. Ich habe mich bemüht, für die Leser deines Kirchenblattes so populär und einfach als möglich zu schreiben. Zu den Aerzten hätte ich in der jetzt üblichen barbarischen Medicinalsprache reden müssen, die mir zuwider und wegen ihrer affektirten Hohlheit auch um nichts verständlicher ist. Mit dem Verlauf meines Podagra, welches diesmal ein recht tüchtiges war, geht es langsam, aber im Ganzen doch vorwärts. Meine Sehnsucht, das Frühjahr in Gottes freier Luft wiederzusehen, ist groß. Damit hängt zusammen, daß hier in Patschkau die Neigung zur Naturgeschichte sich auch bei mir wieder angeregt findet. Schon im Herbste habe ich bei der Pflanzung meiner jungen Zierbäume und Sträucher wieder etwas von der alten botanischen Lust empfunden. Und die lieben Vögel, welche selbst im Winter den Garten nicht völlig verlassen, hatten mich veranlaßt, die Ornithologie von Buffon von neuem durchzulesen. Noch vor Kurzem hat sich mehrere Wochen lang sogar der seltene und prachtvolle Eisvogel an unserem Mühlbach aufgehalten. Der Wintergarten ist mein tägliches Vergnügen; die Myrten stehen frisch, die Camelien bereits in voller Blüthenpracht, die Azaleen und Rhododendren sind voll von viel versprechenden Knospen.

Den 8. März.

Vor Allem lobe ich die treffliche „Geschichte der Philosophie," die wirklich dem Balmesischen Werke die Krone aufsetzt. Der feine Takt in der Auswahl des Wesentlichen, die Klarheit der Darstellung, der scharfe und zugleich naive und fromme Verstand, womit eine so große Masse bewältigt und in einem beschränkten Raum auf den präcisesten Ausdruck gebracht ist — Alles dieses kann ich nicht aufhören zu preisen. — Wolfgang Menzel ist immer genial und ein geistvoller Kritikus

gewesen, heute aber noch viel korrekter als im Jahre 1828. — Wundere dich nicht, daß ich in Bezug auf deine Gesundheit etwas ängstlich geworden. Der Tod hat mir in der letzten Zeit mehrere Freunde und Bekannte entführt; ein paar Mal ist er mir selbst auf den Leib gerückt und diese Nähe hat mir Respekt und Mißtrauen eingeflößt. Selbst in meiner Umgebung hat er mir, außer dem verehrten Cardinal, meinen alten Dr. Bach hinweggenommen; jetzt liegt der Erzpriester Kux darnieder, und wird schwerlich wieder aufstehen.

Den 31. März.

Gestern Abend ist Erzpriester Kux im Herrn verschieden. Der Pater Harder, dieser wirkliche Missus a Deo, hat ihm in den letzten Tagen bis zum Ende beigestanden und ihm unbezahlbaren Trost gebracht. O würde mir doch einstens auch eine solche Gnade, ein solcher Beistand zu Theil! Nun ist also der letzte von den drei christlichen Männern gestorben, die hier meinem Herzen am nächsten standen: Dr. Bach, Diepenbrock und Kux! Gott verleihe ihnen Allen die ewige Ruhe und entziehe auch mir seine Gnade nicht.

Den 26. April.

Wir wollen nicht vergessen, daß alle Schriftsteller unvollkommene Menschen sind und deßhalb eine billige Nachsicht verdienen, wenn sie nur sonst eines guten Willens sind. Weniger Nachsicht verdienen aber diejenigen, welche von Hochmuth, Spottsucht und Satyre oder Malice besessen sind. Günther hat jedenfalls darin gefehlt, daß er die zwei Substanzen des Menschen, Geist und Natur, worüber kein Streit ist, geradezu zu zwei Seelen (eine geistige und natürliche) macht, da doch die Seele nur eine und nichts weiter als das Produkt der beiden Substanzen ist.

Ich halte es mit der heiligen Schrift, mit dem heiligen Thomas und unter den Neueren mit Görres und Windischmann. Der Mensch hat allerdings nur eine Seele (— anima una est sagt der heilige Thomas); aber diese hat verschiedene Seiten (potentias) z. B. anima rationalis, anima sensitiva, anima vegetativa u. s. w. Erst aus den beiden Substanzen (limus und spiraculum) factus est homo in animam viventem, nicht aber darf man nur eine oder die andere Substanz als Seele betrachten. In gewissem Sinne könnte man sagen, der ganze Mensch sei Seele. Dennoch aber müssen Geist, Seele und Leib unterschieden werden, wie das auch St. Paulus gethan und wahrscheinlich auch St. Johannes verstanden hat. Laß mich doch gelegentlich auch den Schlachtruf des Professors Baltzer lesen. Ich glaube, daß es zu einer entscheidenden Schlacht gar nicht kommt, sondern bloß bei kleinen Scharmützeln bleiben wird. Solchen Fragen und Streitigkeiten wird in der literarischen Welt niemals durch bloße Widerlegung ein Ende gemacht. Das Günthersche System wird ebenso untergehen, wie in Deutschland alle anderen philosophischen Systeme untergegangen sind, nicht durch Polemik, sondern entweder durch etwas Neues, oder durch Altes und Wahres. Ich wünsche nicht, daß du mit solcher Zänkerei deine Zeit verlierst. Dies wäre wenig fruchtbringend und sehr ennuyant.

Den 21. Mai.

Erst gestern Abend habe ich erfahren, daß Förster unser Erwählter ist. Möge ihm der heilige Geist, der ihn berufen, auch Kraft und Gnade zur Erfüllung des Berufes angedeihen lassen. Ich bitte dich, dem Neuerwählten meine vorläufige Huldigung und die herzlichsten Glückwünsche auszudrücken mit der Versicherung, daß jetzt meine Freude über alle Besorgniß trium-

phirt. Gott wird weiter helfen. — Die Pfingsten sind kalt und windig gewesen und mit meiner Schwäche ist es bis jetzt nicht besser geworden. Von ganzem Herzen freue ich mich auf deinen baldigen Besuch und verspare Alles, was ich noch zu sagen habe, auf deine Ankunft, zumal mir heute das Schreiben sehr beschwerlich fällt.

Den 4. Juni.

An Förster haben wir ohne Zweifel den besten Bischof, den wir erlangen konnten. Er hat den redlichsten Willen. Die geistliche Bürokratie, die in mancher Beziehung noch schlimmer, als die weltliche ist, wird er freilich nicht überwinden können. Dies vermöchte nur ein Bischof, der, im vollständigen Besitz seiner Rechte, tüchtige Organe besäße und alle wichtigeren Sachen selbst zu prüfen und zu entscheiden im Stande wäre. — In B.'s theologischen Briefen habe ich einige nützliche Citate, besonders aus Clemens Alexandrinus, gefunden. Manches scheint mir richtig gedacht und gesagt zu sein; nur Schade, daß selbst dieses durch unbezähmbare Leidenschaft wieder verdunkelt und abgeschwächt wird. Dem unbedingten Eifer, mit welchem B. den Günther vertheidigt, mag eine gewisse Pietät und Freundestreue zu Grunde liegen; es verräth aber einen großen Mangel an Selbstständigkeit, dem Meister sogar in alle Irrthümer zu folgen und auf dessen Worte ohne Ausnahme zu schwören. — In die neuen magisch-dämonischen Künste,*) die aber eine sehr ernste Seite haben, bin ich noch nicht genug eingeweiht, obwohl die Sonntagskinder (ich bin ein solches) für alles Geisterhafte eine absonderliche Anlage besitzen sollen. Meine Wirthin hat neulich ohne alle mechanische Gewalt und ganz allein mit ihren leise zufühlenden Händen schon nach drei Minuten bewirkt, daß mein Hut auf dem

*) Das Tischrücken ꝛc.

Tische spazieren ging und sich vollständig um seine Axe drehte. Ich werde meine bibliotheca magica et fanatica befragen.

Den 24. Juni.

Ich rufe mir öfters mit dem gottseligen Kempis zu: Relinque cupidinem et invenies requiem; es heißt aber auch an einer anderen Stelle: Non ponas te ad multam requiem, sed ad magnam patientiam. Also ist und bleibt die Geduld die Hauptsache und gerade von dieser Hauptsache fehlt mir noch das meiste, weniger bei körperlichen Leiden (mein Zustand ist jetzt erträglich), als bei gewissen Seelenstimmungen. Es ist Geduld vonnöthen, um die in diesem Monat fast täglichen Regengüsse und Gewitter zu ertragen. Gestern vor 8 Tagen hatten wir einen Wolkenbruch und am Montage einen furchtbaren Hagelschlag, wodurch viel zerstört und überschwemmt wurde. Geduld ist auch erforderlich bei dem Stillsitzen in dieser Jahreszeit, während welcher ich sonst so gern auf Reisen war. Ich komme mir oft vor wie ein Zugvogel, der zur Zeit der Wanderung in seinem Käfig unruhig wird und wegen gelähmter oder beschnittener Flügel sich nicht aufschwingen kann. Viel Geduld gehört auch zum Umgange mit mir selbst und mit den Menschen, ja sogar mit alten wohlmeinenden Bekannten, die mit beredter Zunge sehr wenig oder nichts zu sagen wissen. Geduldig muß ich endlich deiner lieben Ankunft entgegenharren, die leider in diesem Jahre später, als ich glaubte, erfolgen kann. Denn du bist unter allen Menschen der Einzige und Nächste, dessen Geist und Herz mich am meisten erquicken und befriedigen können. — Neulich hat mich Bogodain besucht und mir viel von der Oppler'schen Misere erzählt, die anfängt, mir gleichgültig zu werden. — Erfreulich war mir ein guter Brief von meiner Schwester Magdalena, von der ich mich schon vergessen

glaubte. Wir werden dringend gebeten und eingeladen, die alte böhmische Heimath nach so langer Zeit wieder zu besuchen. Ich wäre auch nicht abgeneigt, die Gegend noch einmal zu sehen, wo ich einst als Knabe gespielt, wenn ich nur überhaupt noch größere Reisen machen könnte! —

Den 8. Juli.

Neulich habe ich meine Reisefähigkeit probirt und auf einige Stunden den guten St. in Neisse besucht, der seit einiger Zeit kränklich ist. Diese bei gutem Wetter gemachte Fahrt ist mir im Ganzen so gut bekommen, daß ich anfing, noch andere Ausflüge zu projektiren. Dann aber folgten wieder Regentage und allein der Nässe ist es zuzuschreiben, daß ich am 1. d. M. einen Gichtanfall erfuhr. Dieser ist jedoch mäßig und wird hoffentlich bald vorüber sein. Dein längst von mir ersehnter Besuch wird gleichfalls als vis medicatrix wirken.

Den 11. August.

Die Einsamkeit, in welche ich jetzt wieder versetzt bin, ist fast zu schnell gekommen und ich werde mich erst wieder daran gewöhnen müssen. Indessen stärkt mich die Hoffnung, dich bald wieder gesund bei mir zu sehen. Mein Pedal bessert sich sichtbar und gestattet mehr Bewegung als sonst. Ich bringe viele Zeit im Garten zu.

Den 20. September (letzter Brief).

Seit deiner Abreise ist mein Befinden nicht verändert. Ich wanke und schwindle fort, so gut es gehen will. Am schwersten drückt mich, daß ich geistig und körperlich nichts mehr arbeiten kann und daß selbst zur Geduld und Selbstverläugnung die nöthige Kraft zu fehlen scheint. Gott helfe mir! Uebrigens ist aus meiner kleinen Welt nichts zu melden, als daß ich neulich

in Ober-Gostiz gewesen und am Fuß der Heidelkoppe etwas Waldluft geathmet habe. Lebe wohl und gesund, mein lieber Franz. Verlasse den Weg nicht, auf welchen dich Gott selbst geführt. Beata simplicitas! Fides a te exigitur et sincera vita, non altitudo intellectus. Ratio humana debilis est et falli potest; fides autem vera falli non potest. (Thomas von Kempis.) Herzlichen Gruß und Kuß von deinem treuen Vater C. J. L.

Der im vorstehenden (letzten) Briefe ausgesprochene Wunsch: „Gott helfe mir!" ist sehr bald in Erfüllung gegangen. Am 2. Oktober (Sonntag früh um 7 Uhr) als der noch Schwache und Gebrechliche sich eben ankleiden wollte, um in die Kirche zu gehen, traf ihn der längst befürchtete und von ihm mehrmal vorhergesagte Nervenschlag, der ihm sofort das Bewußtsein raubte und schon um 5 Uhr Nachmittag seinem Leben ein Ende machte. Es war mir nicht vergönnt, ihm in der letzten Stunde zur Seite zu stehen und ihm die Augen zudrücken zu können. Erst am 4. Oktober konnte ich an seiner Leiche knieen, welche, dem Wunsche des Entschlafenen gemäß, nach Oppeln gebracht und dort an der Seite meiner Mutter unter großer Theilnahme zur Erde bestattet wurde. Auf dem Grabstein steht die Inschrift: Infirmus fui et visitasti me: intra in gaudium Domini tui. Das Gedenkblatt, welches den Freunden und Bekannten übermittelt wurde, lautet (und die vorstehende Biographie bestätigt die Wahrheit des Gesagten): „Am 2. Oktober 1853, am Feste des heiligen Rosenkranzes, starb zu Patschkau in Schlesien, an den Folgen nervöser Gicht, der Geheime Medicinalrath Dr. Carl Ignaz Lorinser, im

58sten Jahre seines Alters. Er war festgegründet im katholischen Glauben, barmherzig und liebreich gegen die Armen und Kranken, gewissenhaft in allen seinen Pflichten, unerschrocken in Gefahren, thätig und gottergeben in seinem Leben, eifrig im Dienste des Herrn, freundlich gegen Jedermann. Durch viele Leiden und Trübsale geläutert, ist er sanft den Tod des Gerechten gestorben."

In einem im Schreibpulte gefundenen offenen Briefe, welcher die Aufschrift trägt: „An meinen lieben Sohn Franz Lorinser, für den Fall meines plötzlichen Ablebens" kommen, außer einigen Bestimmungen über die zeitliche Hinterlassenschaft, folgende Worte vor, mit denen diese Biographie am würdigsten geschlossen wird:

„Ich bitte dich inbrünstig, für meine arme Seele zu beten und beten zu lassen, vorzüglich bei dem Opfer der heiligen Messe, damit der dreieinige Gott mir auf die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau und aller Heiligen alle meine unzähligen Sünden vergebe, mir gnädig und barmherzig sei und dereinst mit allen Ihn liebenden Seelen, insbesonders auch mit dir und deiner geliebten Mutter, mich an dem ewigen Frieden Theil nehmen lasse. Dein Gebet, mein lieber Sohn, wird für mich die allergrößte Wohlthat und noch jenseits des Grabes das stärkste, innigste Band und Mittel unserer Vereinigung sein. Mein Leichnam soll, wo möglich, in Oppeln an der Seite deiner geliebten Mutter ruhen und ohne Gepränge beerdigt werden. — Gelobt sei Jesus Christus!

Selbst geschrieben: Patschkau, den 6. Juli 1853.

Carl Ignatius Lorinser."

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lorinser, Carl Ignatius

Carl Ignatius Lorinser Eine Selbstbiographie. Vollendet und herausgegeben von seinem Sohne Franz Lorinser. Mit dem Porträte des Selbstbiographen. 2 Th. in 1 Bde
Bd.: 2

Regensburg 1864

Biogr. 646 g-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064668-3